PAUL FECHTER

Der Ruck im Fahrstuhl

ROMAN

83
F31

LIBRARY
OF
ST. STEPHEN'S COLLEGE,
ANNANDALE, N. Y.

miles > 50

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/unknown0000paul

Paul Fechter / Der Ruck im Fahrstuhl

Paul Fechter

Der Ruck im Fahrstuhl

Roman

Viertes bis sechstes Tausend

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Berlin und Leipzig
1927

Main PT 2611 .E18 R8 1927
Der Ruck im Fahrstuhl (83 F31)

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1926 by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

BARD COLLEGE LIBRARY
Annandale-on-Hudson, N.Y. 12504

Das Symbol

Die Folge war, daß der Fahrstuhl, bevor er sein von Gott und den Insassen gewolltes Ziel erreicht hatte, mit einem heftig quietschenden Ruck plötzlich haltmachte, — die weitere, daß ein paar Sekunden später in seiner oberen, bereits in der ersten Etage befindlichen Hälfte ebenfalls ein heftiges Quietschen, diesmal dreistimmig, erscholl. Gleichzeitig gerieten in seiner unteren Hälfte, im Hochparterre, von der Flurbeleuchtung liebevoll bestrahlt, ein Paar hellviolette, ein Paar lichtgraue und ein Paar schwarzseidene Damenstrümpfe, beziehungsweise die von ihnen umschlossenen Körperteile unterhalb der zugehörigen, entsprechend gefärbten Kostümröcke in angstvoll trampelnde Bewegung.

Man könnte hier einwenden: halt! Wenn ein Fahrstuhl zwischen den Etagen hängen bleibt, so ist es zwar wohl möglich, im Oberstock von außen die Häupter der Insassen zu sehen, falls der Schacht nämlich nur mit einer Gittertür verschlossen ist. Dagegen dürfte es kaum gelingen, im Hochparterre unter der Decke ihre unteren Hälften wahrzunehmen; denn auch der Fahrstuhl muß, um in Tätigkeit zu treten, durch Schiebetüren verschlossen werden, welche die Aussicht auf seinen Gesamtinhalt unten vollkommen verdecken.

Der Einwand wäre berechtigt, wenn nicht eben jener Ruck gewesen wäre, mit dem diese Geschichte etwas unvermittelt beginnt. Jener Ruck, der von vornherein als eine Folge bezeichnet wurde, hatte sich daraus ergeben, daß die Inhaberin der hellvioletten Strümpfe, alle physikalisch-technischen Gesetze außer acht lassend, plötzlich die Mahagonitüren des Aufzugs auseinandergerissen hatte, welcher Geste prompt der Ruck des Fahrstuhls gefolgt war — unter gleichzeitiger Eröffnung der Aussicht im Hochparterre. Die Sache hat somit technisch durchaus ihre Richtigkeit.

Im übrigen aber war jener Ruck nur das äußere Zeichen für allerhand innere Unrichtigkeiten. Die hellvioletten Strümpfe nämlich hatten eine Wut, die sich auf diese Weise etwas unüberlegt Luft gemacht hatte. Sie hatten eine Wut auf die schwarzseidenen, in denen ein Paar mütterlicher Beine steckten, während die lichtgrauen halb bekümmert, halb schwesterlich unbeteiligt beiseite standen.

Die seelischen Vorgänge innerhalb des Fahrstuhls waren indessen in diesem Moment erheblich weniger Problem als die Wiederherstellung der Beziehungen seiner Insassen zur Außenwelt. Eine der drei Armbanduhren in seinem Innern zeigte zehn Uhr zwanzig, die zweite zehn Uhr vierzig, die dritte behauptete sogar, es wäre halb drei. Es war also jedenfalls zwischen zehn und elf Uhr abends. Noch brannte die Nachtbeleuchtung. Einige Minuten später mußte sie erlöschen. Herr Niederstädt, der Portier, schlief längst und überdies im Hinterhaus. Schreien

war ja ganz schön; die Frage war nur, wer hörte es? Und wenn es schon jemand hörte: war er imstande, den Fahrstuhl wieder in Bewegung zu setzen?

Hierüber aber dachten die zum Schweben Verdammten nicht weiter nach. Sie wollten Hilfe; so schrien sie danach, laut und inbrünstig. Von Zeit zu Zeit machten sie Kunstpausen und starrten angestrengt lauschend auf die mattbeleuchtete Fläche des Treppenpodests, die sich draußen, wenig unterhalb ihrer Augen geheimnisvoll im Dämmer verlor. Sie hörten ein Auto tutend vorübergleiten, hörten eine Uhr schlagen und vom Hof her dünnes Klavierspiel. Von den ersehnten Geräuschen aber, vom Schließen eines Hausschlüssels, dem Öffnen einer Korridortüre oder gar von der hohen Stimme Herrn Niederstädts hörten sie nichts. Da sie alle drei unter poetischer Veranlagung litten, vernahmen sie in den Pausen zwischen den äußeren Geräuschen lediglich das Rauschen ihres eigenen Blutes.

„Großvater singt wieder," sagte in solch ein Schweigen hinein die unbeteiligte Schwester in Lichtgrau. Aus der Wohnung über ihnen drang in der Tat der gedämpfte Klang einer langsam, aber laut psalmodierenden männlichen Stimme. Die Worte konnte man nicht verstehen; darauf schienen die Drei auch wenig Wert zu legen. Denn diese akustische Beziehung zur Außenwelt blieb ebenfalls unbefriedigend und zwecklos.

Sie entschlossen sich daher, ihre Arbeit wieder aufzunehmen. Aber gerade, als sie beginnen wollten, stieß die Hellviolette plötzlich einen gellenden Schrei aus und starrte

stier hypnotisierten Blicks auf das Treppenpodest. Die anderen folgten automatisch der Richtung dieses Blicks und schrien dann a tempo ebenfalls gellend und in verschiedener Höhenlage auf — diesmal aber nicht um Hilfe, sondern vor Schreck.

Es war aber auch wirklich nicht schön. Denn draußen, dicht vor den Augen der Damen standen auf einmal reglos, nicht ganz Hacken zusammen, zwei männliche Stiefel, über denen ein paar dunkelbraune Hosen ebenfalls männlichen Geschlechts mit Bügelfalte aufwärts ins Dunkel emporstrebten. Es war nicht zu leugnen: vor dem Fahrstuhl stand ein bisher lautloser Mann.

An sich wäre das nicht schlimm gewesen; denn schließlich schreit man als weibliches Wesen zu dem Zweck, daß ein männliches erscheinen soll. Aber diese Stiefel hatten etwas merkwürdig Ungerufenes, Erschreckendes. Und dann geschah gleich darauf etwas, das die Sache noch viel mehr verschlimmerte. Das Bild veränderte sich. Die Stiefel hoben sich auf die Fußspitzen, man hörte das Knacken von Gelenken, und dann erschien von oben her im glücklicherweise nicht allzu hellen Licht des Fahrstuhls zwischen den Bügelfalten straff gespannt die Vorderpartie eines männlichen Hosenbodens in dem schmalen Bildraum, den die Fahrstuhltüre aus der Außenwelt ausschnitt. Alles übrige blieb verborgen trotz der tiefen Kniebeuge, in die der draußen Stehende offenbar versunken war. Zugleich aber klang aus dem Dunkel oberhalb des Bildraums eine männliche Stimme, die nicht ohne Beimischung von Heiterkeit die Frage stellte: „Nu, was machen denn Sie da drin?"

Die Damen hörten mit Entsetzen auf und begannen mit Entrüstung. Erstens wegen des Anblicks, den man ihnen da bot, und zweitens wegen der Frage.

„Was wir hier machen?" sagte die schwarzseidene Mama hoch und spitz, „wir möchten so schnell wie möglich hinaus und wären Ihnen sehr verbunden, wenn Sie das veranlassen würden."

Der Hosenboden wippte ein bißchen auf und ab. Etwas oberhalb von ihm ertönten Laute, die man unbedingt für ein Lachen nehmen mußte. Gleichzeitig klang von neuem die Stimme: „Nu, dafür kann ich doch nischt. Was soll 'ch denn nu machen, meine Damen?"

Die Anrede „meine Damen" im Verein mit dem freundlichen an die Gegend zwischen Pleiße und Elster erinnernden Dialekt wirkte versöhnend.

„Können Sie den Fahrstuhl nicht von außen in Betrieb setzen?" fragte die Hellviolette. „Drücken Sie doch mal auf den Knopf."

Der Hosenboden entschwebte aufwärts ins Dunkel. Gleich darauf knackte es mehrmals vernehmlich durch die Stille. Irgendwo unterhalb des Fahrstuhls knackte es auch; sonst geschah nichts. Das Mahagonikästchen blieb friedlich an seiner Stelle hängen.

„Drücken Sie nochmal!" rief die Mama. Der Mann draußen gehorchte. Mit demselben Erfolg. Zugleich ertönte aus der Höhe seine Stimme: „Das hilft gar nischt."

„Wäre es nicht das beste," schlug die Lichtgraue vor, „Sie gingen hinunter und weckten den Portier? Er heißt Niederstädt und wohnt im Gartenhaus parterre links."

Einen Augenblick herrschte Schweigen; dann kam's zurück: „Das mach' ich, den wer 'ch mal holen." Es wurde draußen hell: man hörte Treppensteigen, und ein noch junger blonder Mann wanderte zu Herrn Niederstädt.

Er tat es nicht direkt. Als er im Hochparterre angekommen war, blieb er stehen und betrachtete sinnend die von der Nachtbeleuchtung jetzt voll bestrahlten hellvioletten, die lichtgrauen und schon weniger interessiert die schwarzseidenen Strümpfe unter den dazugehörigen gleichfarbigen Kostümröcken. „Hibsch sieht das aus," sagte er gedankenvoll vor sich hin, entschied sich mit seinem Gefühl nach kurzem Schwanken für Hellviolett und riß sich nicht ohne Mühe los, um sich weiter abwärts nach dem Hinterhaus parterre links zu begeben.

Es war nicht ganz leicht, Herrn Niederstädt seinem Schlaf zu entreißen. Denn er war nicht nur Portier und Schuster (man roch es bis zur dritten Etage des Gartenhauses), er hatte auch eine Frau, die des Morgens bereits um vier an ihre Arbeit ging, welche in der Reinigung der Bureaus eines großen Bankhauses bestand. Und da Frau Niederstädt die Möbel geerbt hatte, welche die gemeinsame Stube zierten, so war sie der Herr und nicht Herr Niederstädt, und um acht Uhr, sobald das Haus geschlossen war, mußte er ins Bett, ob er wollte oder nicht. Infolgedessen schlief er zwischen zehn und elf am festesten.

Der junge Mann klingelte. Er klingelte nochmals. Und klingelte wiederum. Nichts rührte sich. Er überlegte — und schließlich fiel ihm ein, daß eine Parterrewohnung

nicht nur eine Türe, sondern auch Fenster hat. Er verließ den Vorraum, in dem es heftig nach Herrn Niederstädts Tätigkeit roch, kehrte auf den Hof zurück und begann, die Scheiben der Niederstädtischen Wohnung zu bearbeiten, dabei um so mehr Eifer entwickelnd, als ihm die Geschichte draußen im Dunkeln kühl zu werden begann. Denn es war bereits im September.

Sein Eifer hatte Erfolg. Es wurde im Innern hell; eine kleine Flamme erschien in der Finsternis. Durch eine Vorhangspalte sah der Wartende sie näherkommen, und dann stand ein dunkles Etwas hinter den Scheiben, und eine vor Ärger noch tiefere Stimme fragte drohend: „Wat is 'n det hier für 'n Krach?"

Der junge Mann bat das Etwas höflich, sich nach der Türe zu bemühen. Es handle sich um den Fahrstuhl. Nach einiger Zeit wurde denn auch die Niederstädtsche Sicherheitskette rasselnd gelöst, und das Etwas stand in der Tür, ein Licht in der Hand, und sah den Störenfried so wütend an, daß er seine Bitte um Hilfe nur mit Unterbrechungen vorzubringen wagte.

Es dauerte lange, bis das Etwas begriff. Daß es dieses tat, erkannte man nur daran, daß es sich wortlos umdrehte und langsam als eine riesige Silhouette vor dem kleinen Licht in seiner Hand ins Innere der Wohnung entwich. An dieser Silhouette sah der Wartende schaudernd, daß er es mit Frau Niederstädt zu tun gehabt hatte. Die Bestätigung ergab ein Ruf, der tief und energisch aus dem Dunkel an sein lauschendes Ohr drang: „Niederstädt, steh mal uff; die Jordanschen hab'n sich festjeklemmt."

Eine ganze Weile blieb es still, dann ertönte ein Schlurfen, und es erschien, dasselbe Licht in der Hand, ein neues Etwas. Es war viel kleiner, viel bescheidener, viel weniger drohend — es war Herr Niederstädt. Er blieb vor dem Jüngling stehen, starrte ihm mit blöden Augen unter dem wirren, graublonden, verschlafenen Haar ins Gesicht und fragte mit einer hohen, leisen Stimme: „Wat is'n los?"

Der junge Mann berichtete, und ganz allmählich schien Herr Niederstädt, beziehungsweise der Teil von ihm, der wach war, zu verstehen. Er reckte gedankenvoll mit der Linken die Hose, die er über sein Wollhemd gezogen hatte, vorne etwas höher, stellte das Licht auf den Boden und langte aus dem Dunkel einen Mantel hervor. Dann nahm er das Licht wieder auf, seufzte tief, sagte bekräftigend: „Ja, ja, ja, ja, ja," und schlurfte in seinen Pantoffeln langsam durch das Dunkel ins Vorderhaus.

Zuerst begab er sich an den Ort der Tat. Zum Unterschied von seinem Begleiter hielt er sich nicht im Hochparterre auf, sondern stapfte ohne jeden Blick ins Höhere bis zur ersten Etage, wo er weise nickend feststellte: „Der hat sich festjeklemmt." Dann kehrte er um, ohne sich den Insassen des Fahrstuhls bemerkbar zu machen, und stieg langsam, vorsichtig seinen Halbschlaf schonend, in den Keller hinab.

Man hörte ihn dort rumoren; dann knackte es auf einmal, und langsam, viel langsamer als sonst, begann der Fahrstuhl zu steigen. Er machte unterwegs mehrmals halt; denn Herr Niederstädt kurbelte ihn, und Herr Niederstädt

war darauf bedacht, seinen Schlaf wenigstens in beschränktem Umfang zu konservieren.

„Is hoch jenug?" erklang nach einiger Zeit von unten herauf seine fragende Stimme.

„Noch nicht ganz," kam es mehrstimmig zurück.

„Wieviel fehlt 'n noch?" Es ergab sich, daß zwei Handbreit fehlten. Herr Niederstädt verstummte, und nach einem Weilchen begann der Fahrstuhl von neuem zu steigen. Langsam, dafür aber über die zwei Handbreit hinaus, so daß bereits erneutes Angstgeschrei aus der Höhe brach. Auch der junge Mann brüllte energisch: „Stopp, stopp!" Da hörte Herr Niederstädt auf und kam langsam, mit der Linken die rutschenden Hosen haltend, die Treppe hinauf.

Dieses war auch nötig. Denn der Fahrstuhl war zwar oben, sogar ein bißchen mehr als oben, dafür aber ging jetzt die Gittertüre nicht auf. Der Jüngling stand davor und rüttelte daran: es half aber nichts. Er zog oben, er zog unten; die Türe blieb fest.

Bis Niederstädt kam. Er schlief immer noch halb, und die Ordnung seiner Haare war durch das Kurbeln nicht schöner geworden. Aber selbst seine halbwache Intelligenz reichte hin, das Problem zu lösen. Er rüttelte nicht an der Tür, er faßte sie gar nicht an, er schlug nur den Blick seiner wasserblauen Augen zu dem jungen Mann empor und sagte langsam und traurig: „Schieb'n Se doch erst mal den Riejel wech."

Dieser Rat des schlichten Mannes war in der Tat die Lösung: als man ihn befolgt hatte, ging die Türe mit einer

Art ironischer Liebenswürdigkeit fast von selber auf. Der junge Mann schämte sich ein bißchen; Niederstädt enthielt sich jeglicher seelischen Regung.

Und dann kamen die Damen endlich heraus. Die Hellviolette sagte gar nichts, sondern entnahm ihrem Täschchen nach einigem Kramen einen Schlüssel und schloß, immer noch haßerfüllt, die Korridortür auf. Die schwarzseidene Mama nickte hoheitsvoll: „Danke schön, Herr Niederstädt"; den Jüngling übersah sie mit einer Verachtung, die höchstens durch den Hosenboden zu motivieren war, und folgte mit leisem Rauschen der vorangegangenen Hellvioletten in den Korridor der Wohnung, zumal in diesem Moment die Nachtbeleuchtung ihr Ende erreichte.

Die Lichtgraue aber drückte noch einmal auf den schwarzen Knopf neben der Korridortür. Als das Licht wieder aufflammte, entnahm sie ihrem Täschchen einige Scheine, ging auf Herrn Niederstädt zu, der, sein Licht in der Hand, im Halbschlaf leise schwankend im Hintergrund stand und an gar nichts dachte, hielt ihm die Scheine hin und sagte: „Ich danke Ihnen schön, Herr Niederstädt, und seien Sie nicht böse, daß wir Sie aus dem Bett geholt haben."

Herr Niederstädt war nicht böse; aber er war in einem Dilemma. Er war nur halbwach und mußte überlegen, mit welcher Hand er die Scheine nehmen sollte. Mit der einen hielt er das Licht, mit der anderen die Hose. Beides war gleich wichtig; zuletzt entschloß er sich doch, nicht das Licht, sondern die Hose fallen zu lassen. Er drückte zu ihrem Halt die kümmerlichen Ansätze zu einem Bauch, die Frau

Niederstädt ihm gestattete, etwas weiter heraus, nahm die Scheine, sah die Lichtgraue mit seinen wasserblauen Augen verschlafen an, und dann lächelte er ein ganz klein bißchen. Ein schiefes und verschlafenes Lächeln, aber er lächelte und sagte: „Schön' Dank, Fräul'n Eva."

Fräul'n Eva lächelte auch ein bißchen, nickte dann dem jungen Manne ebenfalls zu und sagte, etwas offizieller als zu Herrn Niederstädt: „Es war sehr freundlich von Ihnen, daß Sie uns halfen, haben Sie vielen Dank."

Dann fiel die Korridortüre hinter ihr ins Schloß, und das Podest lag einsam vor den beiden Männern. Gelb, groß und überheblich glänzte nur noch das blanke Messingschild an der Tür, auf dem nichts weiter als gelb, groß und überheblich der Name Jordan stand.

Ein paar Augenblicke herrschte tiefes Schweigen, dann raffte Herr Niederstädt Geld, Licht und Hosen zusammen, seufzte tief auf und faßte, sich zum Gehen wendend, die Ergebnisse des Abends in die Worte: „Wat die ooch allens machen!"

Damit entwich er in die Tiefe. Der wohlgekleidete junge Mann sah ihm gedankenvoll nach, dann, ehe Niederstädt ganz verschwunden war, sagte er obenhin: „Guten Abend," und stieg langsam zu seiner Wohnung empor, die über der Jordanschen lag.

Oben im Korridor aber hinter dem großen Messingschild mit dem großen Namen Jordan fragte die schwarzseidene Mama die lichtgraue Tochter: „Wieviel hast du Niederstädt gegeben?"

„Fünfzig Millionen, Mama," antwortete die Lichtgraue ruhig.

„Fünfundzwanzig wären auch genug gewesen."

„Der Herr ist mein Hirte"

Den größten Teil des nicht eben großen Vorraums der Wohnung, in dem die drei Damen sich nunmehr befanden, nahm eine mächtige Garderobe mit Spiegel ein. Den übrigen Raum füllte eine angenehme gegenseitige Gereiztheit aus, die ahnen ließ, wie wohltuend der fast einstündige gemeinsame Aufenthalt im Fahrstuhl gewesen sein mußte.

Der Garderobenspiegel hatte eine ziemliche Flächenausdehnung. Die Schwarzseidene, im Bewußtsein ihres mütterlichen Vorrechts, stand mitten davor, zwischen den Lippen eine Haarnadel, in der Rechten eine Bürste, in der Linken eine ihrer blonden Seitenlocken schwingend. Die Hellviolette versuchte, von hinten her den Restbestand der Spiegelfläche in Gebrauch zu nehmen, und neigte zu diesem Zweck ihr etwas dunkler ausgefallenes Köpfchen so, daß es bei einer der ausladenden Armbewegungen der Mutter energisch mit deren Ellenbogen zusammenstieß.

„Du wirst wohl noch soviel Zeit haben, zu warten, bis ich fertig bin," sagte die Mama mit aller Spitzigkeit, deren sie bei der Behinderung durch die Haarnadel zwischen ihren Lippen fähig war. „Zu meiner Zeit war es wenigstens so."

Die Tochter trat ruhig einen Schritt zur Seite, fuhr gelassen weiter durch ihr dunkles Haar und sagte gleichmütig: „Zu deiner Zeit!"

Die Mama begann zu wogen, soweit ihre schlanken Dimensionen das ermöglichten. Sie legte die Bürste drohend beiseite, zumal sie fertig war, und starrte die Übeltäterin an. „Ich finde, in deiner Situation solltest du dich einer anderen S-prache befleißigen." Sie sagte wirklich S-prache, denn sie s-tammte aus Hamburg und war eine geborene Voßwinkel, von Voßwinkel & Co. Kaffee en gros. Wenigstens bis zum Kriege.

Auf die Tochter machte offenbar auch das S-prechen keinen Eindruck. Sie nahm ruhig den freigewordenen Spiegel ganz für sich in Anspruch, holte aus dem chaotischen Abgrund ihres Täschchens ein kleines goldenes Döschen hervor und begann, ihre Nase und die umliegenden Gegenden mit einem diesem Döschen entnommenen flachen Etwas hingebungsvoll zu bearbeiten. Erst nach einiger Zeit bemerkte sie wie beiläufig: „Ich möchte gerne wissen, was du dir unter Situation vorstellst. Ich verstehe dich überhaupt nicht."

Die Mama packte mit einem raschen Griff die bereits beiseite gelegte Bürste von neuem, so daß das Mädchen immerhin für einen Moment interessiert aufblickte. Bevor sie indessen auf die ungebührliche Anmerkung der Tochter eine Antwort geben konnte, für die unter Umst-änden der Raum des Korridors nicht mehr recht genügt hätte, mischte sich die Lichtgraue ein, die während der Unterhaltung ihr kastanienbraunes Haar in Ordnung gebracht hatte, um mit

ihrer ruhigen Stimme die Anregung zu geben: „Wollt ihr eure Unterhaltung nicht lieber im Zimmer fortsetzen? Hier draußen ist so schwer festzustellen, wer außer mir noch zuhört."

Diese Anmerkung brachte den beiden Damen zum Bewußtsein, daß sie sich nicht mehr in der sicheren Abgeschiedenheit des Fahrstuhls befanden. Sie hätten dieses längst selbst feststellen können; denn hinter einer der großen weißen Türen des Korridors erscholl jetzt ganz nah jener männliche, angeblich großväterliche Gesang, den sie bereits im Fahrstuhl von ferne vernommen hatten. Sie apperzipierten ihn aber erst jetzt – mit dem Erfolg, daß die Mama stumm mit einem Ruck die Tür öffnete, hinter der das Singen ertönte, mit raschen Schritten ohne guten Abend zu sagen auf einen Tisch im Hintergrund des Zimmers zuging und gänzlich unvermittelt – denn sie war ein Mensch ohne Einleitung – die Frage stellte: „Die Wievielte ist das?"

Diese Frage bezog sich auf eine dicke Burgunderflasche, die halb geleert auf dem Tisch vor einem alten Herrn stand, der behaglich zurückgelehnt im Sessel saß, ein zufällig gerade leeres Glas neben sich. Er hatte, als die Mama ins Zimmer rauschte, als höflicher Mann seinen Gesang unterbrochen; jetzt sah er mit einem freundlichen Lächeln, aus dem ein Kenner der Wirkungen burgunderähnlicher Flüssigkeiten die Antwort auf die Frage der Schwarzseidenen bereits selbst abgelesen hätte, von unten herauf der Zornigen in die Augen und sagte mit tiefer, freundlicher Stimme: „Guten Abend, meine Tochter; wer wird so

kleinlich sein?" Damit stand er auf, verbeugte sich vor der Mama und vor den beiden Mädchen und ließ sich wiederum in seinen Sessel sinken. Sodann ergriff er die Weinflasche, füllte langsam, vorsichtig das leere Glas, trank und nahm seinen unterbrochenen Gesang wieder auf.

Dieses Trinken unter Gesangbegleitung, wenigstens während späterer Flaschen, war einer seiner Hauptcharakterzüge, und darum gehört es hierher. Denn es war kein gewöhnliches Singen, sondern ein sehr persönliches. Es war ein frommes Singen, in dem die schlichte Seele des würdigen Greises außer ihrem allgemeinen Wohlbehagen dem Schöpfer ihren Dank für die weise Einrichtung einer Welt zum Ausdruck brachte, in der es so gute Dinge wie Burgunderreben und überdies Leute gab, die daraus dieses köstliche Getränk herzustellen wußten.

Von der Mitte der zweiten Flasche ab pflegte der alte Herr zu singen. Nicht Kneiplieder, wie es profane Menschen tun, sondern Psalmen. Dankpsalmen und Lobpsalmen, und jetzt war er bei seinem Lieblingslied: „Der Herr ist mein Hirte". Die Melodie hatte er selbst gemacht: sie war rauh und schön, und er sang sie mit Inbrunst: „Mir wird nichts mangeln." Man sah ordentlich die grüne Aue, auf der der Herr ihn weidete; der eigentliche Grund aber, warum er diesen Psalm Davids so liebte, und warum er ihn für seinen Hausgebrauch komponiert hatte, war der Vers: „Und schenket mir voll ein". Den sang er mehrmals hintereinander, in immer neuen Variationen, und dazu füllte er langsam und bedächtig sein Glas wieder auf, ohne von der Tochter, die noch

immer drohend vor ihm stand, auch nur die geringste Notiz zu nehmen.

„Und schenket mir voll ein." Leise, fast zärtlich zogen die Worte durch den Raum, in dem sich nun langsam die Korridorstimmung der drei Damen auszubreiten begann — vorläufig allerdings noch machtlos gegen das urkräftige Behagen des Alten. Er machte eine Pause und betrachtete liebevoll seinen köstlichen Wein — da klang, aus dem Dunkel vom Fenster her knarrend, böse eine weibliche Stimme: „Und schenket mir voll ein — als ob du dazu den Herrn nötig hättest!"

„Ach, die Großmutter!" sagte die Hellviolette. „Guten Abend, Großmutter." Und sie begab sich eilig zum Fenster, wo in einem tiefen Sessel eine kleine, dunkle Gestalt fast verschwand; denn die Hellviolette war nicht nur der Liebling der alten Dame, sondern suchte jetzt instinktiv auch Bundesgenossen gegen die Mama.

Der Großvater aber äußerte: „Warum bist du so rauh, Luischen? Wein ist eine gute Sache, Singen ist eine gute Sache; am besten aber sind die Psalmen, denn sie haben immer recht."

Auf Luischen machten diese milden Worte nicht den geringsten Eindruck. Höchstens weckten sie ihren Gerechtigkeitssinn insofern, als sie jetzt fortfuhr: „Ihr hättet auch ruhig ein bißchen früher nach Hause kommen können. Seit zwei Stunden warte ich auf euch."

„Vor anderthalb Stunden sind wir ja erst weggegangen, Großmutter," sagte die Lichtgraue, die sich inzwischen zu dem Flügel hindurchgeschlängelt hatte. Dieses Schlängeln

war nicht ganz leicht gewesen; denn wo nur etwas in diesem Zimmer stehen konnte, da stand etwas. Es war, was man ein vornehm eingerichtetes Musikzimmer nennt.

„Willst du noch Klavier spielen, Eva?" fragte der Großvater mit leicht verschleierter Stimme. Er sagte es halb vor sich hin; die Großmutter aber benutzte die Feststellung der Enkelin, um aus dem platonischen ins aktive Übelnehmen überzugehen. Sie reckte sich ächzend aus ihrem Sessel empor, den Arm auf die Schulter der neben ihr stehenden Hellvioletten legend: „Da ihr alles immer besser wißt, bin ich hier wohl überflüssig."

Damit schritt sie langsam quer durchs Zimmer; der Großvater aber sagte: „Du solltest lieber auch Burgunder trinken, Luischen, dann würdest du besserer Laune sein. Jetzt hast du wieder bloß deine Pralinés gegessen, und die liegen dir im Magen."

Auf diese Beschuldigung antwortete Luischen nur mit einem vernichtenden Blick, der indessen sein Ziel verfehlte, weil der Großvater bereits wieder in stille Betrachtung seines Glases versunken war. Die Mama aber, die sich inzwischen am Tisch niedergelassen hatte und ihre Nervosität durch fortgesetztes Streicheln der dicken Plüschdecke demonstrierte, sagte energisch: „Komme, bitte, gleich wieder, Toni, wenn du Großmutter in ihr Zimmer gebracht hast. Ich wünsche die Sache zu Ende zu bringen."

Die hellviolette Toni zuckte die Achseln. Luischen aber blieb stehen, sah die schwarzseidene Tochter böse an und fragte: „Was willst du mit dem Kind zu Ende bringen, Amélie?"

Frau Amélie antwortete nicht eben freundlich: „Das läßt sich nicht in Kürze sagen."

Die Großmutter erwies sich darauf als die Inhaberin einer strengeren Logik. Sie faßte einfach die Enkelin unter und erklärte: „Dann laß es nur bis morgen. Heute ist es sowieso zu spät. Gute Nacht, meine Lieben."

An der Türe wandte sie sich noch einmal um, ihren Stock gegen die Tochter erhebend: „Gib acht, Amélie, daß Josias nicht mehr trinkt. Er hat sicherlich schon zwei. Wenn er mehr trinkt, schnarcht er wieder. Und das wünsche ich nicht. Gute Nacht Josias. Es nimmt doch ein schlechtes Ende mit dir. Aber du willst ja nicht auf mich hören. Hier hört ja überhaupt niemand auf mich." Und dann nach einer kleinen Pause: „Außer dir, mein Liebling." Dabei sah sie Toni an, und dann waren beide verschwunden.

Als die Türe hinter ihnen ins Schloß gefallen war, lachte Josias stillvergnügt vor sich hin: „Luischen ist eine gute Frau; aber rechnen kann sie nicht. Zwei hat sie erlaubt, aber sie hat nicht gemerkt," – dabei griff er neben sich unters Sofa – „daß ich vorsichtshalber noch eine hier hingestellt hatte. Es gibt eben eine Gerechtigkeit."

Eine Weile herrschte Schweigen, nur gelegentlich unterbrochen von den freundlichen Schlucklauten des Großvaters. Es hätte vielleicht noch länger gedauert, wenn nicht Eva am Flügel in Gedanken halblaut einen Akkord gegriffen hätte, der Frau Amélie zu einem nervösen Emporfahren und Aufstehen veranlaßte.

„Wie du mich erschreckt hast, Eva! Rücksicht scheint in diesem Hause ein Fremdwort zu sein."

Dieses Bonmot erschien ihr so wertvoll, daß sie es unbedingt zu einem wirkungsvollen Abgang benutzen mußte. Sie drehte mit einem kurzen Ruck den beiden den Rücken und rauschte hoheitsvoll durch dieselbe Türe hinaus, hinter der Großmutter Luischen verschwunden war.

Josias wartete ein Weilchen – man konnte nie wissen – dann wandte er den Kopf langsam zu der Enkelin: „Was hat es denn wieder gegeben?"

Eva zuckte die Achseln und ließ die Hände langsam in melancholischen Es-Dur-Arpeggien über die Tasten gleiten. „Nichts Besonderes; du kennst ja Mama und Toni."

Der Großvater bestätigte dies durch einen kräftigen Schluck und überlegte dann ein bißchen: „Ging es wieder um Fred?"

Eva wandte sich einer chromatischen Tonleiter zu. „Selbstverständlich. Ich verstehe Toni nicht. Und Mutter eigentlich auch nicht."

Der alte Herr hatte den Kopf zurückgelegt und betrachtete den großen Sonnenuntergang im Winter über der verschneiten Mühle, der in standesgemäßem Goldrahmen drohend über einer Etagere hing, um deren kargen Raum einige Dutzend Vasen, Väschen, Figuren und Töpfchen stritten.

Er sah eine Weile auf das Bild und sagte dann langsam: „Liebe Eva, ich bin jetzt über siebzig, und je älter ich werde, desto weniger verstehe ich die Frauen. Ich habe nie begriffen, was sie an uns haben. Nicht einmal bei deiner Großmutter, obwohl ich damals noch Josias Voßwinkel Kaffee en gros und in Hamburg war. Daß Männer

Dummheiten machen um euretwillen, das begreife ich, wenn ich auch heute ein Greis und bei der dritten Flasche Burgunder bin. Aber daß Frauen um einen Mann auch nur einen Finger heben, das habe ich nie begriffen, und je älter ich werde, desto weniger begreife ich's. Nur daß ich das Verwundern aufgegeben habe."

Die graue Eva tupfte ein paar kleine Töne, dann lachte sie ein bißchen: „Großvater — glaubst du nicht, daß ihr uns darin ebenso unverständlich seid?"

Josias Voßwinkel schüttelte sein Haupt: „Nein, Kind, das glaube ich nicht. Und wenn du es glaubst, dann bist du keine richtige Frau und tust mir eigentlich leid. Was eine richtige Frau ist, wie deine Mutter und Toni und Luischen, die findet sich genau so schön, wie sie will, daß alle Männer sie finden sollen. Sie tun es ja auch, denn die Männer tun immer, was die Frauen wollen, und reden sich nachher bloß ein, daß *sie* es gewollt haben. Aber das ist alles Unsinn, und das darfst du niemals glauben. Die Männer schwindeln überhaupt so viel, und nur wenn sie Burgunder getrunken haben, dann wissen sie, wie sie wirklich sind, und dann reden sie manchmal die Wahrheit. Darum laß sie ruhig mal trinken, auch wenn du keinen Wein magst, und paß gut auf; denn dann kommst du dahinter, wie sie es wirklich meinen. Manchmal kommen sie sogar selbst dahinter; aber dann haben sie am nächsten Tag Kater und bauen sich rasch etwas anderes zurecht."

Er machte eine Kunstpause, trank einen tiefen Schluck, nickte philosophisch und sprach weiter: „Aber wozu sage ich

dir das alles. Es hilft dir ja doch nichts; denn du bist viel zu anständig, und darum wirst du schrecklich hereinfallen. Dann denk an mich, trink Burgunder. Es ist das Beste, was man tun kann, und die Sachen sehen dann alle viel weniger schlimm aus."

Auf einmal aber reckte er sich und begann mit dröhnender Stimme: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem Herrn: – – – – – – Warum seid ihr eigentlich so spät wiedergekommen?"

Dieses letzte sang er nicht mehr, sondern sprach es mit seiner gewöhnlichen Stimme, ohne sich die Mühe eines Übergangs zu machen. Die Enkelin, an solche Sprünge gewöhnt, sagte gelassen auf dem Kammerton ausruhend: „Wir waren im Fahrstuhl stecken geblieben."

Josias Voßwinkel stieß einen dumpfen Laut aus, der bei einiger Gutwilligkeit als ein Lachen angesprochen werden konnte. „Wie kam das?"

Eva zuckte die Achseln. „Toni hatte gerade die Türe zugeschoben, und wir fuhren schon, als Mama von ihr forderte, Fred nicht mehr wiederzusehen. Worauf sie natürlich sofort wieder ausreißen wollte. Sie riß die Türen auseinander, es gab einen Ruck, und der Fahrstuhl ging nicht weiter."

Der Alte lachte. „Wer hat euch denn 'rausgeholt?"

„Niederstädt. Und ein blonder junger Mann, der hier oben zu wohnen scheint."

Josias nickte: „Der Hempel von Major Berecke? Er hat Niederstädt geholt?"

Eva bestätigte es und konstatierte zugleich auf den Tasten, daß es lange, lange her wäre. Die Begleitung lieferte eine Uhr, die hastig und hoch im Nebenzimmer eine Stunde schlug, die mit den Zeitangaben der Normaluhr auch nicht recht zusammenstimmen wollte.

„Wo habt ihr Toni denn gefunden?" fragte der Alte, als das Schlagen und die Musik vorüber waren.

„Da wo Fred sie hinbestellt hatte. Mutter hatte natürlich den Rohrpostbrief gelesen, der heute nachmittag für Toni kam. Sie machte übrigens merkwürdig wenig Theater und holte sie nur weg."

Der Großvater nickte. „Es muß nicht ganz leicht für sie sein," sagte er, wahrscheinlich aus einem etwas alkoholverwirrten Gedankengang heraus. „Wie lange ist's her, da war Amélie selbst noch ein junges Mädchen, und eigentlich ist sie heute noch eins. Und nun soll sie auf ihre Tochter aufpassen und sich damit begnügen, mit Luischen und mit mir zu leben. Das muß scheußlich sein, zumal sie ebenso ist wie du und keinen Burgunder trinkt. Ach, ihr armen Frauen!"

Die Graue hörte mit ihrer musikalischen Untermalung des Dialogs auf. „Großvater, warum sind nicht mehr Männer wie du?"

Der Alte lachte. „Kind — von meiner Art gibt's genug. Sie trauen sich bloß nicht damit heraus, und erst wenn sie alt und beim Rotspon gelandet sind, dann zeigen sie's. Manchmal möchten sie es auch schon, wenn sie jünger sind. Es ist bloß fraglich, ob sie's dann schon können. Denk an Gieseler."

BARD COLLEGE LIBRARY
Annandale-on-Hudson, N.Y. 12504

Es hätte dieser freundlichen Aufforderung nicht bedurft. Eva dachte längst an Gieseler, nur daß sie zu diesem Denken seinen Vornamen benutzte, und der hieß Ernst.

Der alte Herr aber redete weiter, indem er zugleich den Rest des Weines in sein Glas schenkte: „Aus! Es ist auch genug. Ich bin müde, und du wirst es auch sein. Eine durchgebrannte Schwester zurückholen, einen Streit der Königinnen wegen eines dummen Jungen erleben und dann noch Weisheiten eines Großvaters mit anhören, den seine eigene Frau nicht für erwachsen hält — das ist ein bißchen viel für einen Tag."

Er lachte: „Ganz abgesehen davon, daß du, auch wenn du nun zu Bett gehst, doch nicht zum Schlafen kommst, denn jetzt geht die Geschichte drüben natürlich weiter, und ich wundere mich eigentlich, daß wir noch nichts gehört haben. Sie scheinen die Türen ausnahmsweise zugemacht zu haben."

Er nahm die Hand der Enkelin und strich mit seiner Linken leicht über sie hin: „Einen Kuß kann ich dir nicht geben — das mag ich nicht; aber du bist schon die Beste hier. Ich weiß gar nicht, woher du's hast. Gute Nacht, Eva!"

Damit ging er langsam mit vorsichtigen, aber ruhigen Schritten durchs Zimmer und verschwand. Die graue Eva sah ihm nach, guckte dann, obwohl es eigentlich zwecklos war, auf ihre Armbanduhr und schloß den Flügel. An der Türe drehte sie das Licht aus und wanderte langsam den langen, von zwei einsamen Glühbirnen erhellten Korridor hinunter, der sich vor ihr auftat.

Der Großvater hatte recht gehabt. Über den Korridor scholl ein freundliches Duett weiblicher Stimmen in jener Höhenlage, die stets auf gesteigerte gegenseitige Zuneigung schließen läßt.

Eva seufzte und überlegte. Ihr Zimmer war das erste in der Reihe, dann folgte Mama und auf deren anderer Seite Fräulein Toni; zuletzt neben dem Liebling die Großmutter. Es war nicht sehr wahrscheinlich, daß die beiden äußeren Flügel an den Vorgängen im Zentrum würden unbeteiligt bleiben können.

Immerhin — man konnte es versuchen. Sie begab sich in ihr Zimmer, drehte das Licht an und zog die Vorhänge zu. Mit leiser Sehnsucht betrachtete sie das aufgeschlagene Bett mit dem spitzenumgebenen Kopfkissen, setzte sich auf seine Kante und verfiel widerstandslos der Einwirkung des Milieus; sie gähnte, ohne den Mund überhaupt noch schließen zu können.

Sei es, daß die Mama diese Gleichgültigkeit gegenüber dem Gespräch, das sie mit der mißratenen Tochter im zweiten Nebenzimmer führte, durch Evas geschlossene Türe hindurch empfand, sei es, daß die Töne, die diese beim Gähnen nicht völlig vermeiden konnte, gerade in eine Gesprächspause gefallen waren: jedenfalls wurde die Türe plötzlich aufgerissen, und Frau Amélie rief mit vor Erregung noch höherer Stimme: „Also was sagst du dazu?"

Die drei Schlafgemächer bildeten jetzt eine hell erleuch-

tete Flucht von Zimmern. In den beiden äußeren saß je eine Tochter auf der Bettkante, während in der Mitte die Mama drohend zwischen den Verbindungstüren stand. Als Bild hatte die Sache entschieden ihre Reize. Sowohl was die Umgebung als was die Kostüme der Damen anging.

Am hübschesten sah es bei Toni aus. Während die Mutter redete, hatte sie gemächlich ihr kokettes helles Kostüm mit einem noch koketteren gelbseidenen Schlafanzug vertauscht und hatte violette Pantöffelchen mit mächtigen Seidenpompons an die Füße getan. In der erhobenen Linken hielt sie einen silbernen Handspiegel und in der Rechten einen Kamm, mit dem sie ihren dunklen Bubikopf interessiert und sachlich zugleich bearbeitete.

Diese betonte Teilnahmlosigkeit brachte den ohnehin nicht sehr widerstandsfähigen Faden der Geduld bei Frau Amélie zum Reißen. Sie verließ, ohne eine Antwort auf ihre Frage abzuwarten, das Zimmer der noch bekleideten Eva und stand plötzlich wieder vor der bereits entkleideten Toni. Mit der einen Hand raffte sie einen rosa Crêpe de Chine-Morgenrock über den zum Ausdruck heftiger Gemütsbewegungen bestimmten und entsprechend wogenden Körperteilen zusammen; die andere streckte sie gebieterisch gegen die ungeratene Tochter aus und erklärte gleichzeitig mit ebenfalls wogender Stimme: „Also ich verlange jetzt von dir, daß du mir klipp und klar auseinandersetzt, was du dir bei deinem Benehmen eigentlich gedacht hast. Ich finde es empörend. Geradezu empörend!"

Toni brachte den Spiegel in unmittelbare Nähe ihres

Gesichts, fuhr mit einem Finger langsam über eine Augenbraue, ließ dann beide Hände sinken und sagte mit leidendem Ton: „Ich an deiner Stelle würde mich nicht so aufregen, Mama. Du wirst morgen wieder Schatten unter den Augen haben."

Damit legte sie Spiegel und Kamm auf das Nachttischchen unter die gelb beschirmte Lampe, reckte sich und stand nun der Mama in etwa zwei Meter Entfernung gegenüber.

Es war nicht zu leugnen, daß der Gegensatz der Gefühle, der augenblicklich zwischen den Damen bestand, den Gegensatz ihrer Erscheinungen aufs vorteilhafteste heraushob. Die Tochter, schmal, schlank, dunkel, einer Jugend angehörig, die das Vorhandensein von Eltern als notwendiges Übel in Kauf nahm und in einer Mutter zwar eine ältere Dame, aber durchaus nicht jemand sah, der Anspruch auf Gehorsam oder ähnliche unangenehme Leistungen erheben durfte. Die Mutter selbst, ebenfalls schlank, aber blond und aus einer Generation, deren weibliches Ideal noch nicht in der möglichsten Annäherung an die Männlichkeit lag, somit nicht ohne Besitz dessen, was frühere Jahrhunderte als die Kennzeichen des weiblichen Geschlechts in körperlicher Hinsicht empfanden. Sie mochte gegen die Vierzig sein; aber sie war ebenso Frau, vielleicht sogar noch mehr als das schmale, gelbe Wesen, das ihr gegenüberstand; denn sie regte sich auf, während die Tochter mit aufreizender Gelassenheit der mütterlichen Gemütsbewegung zuschaute.

Es dauerte einige Zeit, bis der geborenen Voßwinkel

die ganze Ruchlosigkeit der töchterlichen Anmerkung über ihre Aufregung und die Schatten zum Bewußtsein kam. Dann aber konstatierte sie mit gerechtem Zorn, daß *sie* sich solche Feststellungen *ihrer* Mutter gegenüber niemals erlaubt haben würde. Und daß sie sich diesen Ton ganz energisch verbäte.

Die Antwort der schmalen Toni war ein leises Lachen, so daß die Mama von neuem erstarrte. Die Tochter aber schüttelte halb entschuldigend den Kopf: „Ich stellte mir bloß vor, wie du zu Großmutter sagst, daß sie morgen wieder Schatten unter den Augen haben würde."

Damit kehrte sie auf ihre Bettkante zurück und begann, sich in die Bearbeitung ihrer Fingernägel zu vertiefen, die es so angenehm ermöglicht, völlige Gleichgültigkeit gegenüber Meinungen, Ansichten und Existenz eines anderen zum Ausdruck zu bringen. „Ich weiß nicht, was du eigentlich willst, Amélie," bemerkte sie dazu. „Wie ich zu Fred stehe, ist dir bekannt. Was ich für Konsequenzen daraus ziehe, ist meine Sache, in die du für mein Gefühl nur hineinzureden hast, wenn sie in deine Wohnung hineinspielen. Ich glaube, daß du darüber nicht klagen kannst. Was willst du also? Soll ich kommen und Gefühle bekennen? Das erwartest du doch selber nicht!"

Die Anrede Amélie war nicht, wie man hätte annehmen dürfen, eine neue Ungeheuerlichkeit, sondern ein Entgegenkommen. Die geborene Voßwinkel hatte, als ihre Töchter heranwuchsen, keinen Wert darauf gelegt, sich lediglich als liebende Mutter zu etablieren. Sie hatte infolgedessen, wenn die Kinder sie im Übermut mit ihrem

Vornamen anredeten, zwar pflichtschuldig gegen diese Vertraulichkeit protestiert, hatte aber gleichzeitig durch Heiterkeit selbst zu dieser Bezeichnung ermuntert. Denn jemand, den man Amélie nennt, stellt man auf die gleiche Stufe mit sich, und wenn dieser Jemand achtunddreißig Jahre zählt und weiblichen Geschlechts ist, so läßt er sich von Achtzehnjährigen gern auf die gleiche Stufe stellen.

Augenblicklich war Frau Amélie indessen nicht geneigt, die gleiche Stufe als Annehmlichkeit hinzunehmen. Im Gegenteil. Sie wollte keine gleiche Stufe; sie wollte recht haben und fühlte, daß das als Amélie noch schwieriger war wie als Mama. So hob sie den Kopf und straffte den Rücken: „Ich verbitte mir diese Vertraulichkeit. Die Situation ist nicht danach. Du bist meine Tochter, und ich trage die Verantwortung für dich."

Toni rieb langsam am Nagel ihres abgespreizten kleinen Fingers: „Die Verantwortung für sich kann jeder nur selber tragen, Mama."

Damit hob sie den Kopf und sah die Mutter an: „Du meinst es gut, aber du siehst nicht, daß wir anders sind. Du hast, als du jung warst, Romane gelesen und auf den Herrlichsten von allen gewartet; vielleicht auch auf das Wunderbare. Und dann bist du selbständige Frau geworden mit dem Recht auf eigenes Leben und was weiß ich sonst noch. Das ist alles sehr schön; aber das verstehen wir nicht mehr, und darum verstehst du nicht, was wir wollen. Ich habe Fred gerne und er mich. Ob ich ihn heirate, weiß ich nicht, wahrscheinlich nicht. Aber soll mich das hindern, ihn zu sehen, mit ihm Tennis zu spielen oder Tee mit ihm zu

trinken? Du kannst mir das verbieten. Ich tue es natürlich doch. Warum nimmst du es also nicht hin? Ich rede dir in dein Leben doch auch nicht hinein."

Mit dem letzten Satz gab Toni der Mutter ein Stichwort, das diese unmöglich vorüberlassen konnte. Sie reckte sich von neuem: „Du redest mir nicht in mein Leben hinein? Ich will dir etwas sagen: Erstens ist diese Feststellung eine Anmaßung. Zweitens aber: bei mir ist nichts, über das man zu reden hätte. Mein Leben liegt offen vor aller Augen da, und ich brauche nichts zu scheuen, nicht einmal die Blicke einer Tochter, die so lieblos ist wie du. Ich bin mir immer meiner Pflicht gegen euch und gegen meinen Ruf bewußt gewesen; denn ich bin so erzogen worden, daß ich das als eine Selbstverständlichkeit und als die erste Voraussetzung im Leben einer Frau empfunden habe."

Das hätte sie nun wieder nicht sagen sollen; denn sie mußte wissen, daß Toni sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen würde. Die Antwort erfolgte denn auch prompt, begleitet von einem freundlichen Lächeln: „Warum hast du uns dann nicht ebenso erzogen, Mama? Du hättest dir damit manchen Ärger erspart. Aber ich kenne dich viel zu gut, um irgend etwas in deinem Leben zu vermuten, was nicht hineingehört. Ich wünschte sogar manchmal, daß es anders wäre, wenigstens ein bißchen anders. Denn ich glaube, dann würdest du viel glücklicher sein; du würdest dich weniger um uns kümmern, die wir dich doch nicht ausfüllen können, und du würdest vielleicht sogar verstehen, wie wir leben müssen."

Die Wirkung dieser Rede kam selbst der kühlen Tochter unerwartet. Frau Amélie sagte nämlich gar nichts, sondern sah das schmale junge Wesen eine ganze Weile schweigend und bewegungslos an. Alle hamburgische Überlegenheit und Spitzigkeit in ihr war auf einmal verflogen. In dem rosa Crêpe de Chine-Morgenrock über dem leichten Batistnachthemd saß eine Frau, der ein zufälliges Wort unvermutet das Loch in dem Vorhang ihres Lebens ein bißchen vor die Augen gerückt hatte. Und die nun plötzlich durch diese unvermutete Öffnung etwas sah, was sie bisher niemals gesehen hatte. Sie hatte vergessen, daß sie Frau Amélie Jordan, geborene Voßwinkel aus Hamburg, war; sie war für einen Augenblick Frau geworden, nur Frau, weder geborene noch verehelichte.

Allerdings nur für einen Augenblick. Dann siegten wieder Kaffee en gros und gute Erziehung. Es kam ihr zum Bewußtsein, daß die Tochter den Wunsch geäußert hatte, ihr Leben, das Leben der geborenen Voßwinkel, möchte anders sein, als es war. Das mußte geahndet werden. Sie stand auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen, machte in der Nähe des Fensters halt und stellte fest, daß die Tochter viel zu jung wäre, um von derartigen Dingen anders als durch Lektüre moderner, überspannter Romane etwas zu wissen.

„Das ist es ja, warum ich versuche, deine Beziehungen zu diesem jungen Menschen zu lösen. Er hat all diese verkehrten Ansichten in dich hineingebracht. Wenn du so etwas sagst, höre ich immer ihn reden; denn das ist alles unweiblich, und du, als meine Tochter, hast eigentlich ganz andere

Ansichten. Du bist ja gar nicht so kühl, wie du dich stellst, und hast Gefühl wie wir alle; aber du tust immer so überlegen, weil Fred so tut, und das ist gar nichts für dich, und ich leide es nicht länger."

Während dieser Rede hatte sie ihren Blick durch einen Spalt im Vorhang gedankenlos über den nächtlichen Hof wandern lassen. Der Blick fand auf dieser Wanderung nicht viel außer vier hellen Fenstern, die gegenüber in gleicher Höhe, ebenfalls durch Vorhänge sorglich gegen Einblick gesichert, in das kühle Dunkel des Septemberabends leuchteten. Es war unverkennbar, daß die zweite Hälfte der Ermahnungen Frau Amélies bereits offensichtlich unter der Einwirkung dieser vier leuchtenden Rechtecke litt; das Herz der Tochter war nicht mehr ihr einziges Ziel, und plötzlich bemerkte sie mit einer Sachlichkeit, durch die Toni mit ihrer Gefühllosigkeit wenigstens etwas als Tochter ihrer Mutter legitimiert wurde: „Die Person scheint schon wieder Gesellschaft zu haben."

Toni überhörte zunächst das Appendix und antwortete lediglich auf den ihr gewidmeten Teil der Rede. „Ich weiß gar nicht, warum du deswegen soviel Aufhebens machst. Fred ist ein guter Kerl, er zieht sich sehr gut an, was man nicht eben häufig findet, namentlich heute nicht, wo ein Anzug Milliarden kostet. Er spielt gut Tennis, gibt mir die besten Börsentips, und daß er Bücher liest und mir mitbringt, sollte doch in deinen Augen, die du so für Seele bist, kein Verbrechen sein."

Während dieser Rede hatte sie zunächst noch betont teilnahmlos ihre Nägel gemustert, weil sie in der Tat, wie Frau

Amélie bemerkt hatte, Wert auf Überlegenheit legte, denn sie war erst neunzehn Jahre alt. Dann aber konnte sie nicht hindern, daß die Natur, die sie ebenfalls in sich trug, zum Durchbruch kam. Und diese Natur interessierte sich viel mehr für das Appendix als für die Pädagogik Frau Amélies. Die mütterliche Anmerkung über die „Person" war in die wirklichen Tiefen ihrer Seele gefallen, also daß sie sich jetzt langsam erhob, neben die Mutter trat und ebenfalls durch den Spalt des Vorhangs spähte, hinüber nach den vier hellen Rechtecken mit den dunklen Kreuzen darinnen, die sorgfältig verhängt über den Hof leuchteten.

Eine Weile standen Mutter und Tochter schweigend nebeneinander, dann sagte Toni träumerisch: „Da wird sicher wieder Onkel Otto drüben sein."

Die geborene Voßwinkel zog die Brauen zusammen, aber ihr Blick blieb an den hellen Fenstern hängen. „Du wirst recht haben, mein Kind, und das ist das Traurige daran. — Daß jemand, der Voßwinkel heißt, es mit solch einer Person hält, davon will ich nicht reden; die Männer sind nun einmal so, und du wirst diese Erfahrung auch noch machen. Aber daß er sich nicht scheut, wenn er sich schon mit seiner Familie überworfen hat, im Hinterhaus weiter zu verkehren, wo die Familie vorne wohnt, daß alle es sehen können, und dann noch die Fenster zu verhängen, das finde ich empörend. Und Gutbier heißt sie auch noch. Als ob das überhaupt ein Name ist: Erna Gutbier."

Die Tochter lachte. „Ach, Amélie — ist es wirklich so schlimm? Ich meine nicht das mit dem Namen, ich meine das mit Onkel Otto. Vielleicht hat er doch nicht so ganz

unrecht. Und wenn sie nun einmal hier haust — soll er sie dann nicht mehr besuchen, bloß weil wir vorne wohnen, und er ist böse mit uns? Sie sieht doch immer so lustig aus, und vielleicht braucht er das gerade. Lustigkeit gibt es im Hinterhaus immer mehr als am Aufgang nur für Herrschaften."

Frau Amélie sah noch immer durch den Spalt im Vorhang. Sie hatte gar nicht recht gehört, was die kluge Tochter da an Vorder- und Hinterhausphilosophie vortrug, sonst hätte sie sicher die kindliche Schiefheit ihrer Auffassung richtiggestellt. Aber sie war dazu nicht in der Lage; ihre Seele hatte sich inzwischen auf eigene Wege begeben. Und es müssen seltsame Wege gewesen sein; denn auf einmal äußerte Frau Amélie ein bißchen langsamer, ein bißchen leiser, so als ob diese Feststellung eigentlich nur für sie und nicht für die Tochter bestimmt war: „Wenn man auch immer allein ist ..."

Mehr sagte sie nicht. Toni aber hörte nicht bloß die Worte, sie hörte noch etwas mehr. Sie begriff plötzlich, warum die Mutter am Fenster stand und zu der Wohnung von Fräulein Erna Gutbier, Direktrice, hinüberschaute; und sie begriff noch sonst allerhand. Sie nahm daher, entgegen ihren sonstigen Gewohnheiten, den müden Ball, als den sie diese Äußerung hätte auffassen können, nicht an. Sie senkte ein bißchen den Kopf, ging dann zu der Mutter hinüber, deren Gesicht in diesem Augenblick über dem rosa Crêpe de Chine-Rock merkwürdig jung und eigentlich auch wie das eines Mädchens aussah, legte die Hand leicht auf ihren Arm und sagte mit einem Ton, der gar nicht recht

zu ihrer bisherigen Überlegenheit passen wollte: „Wir wollen aufhören, Mama. Du bist müde; gute Nacht. Es tut mir leid, daß du Ärger gehabt hast."

Die geborene Voßwinkel sah die Tochter mit einem verlorenen Blick an, der von irgendwoher zu kommen schien, wo weder Onkel Otto noch Fräulein Gutbier noch die Tochter sich befanden. Sie sagte ebenfalls mechanisch „Gute Nacht" und wollte gerade den Heimweg in ihr Gemach antreten, da öffnete sich plötzlich eine Tür, ein Lichtschein drang heraus, und zwischen den Portieren erschien zuerst ein Leuchter mit einer brennenden Kerze, dann ein Arm in einem weißen, immer länger werdenden Ärmel, und schließlich stand, bekleidet mit Nachtjacke, Haube und weißem Unterrock, Großmutter Luischen in der Tür und fragte streng: „Was hast du mit dem Kinde vor?"

Damit kam sie drohend, das Licht vor sich her tragend, näher, legte ihren freien Arm um die Schultern der Enkelin und ging von der rhetorischen Frage zum kategorischen Imperativ über: „Du darfst dem Kinde nichts tun."

Der Anblick der Gruppe war anregend und reizvoll. Drei Generationen im Nachtgewand demonstrierten den Wandel der Mode mit schöner Eindringlichkeit. Von der Nachtjacke zum Schlafanzug, dazwischen der Morgenrock über dem Batistnachthemd — drei Ideale, drei Selbststilisierungen der Frau in ihrer reinsten Form standen auf engem Raum nebeneinander, verwandt und fremd zugleich — mit einem Wort: eine Familie.

Toni aber, voll tiefer Furcht vor weiteren Diskussionen,

lachte und legte ihre Linke auf den Arm der Großmutter: „Mir tut niemand etwas."

Luischen machte ein böses Gesicht. „Warum redet ihr dann so lange? Dann laßt mich lieber schlafen. Josias schläft längst. Er hat sicherlich wieder heimlich eine Flasche mehr getrunken. Er schnarcht noch lauter, als ihr geredet habt. Zu meiner Zeit war das anders. Gute Nacht."

Damit entwich sie zur Rechten, Frau Amélie verschwand zur Linken. Als das Zimmer endlich leer war, atmete Toni hörbar auf, knipste das Licht aus und begab sich nicht etwa ins Bett, sondern noch einmal zum Fenster. Sie begnügte sich nicht mit dem Spalt im Vorhang, sondern schob ihn energisch beiseite, öffnete das Fenster ein bißchen und sah nicht nur, sondern horchte hinüber.

Sie hatte Erfolg. Klänge eines zwar verstimmten, aber sehr vergnügten Klaviers kamen über den Hof, begleitet von verschiedentlichen hohen Juchzern weiblicher Stimmen. Toni nickte: „Es ist sicher Onkel Otto."

Vorsichtig schloß sie das Fenster wieder, ging zum Bett und sprang gewohnheitsmäßig mit einem raschen Satz hinein. Sie wickelte sich fest in die seidene Decke, drückte das weiche Kissen gegen das Fußende und holte dann aus dem verschlossenen Kasten des Nachttischchens Lektüre hervor. Nicht eines der von Mama verpönten Bücher, sondern einen mit violetter Tinte geschriebenen Brief. Sechzehn Seiten lang.

Mit diesem legte sie sich behaglich in die weichen Kissen und fing an zu lesen. Aber bereits nach der dritten Seite reckte sie sich, lachte, verschloß den Brief wieder, drehte die

Lampe aus, sagte: „Ihr seid ja alle so dumm!" Und war gleich darauf eingeschlafen.

Die lichtgraue Eva aber lag noch lange wach, und ihre Gedanken wanderten, und das Ziel dieser Wanderung war wieder Herr Gieseler, der mit Vornamen Ernst hieß.

Kurfürstenstraße 126c

Der Tag, der diesem bewegten Abend folgte, war ein grauer, leicht verschleierter Septembersonntag des Jahres 1923. Da die Mitglieder der Familien Jordan und Voßwinkel aber Sonntags so lange zu schlafen pflegen, daß sie meist erst gegen Mittag verfügbar sind, so bleibt nichts übrig, als die Zeit bis zu ihrem Aufstehen mit einem Bericht über die näheren Umstände der zum Zwecke dieser Geschichte vereinigten Personen auszufüllen.

Das Haus, in dem die Familie Jordan wohnte, lag auf der Grenze zwischen dem alten und dem neuen Westen Berlins. Da wo die Kurfürstenstraße jenes merkwürdige Zwischenspiel zwischen dem Geist des Kurfürstendammes und dem der Flottwellstraße veranstaltet. Der Kurfürstendamm reicht nämlich mit seiner Einflußsphäre weit in die Kurfürstenstraße hinein bis an die Nettelbeckstraße etwa, und die Luft der Flottwellstraße kommt ihm von der anderen Seite her, bis weit über die Potsdamer Straße entgegen. In der Mitte aber zwischen diesen beiden Einflußsphären liegt die eigentliche Kurfürstenstraße, die einmal eine wirklich feine Gegend war, an der man noch heute sehen kann,

wie Berlin eigentlich werden sollte, und was es hätte werden können.

In dieser Gegend der Kurfürstenstraße, zwischen der Nettelbeckstraße und der Apostelkirche, wo in alten Gärten noch ruhige Villen von gemäßigter Geschmacklosigkeit stehen, wo es im Frühjahr blühenden Flieder und im Herbst buntes Laub und fallende Blätter gibt, lag das Haus Nummer 126 c, in dessen Fahrstuhlschacht diese schöne Geschichte beginnt. Es lag an der Westgrenze dieses Viertels, war das letzte Haus mit vier Stockwerken vor dem Beginn der Gärten und der Einzelhäuser. Im Äußeren unterschied es sich durch nichts von anderen Berliner Miethäusern. Seine vorderen Zimmer sahen auf den Garten eines militärischen Gebäudes auf der gegenüberliegenden Seite, und aus einigen Fenstern des Quergebäudes hatte man einen Einblick in den grünen Hof eines benachbarten Atelierhauses.

In der ersten Etage dieses Hauses lag die Wohnung mit dem blanken Messingschild an der Tür, auf dem gelb, groß und überheblich der Name Jordan stand. Sie war, was man eine hochherrschaftliche Wohnung nennt, bestand aus nicht weniger als zwölf Zimmern. Vier lagen vorne an der Kurfürstenstraße, die anderen an einem langen Korridor im Seitenflügel. Die Einrichtung stammte aus den neunziger Jahren, aus der guten alten Zeit des gedrehten Barock und der Sofaumbauten, der Portieren und der Nippsachen. Daß dazu dicke Teppiche gehörten, dunkle Übergardinen, die im Winter die frühe Dämmerung erfolgreich unterstützten, und Wandteller von Dimen-

sionen, wie sie etwa der Schild des Achill beim Homer gehabt haben mag, versteht sich von selbst. Die Bilder, die in schweren Goldrahmen an den Wänden hingen, waren in keiner Kunstgeschichte verzeichnet. Ein Bücherschrank, dessen Glasfenster um der koloristischen Wirkung willen mit violetter Seide verhängt waren, enthielt Goethes Meisterdramen, einen sämtlichen Schiller, einige Bände Julius Wolff und Baumbach, sowie eine Anzahl Romane.

Das vordere Zimmer, in dem dieser Bücherschrank stand, war das eigentliche Wohnzimmer der Familie und das, in dem der Großvater Voßwinkel sich am liebsten aufhielt; das Musikzimmer mit dem Flügel, das daneben lag, besuchte er nur, wenn niemand im Hause war.

Die Gemächer an dem langen Seitenkorridor waren nach Rang und Würde an die einzelnen Familienmitglieder verteilt. Hier hausten zuerst die Damen und ganz unten, neben Großmutter Luischen, Josias Voßwinkel. Das Berliner Zimmer an der Ecke war selbstverständlich Eßzimmer; den Abschluß nach hinten bildeten Küche, Bade- und Fremdenzimmer, der Raum der Mädchen und ähnliche prosaische Gemächer.

Dieses war die Welt, in der die Familie Jordan seit etwas mehr als zwanzig Jahren hauste. August Jordan hatte, als er sich mit der jüngsten Tochter Josias Voßwinkels, Kaffee en gros in Hamburg, verheiratete, diese für damalige Begriffe sehr luxuriöse Wohnung gemietet; denn er wußte, was er den Aktienpaketen und Pfandbriefen seines Schwiegervaters schuldig war. Er hatte auch die

Möbel ausgewählt mit dem feinen Geschmack, den er im eigenen Geschäft – Seidenimport mit alten Beziehungen nach Lyon und England – erfolgreich erworben hatte.

Die Hochzeit hatte in Hamburg stattgefunden, selbstverständlich im Hause; dann waren August und Amélie auf dem Umweg über Venedig nach Berlin in das Haus Kurfürstenstraße 126 c gezogen und hatten hier das damals übliche Leben reicher Leute geführt. August war vierunddreißig, Amélie neunzehn Jahre alt; als sie zwanzig wurde, erschien Eva, im Jahre ihres Mündigwerdens Toni auf dieser schönen Welt. Frau Amélie mußte sich zu ihrem Leidwesen für einige Zeit vom geselligen Verkehr zurückziehen, um so schnell wie möglich nach Absolvierung der mütterlichen Obliegenheiten wieder im Salon zu erscheinen. Denn sie war eine geborene Voßwinkel und infolgedessen gewöhnt, sich nichts zu versagen, worauf sie Lust hatte. Und außerdem war sie wirklich eine hübsche junge Frau, der sogar die damalige Mode nichts anhaben konnte.

Von dem weiteren Leben der Familie ist wenig zu berichten. Die Kinder wuchsen heran, betreut von dem Mädchen Luise, das, um den nötigen Respekt einzuflößen, erst als Person reiferen Alters zu den Kleinen hinzugezogen wurde. Sie war sogar älter als August Jordan, so daß er ihr keine Aufmerksamkeit mehr schenkte. Die Mutter bekamen die Kinder meist erst kurz vor dem Einschlafen zu Gesicht, wenn sie, abendlich geschmückt, sich von ihnen verabschiedete. Sie blieb ihnen mit ihrem Duft und dem leisen Seidenrauschen ihrer Kleider wie eine Fee im Ge-

dächtnis, zumal das Kindermädchen Luise von einer Fee wirklich nichts hatte.

Ruhig und ohne Erschütterungen zogen die ruhigen Jahre des deutschen Lebens dahin. Die Kinder gingen zur Schule, Frau Amélie auf Bälle und Gesellschaften, August Jordan schnitt seine Coupons, strich seine Dividenden ein, kaufte und verkaufte Seiden und legte das Geld in Hypotheken an oder in sicheren Papieren. Er fuhr gelegentlich nach Paris; wenn er wiederkam, brachte er Frau Amélie ein neues Kleid mit oder einen Schmuck — aus den Überschüssen seiner Geschäftsreise. Im Frühjahr fuhr man nach Karlsbad — Lugano war damals noch nicht erfunden —, im Sommer an die Nordsee, gelegentlich wohl auch nach Hamburg zu den Großeltern. In dem Hause an der Uhlenhorst war es mindestens so schön wie an der See und billiger. Die Kinder gingen zwar lieber an die See; denn dort gab es nur das Mädchen Luise und gelegentlich einmal die Mutter, während in Hamburg noch Großmutter Luischen und eine Hausdame vorhanden waren. Aber die Kinder wurden nicht gefragt, und wenn man sie gefragt hätte, so hätten sie auch nichts zu sagen gewagt; denn Luise war für Hamburg, schon wegen der Trinkgelder.

August Jordan war ein rüstiger Mann, groß, breit, mit einem blonden, spitz ausgezogenen Schnurrbart und einem Seelen- und Geistesleben, das ihn zu einem hohen Alter prädestinierte. Daß er es nicht dazu brachte, lag an dem unerwarteten Aufblühen der deutschen Automobilindustrie. Er entdeckte nämlich plötzlich sein Herz für die schnelle Fortbewegung. Er erwarb ein Auto, lernte fahren, kaufte

dann ein zweites und begann auf Rennen zu trainieren. Die Folge war, daß er eines Tages bei einer Bergfahrt statt einer scharfen Kurve einen mit Tannen bestandenen Abhang nahm – mit einer Geschwindigkeit von rund siebzig Kilometern. Sein Name ging durch die Zeitungen; Frau Amélie trug schwarz, die Kinder ebenfalls, und ein halbes Jahr später vermochte sie sich kaum noch vorzustellen, daß August Jordan mit ihnen in dem Hause Kurfürstenstraße 126 c gewohnt hatte. Ihr Bruder Otto, der ein Bankgeschäft leitete, war, damit sie sich nicht zu verlassen fühlte, für die erste Zeit zu ihr gezogen, bei welcher Gelegenheit er nicht nur den männlichen Schützer der verwaisten Familie, sondern leider auch die Bekanntschaft von Fräulein Erna Gutbier, Direktrice, machte.

Das war im Jahre 1913 gewesen. Frau Amélie hielt das Trauerjahr streng ein und gestattete auch den Kindern erst im nächsten Sommer wieder weiße Kragen; sie war aber entschlossen, sobald die vorgeschriebene Zeit verstrichen war, sich etwaigen erneut an sie herantretenden Werbungen gegenüber durchaus nicht ablehnend zu verhalten. Denn Eva und Toni waren erst dreizehn und vierzehn Jahre alt; die Aktienpakete und die Pfandbriefe lagen wie zu Augusts Zeiten im Safe der Bank; Frau Amélie war somit geblieben, was man eine gute Partie nennt.

Die weitere Gestaltung ihres Geschicks hätte sich auch sicherlich durchaus ihren Vorstellungen und Wünschen entsprechend vollzogen, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, das noch einige Hoffnungen und Entwürfe mehr zuschanden machte. Im April hatte Frau Amélie die Trauer-

kleidung endgültig abgelegt und nach eingehenden Konferenzen mit ihrer Schneiderin sich neu eingekleidet. Im August kam der Krieg und griff mit rauher Hand in all ihre Lebenspläne. Die Männer, die Frau Amélie wieder heiraten sollten, wurden eingezogen. Vergnügungen und Genüsse wurden zuerst vom Ernst der Zeit, dann vom Vater Staat verboten; es kam die Brotkarte, es verschwand die Schlagsahne — und allem stand man machtlos gegenüber.

Zuerst nahm man es nicht so schwer, weil man damit rechnete, daß alles in einem halben Jahre spätestens vorüber sein würde. Als aber Jahr um Jahr dahinzog und kein Ende abzusehen war und es immer schlimmer statt besser wurde, da senkte sich langsam etwas wie Staub, wie ein müdes Grau auf Pläne und Hoffnungen, und sogar Frau Amélie gewöhnte sich's ab, etwas für die Zukunft sich vorzunehmen; es wußte ja doch niemand, wie lange es dauern, was hinterher werden würde.

Dabei ging es ihr nicht etwa schlecht. Den Seidenimport hatte man zwar rasch entschlossen verkauft; aber glücklicherweise war Frau Amélie nicht auf die Einkünfte aus dem Geschäft angewiesen; sie konnten mehr als behaglich von Dividenden und Coupons, von Hypothekenzinsen und ähnlichen Renten leben. Josias Voßwinkel hatte gut vorgesorgt, und August Jordan war seinen Spuren gefolgt.

Weihnachten 1914 wurde Onkel Otto eingezogen; um dieselbe Zeit waren Josias Voßwinkel und Frau Luischen nach Berlin übergesiedelt und ebenfalls in das Haus in der Kurfürstenstraße gezogen. Mit Kaffee en gros war trotz

Heereslieferungen nach Räumung des Lagers nicht mehr viel zu machen. Der eigentliche Grund aber war der, daß der alte Herr den Anblick des leeren Hafens nicht mehr ertragen konnte. Früher war er fast jeden Tag nach Sankt Pauli hinausgefahren und hatte dem Anlegen der großen und kleinen Kähne, dem Ein- und Ausladen, dem ganzen merkwürdigen Betrieb mit dem Interesse eines Kindes zugesehen. Seit dem August 1914 mied er den Hafen und konnte doch nicht hindern, daß er immer wieder auf irgendeinem Seitenweg in seine Nähe geriet. Dann gab es ihm jedesmal einen Stich, wenn er die Öde sah und die Stille hörte, und als um Weihnachten nach Onkel Ottos Abzug die Wohnung in der Kurfürstenstraße wieder ohne männlichen Schutz war, da beschloß er, Hamburg zu verlassen und nach Berlin überzusiedeln. Er verkaufte sein Haus an der Uhlenhorst seinem Nachbar, der mit Leder en gros besser lag als er mit Kaffee, und rückte eines schönen Tages Ende Januar 1915 mit Großmutter Luischen und einem großen Möbelwagen vor dem Hause Kurfürstenstraße 126 c an.

Seitdem hatten die Familien Voßwinkel und Jordan zusammen dort gehaust, hatten Lebensmittel gehamstert und Brotkarten gekauft und dazu geschworen, daß es so nicht mehr weiterginge. Sie waren reiche Leute geblieben, obwohl weder der Kaffee en gros noch die Seiden aus Lyon mehr funktionierten; sie kamen sogar in die zuerst sehr merkwürdige Situation, daß sie das Geld, das sie einnahmen, gar nicht ausgeben konnten, weil es nichts mehr zu kaufen gab.

Frau Amélie nahm die veränderten Verhältnisse zuerst mit Gelassenheit, dann, als der Krieg länger und länger dauerte, mit wachsender Unruhe und Reizbarkeit hin. Es begann eine Ahnung in ihr aufzusteigen, daß die Hoffnung, am Ende des Krieges wieder da anfangen zu können, wo man an seinem Beginn aufgehört hatte, eine Illusion bleiben würde, daß die Jahre liefen und liefen, und daß die Entbehrungen, die sie auch bei reichen Leuten mit sich brachten, die Menschen rascher und schärfer alt werden ließen, als es sonst der Fall war. Die Kinder wuchsen erst heran; denen fehlte wohl Schokolade und Schlagsahne, vielleicht auch Tanzstunde und Flirt; aber die waren jung genug, um nachzuholen. Großvater Josias hatte seinen Burgunder, und Luischen war eine alte Frau. Dazwischen aber stand sie, Amélie Jordan, geborene Voßwinkel. Als der Krieg ausbrach, war sie eine Frau in den besten Jahren gewesen, mit dem Blick in ein neues Leben. Jetzt näherte sie sich dem Ende der Dreißig, war eine Frau, die auf die Vierzig zuging, eine Frau, die Schatten unter den Augen und Fältchen um den Mund bekam. Sie schob es auf die unerträglichen Ernährungsverhältnisse und den Mangel an Fett; die Tatsache aber blieb bestehen. Eine innere Unruhe stieg in ihr auf und wollte sich nicht beschwichtigen lassen. Sie wurde nervös und fahrig, weil sie zusehen mußte, wie das Leben ihr entglitt, wie alles, was sie noch gehofft, geträumt, geplant hatte, im Grau des Gebundenseins durch die Zeit versank, ohne daß es möglich war, auch nur einen Schatten davon zu verwirklichen.

Dann kam endlich der Friede oder was man so nannte.

Die Massen der Männer strömten zurück und brachten neue Enttäuschungen. Frau Amélie sah nicht ohne Indignation, daß die Leute draußen anders geworden, daß sie nicht mehr die leichten, mit dem Leben spielenden, bequem zu behandelnden Wesen waren, als die sie einst in die Uniform hineinstiegen. Sie wollten alle etwas und hatten Hunger bekommen, griffen gierig nach allem, was ihnen nahte, oder waren verbittert, gereizt, mißlaunig, genau wie die Menschen, die den Krieg im Lande hatten verbringen müssen. Frau Amélie versuchte, alte Freunde der Familie, entfernte Verwandte wieder heranzuziehen, früheren Verkehr wieder aufzunehmen; es ging nicht mehr. Etwas Fremdes war dazwischen gekommen, das man nicht greifen konnte, und das doch die Menschen auseinanderlaufen und neue, jüngere Bindungen suchen ließ.

Dies war am schlimmsten in der ersten Zeit nach dem Kriege, weil da die Illusion einer Rückkehr zu gewohnten Zuständen noch am stärksten und die Reichsmark noch am stabilsten war. Der Dollar stand zwar doppelt so hoch wie in Friedenszeiten, und alle Welt klagte über die unerhörte Teuerung und daß es trotz der Öffnung der Grenzen gar nichts gäbe, und was es gäbe, das sei Schund. Aber Geld war Geld, man trug es zwar in der Brieftasche statt wie früher im Portemonnaie, weil es aus Papier war. Aber eine Mark blieb eine Mark, und wenn die Straßenbahn auch fünfundzwanzig Pfennig kostete, so tat sie das heute und morgen und übermorgen, genau wie früher, als man für die Fahrt nur einen Groschen bezahlte. Man konnte sich einbilden, es war im neuen Frieden, wie es im alten

gewesen war, und es fehlte eigentlich nur das, was dem Leben den Inhalt gab, durch den es zuletzt erst Leben wurde.

Bis dann jene schöne Zeit begann, in der die tägliche Unterhaltung morgens mit der Frage nach dem Dollarstande anfing und abends mit derselben Frage aufhörte, nur daß die Antwort dann meist anders ausfiel. Da hatte das Leben plötzlich wieder einen Inhalt, wenn er auch im wesentlichen aus dem Rauschen von Papiergeld, von Aktien und Kurszetteln bestand. Josias Voßwinkel war zu alt und zu sehr solider Kaufmann, um an diesen Zeiten der allgemeinen Spekulation und des Börsenspiels aktiv teilzunehmen; Frau Amélie aber stürzte sich mit Leidenschaft auf diese Sensationen, die wenigstens eine Art Ersatz für das ihr entgehende Leben boten. Sie abonnierte ein Blatt mit dem vollständigen Kurszettel, sie kannte bald alle Aktien, notierte und unnotierte Werte, sie wußte genau, wie der Dollar stand und wo man Lebensmittel und Sachwerte am vorteilhaftesten einkaufte. Und sie war klug genug, rechtzeitig zu begreifen, daß die Einnahmen der beiden Familien aus dem Verkauf und Neuankauf von Aktien, aus Differenzgewinnen und Spekulationserlösen auf die Dauer nicht hinreichen würden, das Leben in der Kurfürstenstraße auf der gewohnten Höhe zu erhalten. Sie sah, wie ihre Bekannten rechts und links zurückblieben und den Wettlauf trotz allem Sparen und aller Arbeit, ja selbst trotz Börsengeschäften nicht mehr mitmachen konnten. Sie erkannte, daß man nicht nur mit dem Dollar rechnen, sondern versuchen mußte, ihn selbst in die Hand

zu bekommen. Sie stellte eine einfache Überlegung an: sie waren fünf Personen und hatten zwölf Zimmer. Da konnte sie, namentlich bei der herrschenden Wohnungsnot, ruhig einige Räume abgeben, und zwar an Ausländer. Natürlich nicht vermieten wie irgendeine Vermieterin; sie wollte sich lediglich die Freude machen, ihr empfohlene und ihr genehme Fremde aus wertbeständigen Ländern bei sich aufzunehmen als paying guests, ein Ausdruck, der dem Unternehmen von vornherein jede Parallele und jede Beziehung zum Zimmervermieten nahm, ohne daß es darum weniger Dollars einbrachte. Ihre Freundin Frau von Müller tat das längst, und die war sogar eine Majorswitwe, wie sie sagte.

Und Frau Amélie hatte Glück gehabt. Der erste, der gekommen war, ein amerikanischer Chemiker aus der Schule Rutherfords, hatte sich, da er ebenfalls gerne Burgunder trank, in der Gesellschaft des Großvaters Josias so wohl gefühlt, daß er das Haus allen seinen Bekannten aufrichtig empfohlen hatte. Und da Deutschland zu jener Zeit für Leute, die in Dollars rechneten, ein Land war, in dem man äußerst billig lebte, so kam ein großer Teil dieser Bekannten tatsächlich nach Berlin zu Frau Amélie und zahlte ohne Murren den für ihre Gastfreundschaft geforderten Preis — einen Preis, der es im Verein mit den Börsengewinnen den beiden Familien gestattete, trotz der mehr als österreichischen Verhältnisse ein sorgenfreies Dasein zu führen. Die Wohnung kostete dank einer klugen Regierungspolitik fast nichts, und Kohlen kaufte man wertbeständig, daher billig. Bei dieser weisen Lebens-

führung erfreute sich die Familie Jordan im ganzen Hause neidvoller Anerkennung; nur Geheimrat Mitzlaffs Töchter, die zwei Treppen höher, über dem Major Berecke wohnten, und zwar noch die Vorteile vierteljährlicher Vorausbezahlung der Beamtengehälter, im übrigen aber kaum etwas vom Leben genossen, sahen verächtlich auf die Damen der Familie Jordan herab und ließen keine Begegnung vorübergehen, ohne – vorsichtshalber allerdings erst außer Hörweite – vor Entrüstung zischend die damals landesübliche Bezeichnung Schieber energisch von sich zu geben.

Der bisher letzte, den jener Chemiker aus der Rutherford-Schule gezeugt hatte, war Mister Parker, Kaufmann aus Washington. Er bewohnte die beiden äußeren Vorderzimmer und trug einen kurzen schwarzen Spitzbart samt dem dazugehörigen Schnurrbart; seine Anzüge bewegten sich taktvoll auf der Grenze zwischen amerikanischem und europäischem Schnitt; er war leise in seinem Benehmen, freundlich und zuvorkommend, zahlte pünktlich und ohne zu rechnen, und nur gelegentlich, wenn ein Thema seine Teilnahme besonders in Anspruch nahm, wurde er lebhafter und redete alsdann nicht nur mit den von Gott dazu bestimmten Werkzeugen, sondern benutzte zur Unterstützung auch die Hände. Wahrscheinlich lag das daran, daß ihm die deutsche Sprache noch einige Schwierigkeiten bereitete.

Über Mister Parker, seine Beziehungen zu Europa im allgemeinen und zu den Mitgliedern der Familie Jordan im besonderen wäre noch manches zu bemerken; aber über

dieser Familienchronik ist die Zeit so weit vorgeschritten, daß von der Zwölf-Apostel-Kirche herüber die Glocken zum Beginn des sonntäglichen Gottesdienstes rufen, daß fast gleichzeitig die Türe des dritten der drei weiblichen Schlafzimmer sich öffnet und die gelbseidene Toni, leicht verschlafen, aber lautlos den Korridor abwärts wandert und in der Türe des Badezimmers verschwindet. Die handelnden Menschen melden sich, wenn auch angesichts der frühen Morgenstunde, in der niemand gerne zu reden pflegt, noch nicht zum Wort, so doch wieder zur Handlung; der Berichterstatter zieht sich zurück und überläßt den Raum wieder den an dem Unternehmen direkt beteiligten Damen und Herren.

Am Sonntagmorgen zierlich angetan

Daß Toni an diesem Morgen als erste den Raum der Reinigung für sich in Anspruch nahm, sprach allen Traditionen der Häuser Voßwinkel und Jordan Hohn. Ein ungeschriebenes Gesetz stellte an den Beginn des Reigens die grauseidene Eva. Erstens, weil sie am schnellsten fertig war, und zweitens, weil sie von irgendeinem verschollenen Ahnherrn her einen merkwürdigen Sinn für Ordnung geerbt hatte. Sie gehörte zu jenen seltenen weiblichen Wesen, die ein Badezimmer benutzen können, ohne es in einen See, eine Rumpelkammer oder eine Sammelstelle für vergessene Wäschestücke zu verwandeln. Eva sah die Badewanne nicht als eine Stätte der Lust an; sie badete um zu baden, nicht um im warmen Wasser zu liegen. In-

folgedessen brauchte sie zur Reinigung ihrer vierundzwanzigjährigen Leiblichkeit nur halb soviel Zeit wie die anderen Familienmitglieder, insonderheit Toni.

Ferner: sobald sie fertig war, sorgte sie nicht nur dafür, daß die von ihr benötigten Apparate und Requisiten aus dem Wege geräumt wurden; sie ersetzte auch die benutzten Tücher der Trocknung durch unbenutzte, zündete die Stichflamme des Ofens für den nächsten an, reinigte die Wanne und öffnete beim Verlassen des Raumes den Wasserkran, um alsdann an das Zimmer Frau Amélies zu klopfen und zu melden, daß das Bad gerüstet sei. Sie hätte dieses alles auch einem der Mädchen überlassen können; ihrem sachlichen Sinn aber widersprach diese Zwischenschaltung, die nur Zeitvergeudung gewesen wäre.

Denn Frau Amélie pflegte lange zu baden, sehr lange sogar. So lange, daß selbst die gelbseidene Toni, die, was schlafen anging, die zäheste Ausdauer entwickelte, zuweilen in gelinde Verzweiflung geriet. Denn sie kam an dritter Stelle. Erstens, weil sie die Jüngste war, und zweitens, weil sie, wenn sie erst einmal im Bade saß, noch weniger fertig wurde als die Mutter. Nach ihr kam doch niemand mehr; Großmutter Luischen hielt das häufige Baden für ungesund, und Josias hatte längst eingesehen, daß ein von drei weiblichen Wesen besetzter Morgen weder Raum noch Zeit für ein männliches übrigläßt. Er pflegte grundsätzlich nur dann zu baden, wenn außer Luischen keine der anderen Damen im Hause war. Er wußte ganz genau, daß das Inanspruchnehmen eines im Augenblick nicht benutzten Gegenstandes durch ein männliches Wesen in jeder weib-

lichen Seele mit tödlicher Sicherheit die Erkenntnis wachruft, daß eigentlich gerade jetzt sie die Absicht gehabt hätte ...

An diesem Septembersonntag wurde die heilige Ordnung der Reinigungsfolge von Toni heimtückisch durchbrochen. Zierlich angetan im gelbseidenen Schlafanzug, mit lila Pantöffelchen, einige Wäschestücke überm Arm, deren nähere Beschreibung sich leider verbietet, huschte sie gegen einhalb zehn, also zu einer für ihre Verhältnisse phantastisch frühen Zeit, den Korridor entlang und verschwand im Badezimmer. Sie schien selbst ein Gefühl für das Verbrecherische ihres Unterfangens zu haben; denn sie dämpfte ihre an sich schon leichten Schritte noch mehr, so daß sie auf dem Läufer des Korridors fast unhörbar wurden. Sie hatte die Türe ihres Schlafzimmers mit sonst nie erlebter Rücksicht hinter sich ins Schloß gezogen, und sie öffnete und schloß die Pforte des Badezimmers in der gleichen diskreten und vorsichtigen Art.

Was aber noch viel erstaunlicher war: sie beeilte sich. Sie, die sonst grundsätzlich nicht vor Ablauf von ein bis anderthalb Stunden das Gemach der Säuberung verließ, tauchte bereits nach einer halben Stunde wieder im Korridor auf. Sie hinterließ im Badezimmer nicht das übliche Rauschen des ablaufenden Wassers; sie hatte durch vorsichtiges Schräglegen des Verschlußstücks den Abfluß so reguliert, daß er kaum noch vernehmbar war. Sie wollte nicht vernehmbar sein. Lautlos, wie sie gekommen war, verschwand sie wieder und erschien eine Viertelstunde später feldmarschmäßig ausgerüstet im Eßzimmer, in dem

wie gewöhnlich der Frühstückstisch für die sämtlichen Insassen des Hauses mit Ausnahme von Mister Parker gedeckt war.

Aus irgendeinem unerfindlichen Grunde verzichtete sie darauf, das Mädchen herbeizuklingeln und um Tee und die gewohnten weichen Eier zu ersuchen; sie begnügte sich damit, stehend einige Scheiben gerösteten Weißbrotes mit Marmelade, Honig und Aufschnitt zu vertilgen und ihren Durst dadurch zu löschen, daß sie statt des ausgebliebenen Tees die für alle bestimmte Milch in ihre Tasse und hinuntergoß. Dann sah sie nach ihrer Uhr, sagte: „Dreiviertel zehn, dann ist's gleich halb elf," ergriff zwei Apfelsinen und entwischte. Sie sprang die Treppe hinunter, jetzt keinen Gedanken mehr an den Schlaf der Mitbewohner verschwendend; sie pfiff, ihren kurzen rosa Sonnenschirm trotz des grauen Wetters vergnügt unter den Arm klemmend, laut vor sich hin und entschwand weiterer Beobachtung schnell im morgendlichen Dunst der Straße.

Die Ökonomie der Erzählung und ihre Gesetze verbieten es, die übrigen Damen in gleicher Weise durch die einzelnen Phasen der Herstellung ihres gewohnten Totaleindrucks zu begleiten. Diese Begleitung wäre an sich sehr reizvoll, sowohl bei Fräulein Eva wie bei Frau Amélie, die bald nach ihr über den Korridor rauschte, so daß Großvater Josias nur mit Mühe und einem höflichen o Pardon! rechtzeitig seine bereits geöffnete Schlafzimmertüre wieder schließen konnte. Sie wäre sehr reizvoll, aber sie würde entschieden zu weit führen. Es muß die Feststellung genügen, daß auch diese beiden in dieser Zeit der abgedrosselten Warmwasser-

versorgungen, dank dem Gasbadeofen in einem Zustand am Frühstückstisch erschienen, der durchaus dessen sonntäglich leckerem Anblick entsprach. Selbst Großvater Josias, um dessen greises Haupt, zumal er nicht gebadet hatte, noch ein leiser Nebel von dem Burgunder des verflossenen Abends schwebte – selbst Großvater Josias konnte nicht umhin, in Erinnerung an bessere Tage festzustellen, daß alle beide geradezu ausgezeichnet aussähen. Den Mut zu dieser Feststellung entnahm er der Tatsache, daß Großmutter Luischen noch nicht auf der sonntäglichen Bildfläche erschienen war.

Infolgedessen verlief auch der erste Teil des Frühstücks harmonisch und friedlich. Das Mädchen brachte Tee für die Damen, Kaffee für den Großvater. Es wäre ihm Verrat an der Tradition seines Berufs gewesen, wenn er nicht an diesem Getränk festgehalten hätte; außerdem hatte Luischen bei der Aufgabe des Geschäfts so viel Vorräte gerettet, daß sie heute noch davon zehrten. Man reichte sich Butter, man reichte sich Marmelade; man erkundigte sich nach dem Verlauf der Nacht und der Qualität des Schlafes, mit jenem gemäßigten Interesse, das Beziehungen naher Verwandter so angenehm macht. Man sprach nicht viel, man fragte nicht viel, man aß und trank und begnügte sich damit, während dieser Beschäftigung langsam aufzuwachen.

Bis Großmutter Luischen erschien. Da wurde es anders. Denn die alte Frau Voßwinkel unterschied sich in einem sehr wichtigen Punkt von den übrigen Mitgliedern ihrer Familie: sobald sie am Morgen die Augen aufgetan hatte,

war sie wach, hellwach, auch ohne Bad. Sie sah alles, hörte alles und wollte alles wissen.

Sie kam in dem guten schwarzseidenen, das sie Sonntags zu tragen pflegte. „Guten Morgen, meine Lieben. Ich habe sehr schlecht geschlafen. Das kommt natürlich davon, daß ihr euch bis Mitternacht unterhalten müßt. Daß ich nicht mehr die Jüngste bin, daran denkt natürlich niemand. Guten Morgen, Josias – dein Schlips sitzt wieder schief."

Damit ließ sie sich, während der Großvater ihr wie jeden Morgen die Hand küßte, auf ihren gewohnten Platz neben ihm nieder, und das Mädchen brachte den Kakao. Luischen schenkte langsam ein, dann sah sie suchend auf dem Tisch umher, blickte streng in eine weiße Kanne und sagte: „Hier fehlt Milch. Wo ist das Kind?"

Das Mädchen wagte schüchtern festzustellen, daß in dem Topf, in den der strenge Blick der Großmutter gefallen war, sich ehedem Milch befunden hätte, und daß Fräulein Toni wohl noch nicht aufgestanden wäre.

„Unsinn," sagte die Großmutter, „der Topf ist leer, und Fräulein Toni ist sicher längst auf. Gehen Sie einmal nachsehen."

Das Mädchen ging, und Eva konstatierte durch einen Seitenblick auf Tonis Teller, daß sich dort bereits Marmelade und Toast befunden hatten. „Toni scheint schon gefrühstückt zu haben," sagte sie, verschwieg aber, daß ein zweiter Blick in die Tasse der Schwester ihr gezeigt hatte, daß das Mädchen mit seiner schüchternen Behauptung über die Milch durchaus im Recht gewesen war. Sie vernahm daher ohne Überraschung die Meldung der Zurück-

kehrenden, daß Fräulein Toni nicht in ihrem Zimmer wäre, sondern offenbar bereits gefrühstückt und das Haus verlassen hätte.

Es versteht sich von selbst, daß man nach diesen Vorgängen für die Dauer des Frühstücks sich nicht mehr um ein Gesprächsthema zu bemühen brauchte. Ebenso versteht sich, daß Großmutter Luischen, die die Abwesenheit und vorzeitige Selbstverpflegung Tonis an den Tag gebracht hatte, — Luischen, um derentwillen in der Hauptsache die morgendliche Milch den Frühstückstisch zierte, vom ersten Augenblick an nicht gegen, sondern für Toni Partei nahm. Sie wartete nur das Stichwort ab, um mit frisch ausgeschlafener Aggressivität den Kampf für das Kind aufzunehmen.

Dieser Kampf richtete sich hauptsächlich gegen Frau Amélie. Denn Josias Voßwinkel, durch die Übung langer Jahre klug geworden, sah sich nicht veranlaßt, von der Beschäftigung mit Kaffee und Toast zu einer Teilnahme am Streit der Meinungen überzugehen, und Eva vermied dies ebenfalls. Sie hatte die Milch in der Tasse, die Marmelade auf dem Teller konstatiert, das genügte ihr. Moral war das Ressort der älteren Generationen.

Moral ist immer angenehm, wenn man sie auf seiner Seite hat — und regt außerdem zum Reden an. Diesmal aber fehlte auf beiden Seiten die wirkliche freudige Teilnahme an der Diskussion. Großmutter Luischen zog von Zeit zu Zeit ihre goldene Uhr aus der Gürtelgegend des Schwarzseidenen, und Frau Amélie starrte träumend durch das große Fenster auf die gelblich gestrichenen Wände des

Hofes hinaus, als ob die sie trotz aller Moral im Grunde mehr interessierten als die ganze Unterhaltung.

Es dauerte denn auch nicht lange, da erhob sich Luischen, schob ihren Stuhl ordentlich, wie sie es von Hamburg gewöhnt war, wieder unter den Tisch zurück, sagte nicht ohne Schärfe: „Sobald das Kind kommt, schickt es zu mir hinein," und verkündete dann: „Ich gehe auf mein Zimmer." Damit verließ sie ohne weitere Erklärungen den Raum, in der Haltung von jemand, der ganz genau weiß, daß die anderen ganz genau wissen, was er jetzt tun wird, auch wenn er nichts sagt.

Sie wußten es auch. Sobald Luischen außer Hörweite war, sah Frau Amélie auf ihre Armbanduhr und stellte fest, es wäre doch nicht sehr wahrscheinlich, daß Otto heute schon so früh käme.

Großvater Josias, der sein Frühstück beendigt und sich in einen Stuhl am Fenster zurückgezogen hatte, bemerkte dazu mit einem freundlichen Lächeln, daß man das nicht so sagen könnte. Und dabei sah er nicht ohne leise Schadenfreude mit etwas vorgestrecktem Kopf über den Hof hinüber nach den Fenstern auf der gegenüberliegenden Seite, die in der Nacht mit ihrem stillen Licht die Teilnahme von Mutter und Tochter erregt hatten. Jetzt waren sie zur größeren Hälfte von ihren Hüllen befreit und geöffnet; nur das äußerste lag noch unberührt in ablehnender cremegelber Verschlossenheit.

Otto war natürlich Onkel Otto. Er war es, um dessentwillen Großmutter Luischen so rasch gefrühstückt und

wieder ihr Zimmer aufgesucht hatte. Und zwar aufgesucht hatte, ohne etwas zu sagen, was in diesem Falle seine ganz besondere Bedeutung hatte.

Denn am Sonntag, an jedem Sonnntag, sobald er in Berlin war, kam Otto. Er kam gegen Mittag, aber nicht zu Mittag. Er kam in die Jordansche Wohnung, aber nicht zu Jordans. Er kam zu seiner Mutter, aber nicht zu seiner Schwester. Er besuchte den weiblichen Teil der Familie Voßwinkel, er mied die Familie Jordan.

Wenigstens teilweise. Wenn er die Mädchen irgendwo traf, begrüßte er sie freundlich, ein bißchen überheblich, ein bißchen gönnerhaft, und sie begrüßten ihn ebenso. Wenn er aber Frau Amélie traf, dann sah sie weg und rauschte vorüber; und Otto Voßwinkel lachte, schüttelte den Kopf und versuchte, das nächste Mal solche Begegnung zu vermeiden. Er hatte nichts dagegen, für mißraten angesehen zu werden; er hatte allerhand dagegen, daß man es ihm ostentativ zum Bewußtsein zu bringen suchte. Er war nicht für die komplizierten, er war für die einfachen Gefühle; denn er war Bankier und als solcher fürs Reelle.

Diese letzte Neigung war eigentlich der Grund seines Zerwürfnisses mit Frau Amélie, die doch auch eine geborene Voßwinkel und seine leibliche Schwester war, und der er noch im Kriege bis zu seiner Einziehung den männlichen Schutz ersetzt hatte, indem er zu ihr ins Haus zog.

Als Otto Voßwinkel nämlich als Mannersatz in dem verwaisten Haus Kurfürstenstraße 126c wohnte, übte er auch dort seine langjährige Gewohnheit, sich in der Nähe des Fensters der sichtbaren Konsequenzen des nächtlicher-

weile fortgeschrittenen Bartwuchses wieder zu entledigen. In den Pausen dieser Beschäftigung sah er gelegentlich an dem dabei benutzten Spiegel vorüber ins Freie, in den Hof und über den Hof, und bei dieser Gelegenheit erblickte er Fräulein Erna Gutbier, Direktrice, welche sich an einem ihrer Fenster ebenfalls mit ihrer körperlichen Vervollständigung zu beschäftigen pflegte.

Otto Voßwinkel war Bankier und fürs Reelle. Und darum hatte dieses gelegentliche Sehen bei der Morgentoilette Folgen. Zumal es nicht beim Sehen über den Hof blieb, sondern den ersten distanzierten Beziehungen sich räumlich nähere anreihten, Begegnungen im Hof, im Durchgang, auf der Straße, die sich beim Wohnen im gleichen Haus nun einmal nicht vermeiden ließen.

Onkel Otto war wie gesagt fürs Reelle, — und Fräulein Erna Gutbier war reell. Ebenso groß wie er, gesund, kräftig, mit einem frischen Gesicht, einem frischen energischen Gang, einem sehr vergnügten Lachen. Sie paßte ausgezeichnet zu ihm, zog sich schon als Direktrice so an, wie er es gern hatte, und so war es kein Wunder, daß sie eines Tages, statt sich zu begegnen, nebeneinander gingen.

Hiergegen wäre noch nichts einzuwenden gewesen; denn schließlich waren Erna Gutbier und Otto Voßwinkel beide seit einigen Jahren konfirmiert und alt genug, ihre Tageseinteilung selbst zu bestimmen. Es hätte wohl auch niemand etwas einzuwenden gehabt, wenn nicht das Unglück gewollt hätte, daß die Wohnung von Fräulein Gutbier ebenfalls in dem Hause 126c an der Kurfürstenstraße lag.

Diese Äußerlichkeit hatte für das Gefühl von Frau

Amélie etwas geradezu Aufreizendes. Sie hatte durchaus nicht die Absicht, über die Tugend ihres Bruders oder gar über die dieser Person zu wachen; aber sie fand es einfach empörend, daß er sich nicht scheute, so etwas in ihrem eigenen Hause, sozusagen unter ihren Augen und im Angesicht ihrer unschuldigen Kinder anzuknüpfen. Sie war aufrichtig entrüstet. Stellte vor sich selbst immer wieder fest: mein Haus muß rein bleiben – und stellte dieses leider auch ihm gegenüber mit derselben Energie fest.

Dieses war nicht klug von Frau Amélie. Denn Otto war ein Mann und als solcher, obwohl nur Bankier, doch auf einem besseren Fuß mit der Logik als sie. Er fragte sie freundlich, ob sie nicht auch gleich die Verantwortung für die Reinheit sämtlicher sechzehn im Hause enthaltenen Wohnungen mit übernehmen wollte. Er fragte sie ferner, ob sie im Ernst verlange, daß Fräulein Gutbier in diesen unsicheren Zeiten des Krieges, nur weil sie das Pech hätte, ihm, der im Vorderhaus logierte, zu gefallen, ihre altvertraute Wohnung im Hinterhaus aufgeben und in die ungewisse Fremde ziehen sollte. Und schließlich machte er ihr, roh und lieblos, wie Brüder zu sein pflegen, in dürren Worten klar, daß er zwar bei ihr wohne, weil er ihre hysterische Angst vor Mäusen und Einbrechern kenne, daß er aber durchaus nicht gesonnen sei, sich deswegen von ihr auch nur im mindesten in seine Privatangelegenheiten hineinreden zu lassen.

Das hätte er nun nicht sagen sollen. Vor allem das mit den Mäusen nicht. Die Einbrecher hätte sich Frau Amélie gefallen lassen; die Mäuse empfand sie als persönliche

Beleidigung, und nur über die Mäuse – denn über die Person hätte man sich einigen können – kam es zum Krach. Ja, schlimmer als das: zum Bruch. Otto Voßwinkel erklärte, sofort das Haus verlassen zu wollen, obwohl diese Auseinandersetzung gerade acht Tage vor Weihnachten stattfand; Frau Amélie sagte so spitz, wie sie es nur vermochte: „Bitte sehr – bitte sehr" –, und wahrscheinlich hätte Onkel Otto sich nicht gescheut, der Familie vor dem ganzen Hause diesen Affront anzutun – wenn er nicht drei Tage später den damals so beliebten Brief mit dem Dienstsiegel einer Militärbehörde bekommen hätte, der ihm zwangsweise eine neue Wohnung zuwies, also daß er seinen Abzug aus dem Jordanschen Hause wenigstens ohne öffentlichen Anstoß vollziehen konnte.

Der Familienkrach aber war geblieben; selbst der gerührte Abschied von dem bereits Uniformierten – Trainbataillon 124 – hatte die Kluft nicht zu überbrücken vermocht. Es war zu neuen spitzigen Anmerkungen gekommen, sowohl über die Person wie über die nur bedingte Gefährlichkeit der Waffe, zu der man Herrn Voßwinkel eingezogen hatte, und die Unterhaltung endete damit, daß das neue Objekt der Militärbehörden zornig seine schirmlose Mütze aufstülpte und erklärte, es würde diese Räume nie wieder betreten.

Diese Erklärung fiel vorne im Salon. Und wenn man sie strenge nimmt, so hatte Otto Voßwinkel Wort gehalten. Er hatte diese Räume der Familie Jordan – er hatte überhaupt Räume der Familie Jordan nicht mehr betreten.

Aber: im ersten Stock des Hauses Kurfürstenstraße 126c wohnte seit 1915 auch die Familie Voßwinkel, und zwar vor allem Frau Luise Voßwinkel. Und diese hatte keinerlei Neigung, in ihrem Leben etwas durch Streitigkeiten der Kinder, die sie selbst erst in dieses Leben hineingesetzt hatte, bestimmen zu lassen. Als sie von Ottos Entschluß und Drohung vernahm, sagte sie kühl: „Dann wird er eben zu mir kommen; er kann ja die Hintertreppe benutzen." Und fügte mit einem süffisanten Lächeln hinzu: „Dieser Aufgang für Lieferanten und Personal scheint ihm ja sowieso nicht ganz fremd zu sein."

Und dann hatte sie ihm einen Brief geschrieben und ihn ganz einfach für den nächsten Sonntag, an dem er Urlaub hatte, auf zwölf Uhr zu sich bestellt und hatte ihn wirklich auf die Hintertreppe verwiesen, zumal er Militär ohne Charge war.

Otto Voßwinkel hatte gehorcht wie alle Mitglieder der Familie. Er war gekommen —, und er war wieder gekommen. Zuerst so oft er auf Urlaub in Berlin war, dann nach dem Frieden jeden Sonntag.

Er kam auch heute. Er kam sogar pünktlich, denn er wußte ganz genau, daß Luischen sich zwar absolut nicht genierte, durch Wartenlassen die vom Leben nicht genug geübte Tugend der Geduld bei ihren Familienangehörigen in eine strenge, aber gerechte Schule zu nehmen, daß sie aber nicht im mindesten gesonnen war, ihrerseits zu warten. Bereits fünf Minuten genügten, sie in eine Laune zu versetzen, die für den verspäteten Gast nicht immer angenehm war.

Onkel Otto erschien wie jeden Sonntag zwischen halb und dreiviertel zwölf. Er kam über die Hintertreppe, schnaufte wie immer ein bißchen, als wenn er die zwei Etagen wirklich emporgestiegen wäre, klingelte und drückte dem Mädchen wie an jedem Sonntag schon zur Begrüßung einige Millionen in die Hand. In der ersten Zeit hatte er bloß freundlich gelächelt, um den Aufgang für Lieferanten zu sanktionieren; das hatte aber mit der Zeit eine Vertraulichkeit ergeben, gegen die wiederum Fräulein Gutbier ernste Bedenken hatte laut werden lassen. Zumal auch die Mädchen bei Jordans der Meinung waren, daß der blonde Schnurrbart Onkel Ottos ausgezeichnet zu seinem etwas dunkleren, dafür schon leicht gelichteten Haupthaar paßte. Fräulein Gutbier legte Wert darauf, daß diese Feststellung ihr überlassen blieb.

Luischen empfing den Sohn gewohnheitsgemäß in ihrem Schlafzimmer, das ohne ihre besondere Einladung niemand betreten durfte. Es war wie immer in vollkommener Ordnung; die Fenster waren geöffnet, aber über dem ziemlich großen Gemach mit den dunklen Möbeln und den dunklen Übergardinen lag doch ein leiser Geruch, den man sonst nur für Großmütter früherer Generationen literarisch in Anspruch zu nehmen pflegt. Es roch nach Äpfeln, ein bißchen nach Kaffee und nach ein paar anderen diskreten Kolonialwaren.

Der skeptische Leser wird gebeten, seine Bedenken für einen Moment zurückzustellen und dem Autor nicht sogleich Anlehnung an die Stimmungsmittel älterer Erzähler vorzuwerfen. Es roch in Luischens Zimmer wirk-

lich nach Großmutter. Und das war auch der Grund, weshalb die alte Dame den Aufenthalt in ihrem Gemach strenge von einer Einladung oder einem Befehl abhängig machte.

In diesem Gemach hielten sich nämlich außer Großmutter Luischen auch ihre Vorräte auf. Die alte Dame, sonst noch ganz rüstig, hatte von den Kriegsjahren psychisch einen leichten Defekt zurückbehalten: sie mußte weiterhamstern. Von den Kaffeevorräten, die sie beim Verkauf der Firma Voßwinkel in Sicherheit gebracht hatte, ist bereits die Rede gewesen. Sie befanden sich teils in ungebranntem, teils in schon gebranntem Zustand in der größten untersten Lade einer alten hamburgischen Kommode. Diese Vorräte waren die Grundlage für Luischens späte Leidenschaft geworden. Der Besitz dieser Mengen Kaffee zu einer Zeit, da es im Lande überhaupt nur noch Kornfrank oder Malzkaffee oder Schlimmeres gab, dieser Reichtum inmitten der Armut hatte in der alten Dame eine späte Lust am Besitz, am Haben und Aufspeichern geweckt, die weiterwirkte. Leidenschaftlich griff sie die in der Kriegszeit erfundene Übung des Hamsterns auf, und da sie durch ihr hohes Alter verhindert war, selbst Fahrten und Gänge zu unternehmen, so erfand sie sich, um ebenfalls ihr Teil an diesem neuen Sport der Heimat zu haben, eine ganz besondere persönliche Nuance.

Sie führte nämlich ein, daß ihr von allem, was an Eßbarem oder Trinkbarem ins Haus kam, eine Steuer entrichtet wurde. Sie verlangte sozusagen Prozente. Sie wußte es so einzurichten, daß sie jedesmal, wenn eines

der Mädchen vom Einholen zurückkam, in der Küche war; mit einer Energie, gegen die es keinen Widerstand gab, bemächtigte sie sich dann der gefüllten Körbe und Taschen, revidierte und zog ab. Sie nahm hier einen Apfel, dort etwas Mehl, das sie in die Marmeladegläser füllte. In eine alte Lebkuchendose schüttete sie ihren Anteil am Grieß; vor allem aber hatte sie es auf Zucker abgesehen. Den hatte sie nämlich in der Kriegszeit sehr entbehrt, und es war wie eine Angst in ihr, daß das wiederkommen könnte. Nach Zucker fragte sie immer zuerst, von ihm nahm sie am meisten.

Hatte sie ihren Tribut eingezogen, so stellte sie zunächst fest, daß das Mädchen viel zu teuer eingekauft hätte; das läge aber an der Hausfrau und wäre zu ihrer Zeit ganz anders gewesen. Sodann gab sie ihrem gerechten Unwillen darüber Ausdruck, daß überhaupt so viel eingekauft wäre, um danach halb für sich festzustellen, daß dieser ganze Hausstand längst zugrunde gegangen wäre, wenn er nicht von ihren Mitteln immer wieder aufrechterhalten würde. Und schließlich nahm sie ihre Prozente, so gut es ging, in die Arme und verschwand damit in ihren Gemächern, wo sie sich nun stundenlang damit beschäftigte, die geretteten Vorräte in den verschiedenen Ecken ihres Kleiderschranks, der Kommoden sowie des Schreibtisches zu verstauen und gleichzeitig zu entfernen, was infolge allzu langer Aufbewahrung in den Zustand der Unbrauchbarkeit übergegangen war. Denn ihre Vorräte waren ihr heilig und wurden nur im äußersten Notfall angerührt, oder wenn sie gar zu sehr verdorben waren. Das galt vor allem für

die Äpfel – und daher kam der großmütterliche Geruch im Zimmer der alten Dame.

Die Besuche Onkel Ottos in diesem Zimmer pflegten sich nach einem von der Tradition bereits geheiligten Schema abzuspielen. Das Mädchen meldete: „Herr Voßwinkel," die Großmutter sagte: „Ich lasse bitten" – Otto überreichte dem Mädchen Hut und Mantel, küßte der Mutter die Hand und setzte sich in den Stuhl vor dem Schreibtisch, während sie in ihrem Lehnstuhl am Fenster blieb. Er hatte einmal schüchtern versucht, weil er von hoffnungslos unpoetischer Veranlagung war, eine Sitzgelegenheit in etwas größerer Entfernung von den nur noch zur Nachhilfe beim Dichten verwendbaren Äpfeln in der Tischlade einzunehmen; aber ein strenger Verweis der alten Dame hatte ihm den Wert von geheiligten Gebräuchen sehr schnell wieder ins Bewußtsein gebracht. So blieb er am Schreibtisch und duldete männlich – um so männlicher, als jedes Rauchen in Großmutter Luischens Laden selbstverständlich verboten war, schon mit Rücksicht auf die Vorräte.

Die Unterhaltung zwischen Mutter und Sohn bewegte sich ebenfalls in festgelegten Bahnen. Otto Voßwinkel las teils aus Anhänglichkeit, teils aus Berufsgründen seit Jahren mehrere Hamburger Blätter. An jedem Sonntag mußte er Luischen die Bilderbeilagen der Woche mitbringen und berichten, was sich an bemerkenswerten Ereignissen in der Stadt, in der sie einst Kaffee en gros gewesen waren, abgespielt hatte. Unter bedeutsam verstand sie nicht etwa Politik oder Wirtschaft, sondern, da sie eine

Frau war, Persönliches, Wirkliches. Sie legte Wert auf Familiennachrichten, Verlobungen, Geburten, Scheidungen, weniger auf Todesfälle. Dagegen hörte sie es gern, wenn wieder einer sein Haus hatte verkaufen müssen, wenn ein alter Konkurrent Konkurs gemacht hatte, daß Herr Soundso wieder nicht Senator geworden war, und was dergleichen mehr Balsam für ein weibliches Ohr ist.

Otto Voßwinkel hatte Verständnis für diese Interessen seiner Mutter. Zuweilen notierte er sich geradezu etwas für sie, um es in seiner Wochenchronik nicht zu vergessen. Und wenn er privatim etwas Besonderes hörte, so schrieb er es ebenfalls für sie auf.

An diesem Sonntag aber interessierte sich die alte Dame offensichtlich nur sehr wenig für seine Hamburger Angelegenheiten. Sie hob die Augen kaum von den Frivolitäten empor, die sie als einzige standesgemäße Handarbeit Sonntags erlaubte, sagte „so" oder „hm", setzte sich plötzlich mit einem Ruck energisch aufrecht hin und fragte: „Sag mal, Otto — was ist mit dem Kinde?"

Otto Voßwinkel bekam einen leisen Schreck, sah sie aus seinen ein bißchen hellblau geratenen Augen etwas weniger intelligent als sonst an und fragte zurück: „Mit welchem Kinde?"

„Unsinn," sagte Frau Luischen, „es gibt nur ein Kind. Ich meine Toni. Was ist mit ihr?"

Onkel Otto bekannte wahrheitsgemäß, daß er keine Ahnung hätte.

Luischen sah ihn streng an: „Dann kümmere dich ein-

mal darum. Ich will es wissen. Und aus der Gans, der Amélie, bringe ich doch nichts heraus."

Otto lächelte ob dieser etwas harten Bezeichnung seiner Schwester; da er aber mit ihr verzankt war, fühlte er sich nicht verpflichtet, sie zu verteidigen. Er fragte nur noch einmal: „Was hat se denn?" — wobei sein angeborener hamburgischer Tonfall deutlich ins Berlinische überging. Und zwar fast ein bißchen nach Berlin O.

Die Großmutter überhörte das. „Wenn ich es wüßte, würde ich dich nicht fragen." Und dann erzählte sie von dem Streit gestern abend, und daß Toni heute nicht zum Frühstück erschienen wäre.

Otto Voßwinkel strich langsam über seinen Hinterkopf: „Tja, Mutter, das ist eine schwierige Sache. Zumal ich gerade ein paar Tage verreisen muß."

„Unsinn," sagte die alte Dame von neuem, „es ist gar nicht schwer. Ich will nur wissen, um wen es sich handelt."

Der Sohn nickte. „Das ist es ja gerade. Soll ich denn hinter ihr hergehen?"

Um Frau Luischens Mundwinkel zuckte es verächtlich: „Das kann ich allein. Dazu brauche ich dich nicht; aber Josias weiß es bestimmt, und das ärgert mich. Und von dem könntest du es erfahren."

Onkel Otto rieb sich das Ohr: „Glaubst du, daß er es mir sagt? Er weiß dann doch gleich, daß du es wissen willst."

„So klug ist er nicht," sagte Frau Luischen sachlich. „In diesen Dingen ist er ein Kind. Und dann denkt er

viel mehr an Eva als an Toni. Er wird es dir bestimmt sagen."

Otto schwieg. Die Aufgabe war ihm sichtlich unangenehm.

Die alte Dame merkte dieses und lachte kurz: „Wenn man Männer schon einmal zu etwas gebrauchen will. Geschäfte machen ist noch das einzige, was ihr könnt. Sonst könnt ihr gar nichts. Und vom Leben versteht ihr erst recht nichts. Ich werde mir selber helfen. Willst du einen Apfel?"

Onkel Otto erschrak; diese Strafe erschien ihm zu hart. Er dankte bescheiden; aber die Großmutter machte ein maliziöses Gesicht: „Du brauchst keine Sorge zu haben, sie sind ganz frisch." Er blieb indessen bei seiner Ablehnung.

Über den Hof klang ein Lachen. Die alte Dame hob unwillkürlich die Augen von den Frivolitäten, die weiß in ihrem schwarzen Schoß lagen. Drüben am geöffneten Fenster stand eine große, dunkelblonde junge Dame und lachte sehr vergnügt über irgend etwas Spaßiges, das Großmutter Luischen nicht sehen konnte.

Dafür sah sie ihren Sohn an. Der konnte vom Schreibtisch zwar gar nichts sehen, aber genügend hören. Infolgedessen senkte er ein bißchen den Blick und betrachtete seine Stiefelspitze. Die alte Dame lächelte und zog ihre Uhr aus dem Gürtel. „Bald halb eins, da wird es wohl Zeit für dich."

Otto erhob sich sichtlich erleichtert. Frau Luischen stand ebenfalls auf, legte ihre Handarbeit beiseite und sah ihren

Sohn nicht ohne leise Bosheit an. Aber auf einmal lag hinter dieser Bosheit ganz von weitem etwas anderes, nämlich eine ganz klein wenig höhere Temperatur, als Frau Luise Voßwinkel, geborene ten Hompel, sonst den Mitgliedern ihrer Familie gegenüber zu haben pflegte. Sie lächelte fast freundlich, und als sie ihm die Hand reichte, die er wieder ehrerbietig küßte, sagte sie, ihn voll ansehend: „Ich wünsche dir einen guten Sonntag," – und es war nicht einmal Ironie dabei.

Otto merkte das auch, und so tat er ein übriges und legte nach dem Handkuß noch einmal seinen Arm leicht um die Schultern der zierlichen, kleinen alten Dame. Er sagte nichts; dafür stammte er aus Hamburg. Aber sie verstand ihn auch so und entschloß sich nun ihrerseits, ein übriges zu tun. Sie geleitete ihn bis zur Tür, und dann sagte sie: „Also das mit Josias und Toni – das lasse nur, vielleicht ist es besser, du weißt überhaupt nichts davon. Das Kind ist vernünftig genug, keine großen Dummheiten zu machen, und kleine – du lieber Gott. Adieu, mein Sohn, auf Wiedersehen."

Damit drückte sie auf den Knopf der Klingel neben der Türe; das Mädchen erschien mit Hut und Mantel, und Otto Voßwinkel wanderte freundlich grüßend nach getaner Pflicht wieder die Treppe hinab. Mit Rücksicht auf das Mädchen. Erst unten bei Niederstädts pflegte er nach schicklicher Pause wieder umzukehren.

Der Sonntag in seiner christlichen Form ist eine Einrichtung, die nur durch Extravaganzen erträglich wird. Das Alte Testament hat in der Anlage dieses Feiertags eine viel tiefere Menschenkenntnis bewiesen, als es den Abend vor dem Sabbat in die offizielle Feierlichkeit hineinzog und dafür den Abend des Festtags selbst hinauswarf. Den christlichen Sabbat kann man nur in vollkommener Einsamkeit, wenn man jung ist, zu zweien, oder aber in Familie verbringen. Familie hilft gegen alles. Sogar gegen einen Sonntag.

Es bleibe dahingestellt, ob Jordans und Voßwinkels bewußt zu dieser Erkenntnis durchgedrungen waren. Tatsache ist, daß sie den Sonntag konsequent in Familie verbrachten. Sogar in erweiterter. Vom Mittagessen an.

Die Feierlichkeit begann damit, daß die Damen des Hauses sich gegen ein Uhr im Salon neben dem Musikzimmer niederließen und sich mit Warten beschäftigten. Nur Eva pflegte das Musikzimmer selbst und den Platz am Flügel aufzusuchen, um dort halblaut zu spielen, was den anderen angenehme Gelegenheit zu freundlichen Anmerkungen über harten Anschlag und mangelhafte Technik gab.

An diesem Sonntag war merkwürdigerweise Frau Amélie die erste, die sich in dem langen, dreifenstrigen Gemach einfand. Sie war selbst ein bißchen erstaunt darüber und setzte sich an ihren Schreibtisch, um unter den unzäh-

ligen Schalen, Schälchen, Figuren, Falzbeinen, Photographien, Kalendern sonntägliche Ordnung herzustellen. Da für die Schreibunterlage danach kein Platz mehr blieb, schob sie sie kurz entschlossen in die Mittelschublade hinein.

Kurz darauf erschien Großmutter Luischen. Sie sah sich suchend um: „Noch niemand hier? Die Leute können auch nichts als warten lassen." Damit setzte sie sich in einen Sessel am Fenster, sah auf den Garten hinab, dessen Ulmen und Ahornbäume schon herbstlich bunt herüberleuchteten, und stellte fest: „Hier hätte man Birken pflanzen sollen, das würde viel besser aussehen."

Vom Flügel kam gedämpftes Saitenspiel. Zu gleicher Zeit ertönte die Flurklingel. Die Großmutter setzte gerade zu der Bemerkung an, daß man zu ihrer Zeit derartig weltliche Musik am Sonntag nicht hätte spielen dürfen, als es klopfte; so sparte sie sich, wenn auch ungern, die Wiederholung dieser Feststellung für den nächsten Sonntag auf.

Es war Onkel Heinrich, der geklopft hatte. Heinrich Voßwinkel, der älteste der Geschwister und im Gegensatz zu seinem Bruder Otto der bestgeratene. Groß, schlank, dunkel, leicht ergraut, trug er Anzüge, die jeden Filmschauspieler, der ihn sah, vor Neid erblassen ließen. Er war leise, melancholisch und ganz auf Vornehmheit gestellt, hatte einen Diener und sonst keinen Beruf.

Onkel Heinrich war der Stolz der alten Dame. Sie konnte ihn eigentlich nicht leiden; aber sie hatte Respekt vor ihm, und das imponierte ihr. Sie mochte den mißratenen Jüngeren viel lieber; aber der imponierte ihr nicht, und deshalb behandelte sie ihn schlechter als den

Älteren, den sie eigentlich viel lieber schlecht behandelt hätte. So widerspruchsvoll ist die weibliche Seele.

Schlank, dunkel, leicht ergraut schritt Onkel Heinrich quer durch das Zimmer, einigen Tischchen mit leeren Vasen sowie dem Zeus von Otricoli in Biskuit mit eleganter Wendung ausweichend. Er küßte Mutter und Schwester die Hand, zog sich einen Stuhl heran und begann wie immer damit, daß wieder eine Woche herum sei. Er war wie gesagt sehr gut angezogen, pflegte aber weniger Wert auf geistige Anstrengungen zu legen. Da er Teilhaber im Geschäft seines Vaters gewesen war, hatte er das auch nicht nötig gehabt, und zur Erzielung von Börsengewinnen, wie sie jetzt jedermann machte, reichten die Anstrengungen, zu denen er bereit war, vollkommen hin. Um so mehr, als er das Geschäftliche sowieso durch seinen Diener besorgen ließ.

Dieser Diener Eduard war eigentlich die Hauptsache an Onkel Heinrich. Ihm verdankte er sozusagen seinen Charakter. Denn er war es, der, selbst wie ein vollendeter Gentleman anzusehen, dafür sorgte, daß das Äußere Heinrich Voßwinkels sich stets in eben jenem Zustande befand, der selbst seiner Mutter Respekt abnötigte. Und da das Äußere bei Onkel Heinrich eigentlich alles war, so schuf der Diener Eduard in der Tat die Grundzüge seines Wesens.

Eduard war ein seltener Mensch. Er hatte von Jugend auf eine leidenschaftliche Vorliebe für Eleganz gehabt, was wohl daher rührte, daß sein Vater Flickschneider war. Diese Neigung hatte ihn veranlaßt, sogleich nach seiner Militärzeit die Laufbahn eines Dieners einzuschlagen. Sie

schien ihm am sichersten eine Umgebung zu garantieren, die seinen Anforderungen an Kleidung, Haltung und Benehmen entsprach. Zugleich konnte er hier am besten an der eigenen Vervollkommnung arbeiten und sich in seinem äußeren Bilde immer mehr der Vorstellung von sich selbst annähern, die er aus seinem Namen ableitete.

Er hieß nämlich Hohenberg, Eduard Hohenberg, und als er nach einigen Jahren verschiedenen Herren so ziemlich alles abgesehen hatte, was sich auf den Gefilden seiner Sehnsucht lernen ließ, da konnte man zuweilen glauben, daß er sogar von Hohenberg hieß.

Der Diener Hohenberg war der ständige Begleiter Onkel Heinrichs. Er wanderte mit ihm in den Klub, und er wanderte Sonntags mit in die Familie. Teils zum Schrecken, teils zur Freude der Mädchen. Für Alma, die Köchin, war er Schreck; für Frida, das Stubenmädchen, war er Ideal. Sie liebte ihn, wenn auch hoffnungslos. Obwohl sie ganz hübsch war.

Zu Onkel Heinrich war Eduard schon vor dem Kriege gekommen und hatte nach wenigen Wochen beschlossen, ihn nicht mehr zu verlassen. Denn Heinrich Voßwinkel war, was er sich unter einem vorbildlichen Herrn vorgestellt hatte. Er kleidete sich nicht nur elegant, er war elegant, und darum war er dem Diener Eduard im tiefsten Grunde sympathisch; zumal Onkel Heinrich ihm im übrigen vollkommene Freiheit ließ, ihm alle Angelegenheiten seines äußeren und inneren Lebens anvertraute. Der Krieg änderte daran nichts. Eduard Hohenberg geriet zwar in allerhand Situationen und Verfassungen, die seinen

Idealen von menschlichem Aussehen und menschlicher Kleidung durchaus nicht entsprachen; aber er war, abgesehen von zwei leichten Verwundungen, unbeschädigt wieder nach Hause und zu Onkel Heinrich zurückgekehrt. Und ganz selbstverständlich hatte er wieder die Führung des gemeinsamen Lebens übernommen, also daß Heinrich Voßwinkel sich um nichts zu kümmern brauchte. Eduard machte alles.

Wie weit dies ging, erlebte Onkel Heinrich, wenn er Sonntags zum gemeinsamen Mittagsmahl erschien. Sobald Eduard nicht da war, wußte er nämlich nicht, wovon er sich unterhalten sollte. Er sah mit seinen hellblauen, schon ein bißchen müden Augen hilflos umher und wartete auf das Stichwort.

Großmutter Luischen, menschenfreundlich wie immer, ließ ihn auch heute nicht ohne böse Lust zappeln. Frau Amélie aber hatte ein gutes Herz und erkundigte sich, ob es draußen kalt wäre.

Onkel Heinrich atmete erleichtert auf und wollte gerade ausführlich Bericht erstatten, als es von neuem klopfte und Mister Parker erschien. Im Nebenzimmer ging gleichzeitig der Mond über dem ersten Satz der Cis-Moll-Sonate auf.

Mister Parker, der augenblickliche paying guest und Inhaber der beiden anderen Vorderzimmer, kam herein, leise, freundlich und zuvorkommend. Er schüttelte Großmutter Luischen die Hand und sagte: „Aoh"; dann schüttelte er Frau Amélie die Hand und sagte noch einmal: „Aoh", während Onkel Heinrich sich mit einem stummen Händedruck begnügen mußte.

Mister Parker nahm Sonntags regelmäßig am Familienessen teil. Einmal wurde dadurch betont, daß er nicht nur paying sondern auch guest war, und dann ist es immer gut, wenn ein Familienkreis durch nicht verwandte Elemente zusammengehalten wird. Vor allem aber: Mister Parker war nach Deutschland gekommen, um Deutsch zu lernen. Wo konnte er das besser als im Familienkreis am Mittagstisch? Er zog sich einen Stuhl heran, erkundigte sich nach dem Ergehen der Damen, sprach mit Onkel Heinrich über den letzten Dollarstand, wobei er hinzufügte: „Oh, es ist schrecklich!" horchte dann einige Augenblicke auf die Musik von drüben, die gerade beim Allegretto angelangt war, und fragte, aus welcher Oper diese schöne Arie wäre.

Die Unterhaltung, die sich an diese Frage knüpfte, unterschied sich durch nichts von den Unterhaltungen, die Sonntagmittags in allen wartenden Familien geführt werden. Sie wirkte, wie sie wirken sollte, machte angenehm müde und angenehm hungrig — bis das Mädchen Frida mit der ersehnten Mitteilung erschien, daß angerichtet sei. Dieses geschah nach geheiligter Gewohnheit um halb zwei Uhr. Es war infolgedessen kein Wunder, daß Frau Amélie, sobald man sich niedergelassen hatte, mit strenger Miene auf dem Tisch herumblickte und gereizt fragte: „Wo ist Toni?"

Ihre Entrüstung war nicht unberechtigt: Toni mußte wissen, daß das Mittagsmahl an diesem wie an jedem Sonntag um halb zwei begann. Sie wußte es auch, hatte sich aber nicht veranlaßt gefühlt, aus diesem Wissen aktive

Konsequenzen zu ziehen. Denn sie kannte Großmutter Luischen.

Und sie hatte sich nicht getäuscht. Frau Amélie hatte kaum ihre Frage gestellt, als die alte Dame, die das Fehlen des Kindes natürlich längst bemerkt hatte, gleichmütig erklärte: „Sie wird sich verspätet haben; bei den heutigen Zuständen auf der Elektrischen kann kein Mensch pünktlich sein."

Niemand wußte, woher ihre Kenntnis dieser Zustände kam, da sie die Elektrische zuletzt vor etwa sieben Jahren benutzt hatte, als sie noch auszugehen pflegte; aber sie wußte jedenfalls Bescheid. Und Frau Amélie war klug genug, den Fehdehandschuh der Mutter nicht aufzunehmen. Die Suppe war ihr ohne die Würze gereizter Gespräche sympathischer, zumal diese Gespräche bei Tisch nicht ohne fremde Zeugen geführt werden konnten.

Denn Sonntags bediente seit Jahren nicht das Mädchen Frida, sondern der Diener Eduard. Er hatte sich dieses Recht erworben, als Fridas Vorgängerin, durch allzu energische Behandlung von seiten Luischens gereizt, eines Tages ihren Posten ohne Kündigung verlassen hatte, und ein Ersatz, da die guten Mädchen wegen der Gulden alle in Holland waren, nicht so schnell beschafft werden konnte. Er hatte es beibehalten, als man in Frida eine Nachfolgerin für die Entwichene gefunden hatte; denn er war der Meinung, daß in einem wirklich vornehmen Hause eine wirklich vornehme Bedienung nur durch einen wirklich vornehmen Diener gewährleistet werden konnte.

Bevor er indessen an diesem Sonntag in Aktion trat, ereignete sich ein Zwischenfall. Frau Amélie, durch Tonis leeren Stuhl einmal ins Umherblicken geraten, revidierte weiter und erhob alsdann ihre ringgeschmückte Hand zum Klingelknopf. Als das Mädchen Frida erschien, wies sie mit einer halb verächtlichen, halb vorwurfsvollen Kopfbewegung nach den beiden Seitenplätzen hinüber, wo die Herren saßen, und konstatierte, daß das Mädchen beim Decken dort offenbar die Servietten vergessen hätte.

Sie hatte erwartet, daß Frida rot werden, ein paar unklare Worte der Entschuldigung mehr kauen als aussprechen und schleunigst davonstürzen würde, das Vergessene zu holen.

Dieses geschah aber nicht. Das Mädchen stürzte nicht; im Gegenteil, es kam näher, ohne rot zu werden und ohne Worte der Entschuldigung. Es sagte nur ein bißchen gedämpft, damit die anderen es nicht hören konnten, das Fehlen der Servietten läge daran, daß keine da wären.

Der Blick, mit dem Frau Amélie zu ihr emporsah, war voll ehrlicher Entrüstung. „Was soll das heißen?"

Das Mädchen zuckte die Achseln. Es wären eben keine da. Sie hätte im Schrank nachgesehen, und da wären nur die vorhanden gewesen, die jetzt auf dem Tische lägen.

Eva hatte die Mutter und das Gespräch beobachtet. Jetzt erhob sie sich. „Darf ich einmal nachsehen?"

Die Mutter nickte: „Tue das, mein Kind," sagte sie, erschüttert durch die Enthüllungen des Mädchens.

„Willst du mir die Schlüssel geben?" fragte Eva.

Frau Amélie zuckte die Achseln. „Die trage ich doch nicht bei mir. Sie werden im Wäscheschrank stecken."

Großvater Josias, der offenbar Bruchstücke der Verhandlung aufgefangen hatte, hob einen raschen Blick zu der Enkelin empor. Sie erwiderte ihn nicht, aber sie holte etwas tiefer Atem, ehe sie das Zimmer verließ.

Die Mutter und das Mädchen Frida hatten beide recht gehabt. Die Mutter damit, daß die Schlüssel im Wäscheschrank steckten, das Mädchen Frida damit, daß keine Servietten im Schrank waren.

Wenigstens keine sonntäglichen. Als Eva eilig suchend die einzelnen Wäschestöße durchging, stieß sie in den tiefer gelegenen Regionen auf ganze Hügel von Servietten, die aber bei näherer Betrachtung durchweg kleine Löcher, Risse und sonstige Defekte aufwiesen. Ihre Färbung ließ vermuten, daß sie schon eine ganze Weile in diesem Zustand in der Tiefe des Schrankes ruhten.

„Wer hat die Wäsche nachgezählt?" fragte Eva das Mädchen, das hinter ihr stand.

„Ich weiß es nicht, ich glaube die gnädige Frau."

Also niemand, dachte Eva; aber sie sagte es nicht. Sie äußerte vielmehr, daß es gut wäre. Sie konnte indessen nicht hindern, daß sie auch in einem anderen Fach einen der weiter zurückliegenden Wäschestöße heranzog und das oberste Stück entfaltete. Der Hügel enthielt Kissenbezüge, und das Ergebnis war das gleiche: kleine Löcher, Risse, abgetrennte Spitzen — Defekte, die wohl beim Waschen entstanden, danach aber keiner weiteren Behandlung gewürdigt worden waren.

Eva sah unwillkürlich das Mädchen an. Das sagte nichts; aber es lächelte ein kleines bißchen. Und dieses Lächeln war Eva sehr unangenehm.

Sie griff infolgedessen rasch noch einmal nach dem Servierttenhügel und nahm zwei Exemplare heraus, deren Defekte so gering waren, daß sie bei einem Familienessen mit dem Mantel der Nächstenliebe bedeckt werden konnten, falls sie nicht zufällig in die Nähe von Großmutter Luischen gerieten. Dann schloß sie den Schrank, nahm die Schlüssel an sich und erschien im Eßzimmer gerade in dem Augenblick, als der Diener Eduard gravitätisch mit dem ersten Gang auftauchte.

Frau Amélie bemerkte Evas Anwesenheit erst, als diese die mitgebrachten Servietten bereits sinngemäß verteilt hatte. Sie sah sie strenge an. „Nun?"

„Es ist alles gut," sagte Eva.

Frau Amélie machte mit der linken Schulter die leicht empörte Bewegung der gekränkten Unschuld. „Ich wußte es ja. Daß doch selbst die besten Mädchen niemals einen Überblick haben."

Damit war die Angelegenheit für sie erledigt. Eva aber blickte nachdenklich auf das Gesicht der Mutter, die sich schon wieder angelegentlich mit Mister Parker über die feineren Unterschiede zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Familienleben unterhielt.

Der Diener Eduard reichte die Suppe. Es war ein Genuß, ihm dabei zuzusehen. Vor allem, wie er den Platz Tonis taktvoll unbesetzt ließ.

Es kam der zweite Gang. Eduard servierte ihn mit noch

größerer Eleganz. Der Stuhl neben Eva war noch immer leer; aber niemand sah es mehr. Nur Herr Hohenberg ließ im Vorübergehen gelegentlich einen mißbilligenden Blick darauf niederfallen.

Frau Amélie setzte Mister Parker gerade auseinander, daß ihrer Meinung nach der Familienzusammenhang nirgends so eng und fest wäre wie in Deutschland. Amerika könnte ja manches technisch Vollkommenere haben; ob es aber jemals so viel Liebe aufbringen könnte? Soviel Sorge für alles, was mit dem Hause zusammenhinge? „Wolkenkratzer und die schnellsten Eisenbahnen sind ja sehr schön, aber jeder denkt doch nur an sich und niemals an das Ganze. Darum fühlen Ihre Landsleute sich ja auch alle so wohl, wenn sie einmal zu uns herüberkommen."

Mister Parker war ein höflicher Mann: er lächelte und bestätigte, daß er sich äußerst wohl fühle. Beinahe amerikanisch wohl. Daß sein Blick dabei nachdenklich auf Tonis Serviette ruhte, war natürlich reiner Zufall.

Der Diener Eduard reichte den Braten: da hörte man draußen die Korridortüre gehen, und einige Augenblicke später erschien mit freundlichem Lächeln, ein bißchen gerötet, ein bißchen windzerzaust, Fräulein Toni. Sie sagte laut und fröhlich „Guten Tag", begrüßte Großmutter Luischen mit einem Kuß und einem liebevollen Klopfen des Rückens und sagte im Vorübergehen zu Frau Amélie: „Entschuldige, bitte, meine Verspätung – aber ich habe fast vierzig Minuten an der Haltestelle stehen müssen. Die Wagen hielten gar nicht an, so voll waren sie."

Während dieser interessanten Mitteilungen hatte sie

ihren Platz erreicht, ließ sich nieder und erklärte mit dem gleichen Ton von Aufrichtigkeit wie bisher: „Kinder, bin ich hungrig!"

Der Diener Hohenberg war chokiert; wirklich vornehme Leute in einem wirklich vornehmen Hause haben niemals Hunger. Aber er beeilte sich doch, der leicht geröteten jungen Dame mit unbewegter Miene nachzuservieren. Toni ihrerseits stürzte sich voll Energie auf das Essen, schon weil sie dann die unheildrohenden Blicke Frau Amélies nicht sah und hoffen konnte, daß die Unterhaltung andere Bahnen gehen würde, als sie ihr durch ihr Erscheinen zum Schluß des Bratens eigentlich gewiesen hatte.

Diese Hoffnung war indessen trügerisch. Frau Amélie wartete zwar, bis Toni ihre Suppe nachgeholt hatte, zumal gerade Mister Parker das häusliche Leben in Amerika gegen den Vorwurf der Lieblosigkeit in Schutz nahm. Sie ließ es auch noch zu, daß die Tochter sich ungestört mit Braten versah. Als aber Toni begann, sich behaglich in dessen Vertilgung zu vertiefen, da hielt es sie nicht länger. Sie beugte sich über den Tisch und fragte, von Frau Luischen scharf beobachtet, nicht ohne mütterliche Strenge: „Wo bist du so lange gewesen?"

Über eine Antwort auf diese Frage, die immerhin zu erwarten war, hatte Toni bereits auf dem Heimweg und noch angestrengter während der Suppe nachgedacht. Sie schwankte zwischen zwei Angaben; beide schienen ihr gleich glaubwürdig, hatten aber beide den Nachteil, daß eventuelle mütterliche Nachfragen, obwohl sie selbstverständlich

telephonlose Freundinnen ausgewählt hatte, leise Widersprüche ergeben hätten. Sie sah daher etwas erstaunt von ihrem Braten auf und wollte gerade dem Zufall die Auswahl zwischen diesen beiden Möglichkeiten überlassen — da öffnete sich hinter der Mutter die Türe: das Mädchen Frida erschien und sagte laut und vernehmlich: „Das Telephon für Fräulein Toni."

Es war wirklich so — von Gott und nicht nur vom Autor gefügt. Und Toni begriff diese Fügung. Sie erhob sich mit einer freundlichen Höflichkeit, die auch einen weniger cholerischen Menschen als Frau Amélie hätte zum Rasen bringen können; sagte noch mit süßem Lächeln: „Immer beim Essen! — entschuldige, Mama!" — Und dann war sie verschwunden. Der letzte Gast ging als erster und erschien nicht wieder.

Es kam das Kompott, es kam die Speise, es kam der Käse, es kam alles, was zu einem ordentlichen, gut bürgerlichen Mittagessen gehört; der Diener Hohenberg machte ein feierliches, offiziell gekränktes Gesicht — nur Fräulein Toni kam nicht wieder.

Die Wirkungen dieses Verschwindens waren verschieden. Großmutter Luischen lächelte und blickte mit stillem Behagen zu ihrer Tochter hinüber. Auf deren Wangen zeichneten sich langsam zwei leicht gerötete, kreisrunde Flecken über den Backenknochen ab, die nicht nur dem vortrefflichen Essen ihr Dasein verdankten. Zuweilen warf sie einen Blick nach der Tür und setzte sich dann jedesmal mit einem elastischen Ruck wieder auf ihrem Stuhl zurecht, den man ungefähr in die Worte übersetzen konnte:

„Komm du mir nur zurück!“ Eva begnügte sich damit, den Seelenzustand von Mutter und Ahne festzustellen; die Folge war, daß ihr Gesicht sich unwillkürlich noch etwas verlängerte, was wiederum so ins Deutsche zu übersetzen gewesen wäre: „Daß auch kein Sonntag ohne Szenen vorübergehen kann!“

Toni schien ähnliche Überlegungen anzustellen. Denn als sie den Hörer endlich angehängt hatte, nachdem das Fräulein vom Amt es bereits seit längerer Zeit aufgegeben hatte, sich zu erkundigen, ob sie noch spräche, kehrte sie nicht zur allgemeinen Familientafel zurück, sondern blieb stehen und überlegte. Es gab zwei Möglichkeiten: zurückgehen und mit Hilfe von Großmutter Luischen die Unterhaltung so energisch an sich reißen, daß keiner dagegen aufkommen konnte. Oder aber: gar nicht zurückkehren und das Weitere abwarten. Selbst wenn man dafür auf die Speise verzichten mußte.

Diese beiden Möglichkeiten bedachte Toni; dann tat sie natürlich ein Drittes. Sie ging zurück; aber sie verzichtete auf das Sichbemächtigen. Sie setzte sich schweigend und bescheiden an der Tafel nieder; sie entschuldigte sich halblaut bei der Mutter, schloß dann die Augen und fuhr sich mit müder, kränklicher Gebärde ein paarmal über die Stirn. „Dieses Telephonieren ist entsetzlich. Ich war so schön frisch; jetzt habe ich eine Migräne, daß ich nicht aus den Augen sehen kann.“

Großmutter Luischen nickte befriedigt; sie hatte begriffen. Frau Amélie hatte ebenfalls begriffen; aber sie war durchaus nicht befriedigt. Sie sah die Tochter, die mit

leidender Gebärde sich gerade an die Speise machte, über den Tisch hinweg kühl und spitz an und sagte in direkt aggressivem Ton: „Es wird schon nicht so schlimm sein."

Fräulein Toni quittierte diese mütterliche Roheit mit einem Augenaufschlag, der Mister Parker bis zum Angebot seiner amerikanischen Anti-Kopfschmerzenpulver hinriß. Onkel Heinrich war dagegen; man dürfe sich gerade im jugendlichen Alter nicht an Gifte gewöhnen. Ruhe wäre das Beste.

Diesen Satz griff Großmutter Luischen auf. Sie dankte Herrn Parker; aber sie stimmte für Onkel Heinrich. Das Kind müsse sich hinlegen. Es wäre lediglich überanstrengt.

„Du kommst sofort nach Tisch zu mir und legst dich nieder," sagte sie mit einem strengen Blick zu Toni. „Du brauchst Ruhe, weiter nichts."

Toni senkte ergeben den dunklen Kopf und transportierte den nicht unansehnlichen letzten Rest der Speise auf ihren Teller. „Ich werde kommen," sagte sie mit leiser, migränehaltiger Stimme.

Frau Amélie aber war nicht gewillt, die Sünderin so leichten Kaufs entschlüpfen zu lassen. „Du hast in letzter Zeit etwas häufig an Migräne gelitten," sagte sie mütterlich, „du solltest dich etwas schonen, statt immer —"

Das Weitere sagte sie nicht. Toni verstand sie ohnedies, und für den männlichen Teil der Mittagsrunde war es sowieso nicht bestimmt.

Frau Amélie hatte erwartet, daß die Tochter die Warnung schweigend einstecken würde. Sie erlebte aber wieder-

um eine Überraschung. Toni nickte nämlich mit leisem Selbstmitleid Zustimmung und sagte dann, die Mutter von unten herauf vertrauensvoll anblickend: „Du hast ganz recht, Mama, ich fühle es selbst; ich brauche wirklich Schonung. Ich werde einmal mit Inge sprechen, ob ich nicht ein paar Tage nach Babelsberg kommen kann."

Sie gab diesen Krankenbericht mit soviel innerer Glaubwürdigkeit, daß sie in der Tat ein ganz blasses und leidendes Aussehen bekam. Luischen bestätigte ihr dieses und unterstrich ihr Vorhaben: „Das ist sehr vernünftig, mein Kind. Fahre nach Neubabelsberg, solange das Wetter noch schön ist."

Frau Amélie sah ein, daß sie, solange der Gegner über einen so ausgezeichneten Sekundanten und sie höchstens über Mister Parker verfügte, niemals zu einer Entladung ihrer nicht ganz unberechtigten Gefühle kommen würde. Sie begnügte sich infolgedessen damit, die Tochter mit einem von Ironie gesättigten Blick über die leere Speisenschüssel hinweg zu betrachten und dabei zu konstatieren: „Daß du doch immer Überraschungen bereit hast! Als du heimkamst, hast du wohl selbst noch nichts von deiner Erholungsbedürftigkeit gewußt."

Dann lächelte sie Mister Parker liebenswürdig an, nickte leicht und erhob sich: „Den Kaffee nehmen wir, denke ich, drüben."

Sie dachte das jedesmal, und man nahm den Kaffee jedesmal drüben. Es war die bequemste Formel zum Abbruch unbequemer Diskussionen.

Und so wanderten die Gäste über den kleinen Korridor

mit dem großen Spiegel wieder in das Zimmer hinüber, aus dem sie gekommen waren — und nur Luischen und das Kind entwichen, eins auf das andere gestützt, ein schönes Bild der Liebe zwischen Ahne und Enkelin, in der Großmutter apfelduftiges Zimmer.

Ferngespräche

Frau Amélie saß noch mit den Gästen im Salon, da rief Toni bereits ihre Freundin Inge an, die in Neubabelsberg mit ihren Eltern eine sehr geräumige Villa bewohnte.

Glücklicherweise war Fräulein Inge gleich selbst am Apparat; die Eltern hielten Mittagsruhe. Toni klagte mit bewegter Stimme ihr migränebedrücktes Dasein, und wie elend sie wäre, und daß sie unbedingt wieder einmal aus all dem Trubel heraus müßte. Frische Luft und Stille wären ja immer das Beste für die Nerven.

Und Inge verstand die Freundin. Sie stellte ihren Ton auf das erwartete Mitleid ein und sagte prompt: „Aber liebes Herz, da ist doch das Einfachste, du kommst zu uns heraus. Wir freuen uns sehr, und du bist immer willkommen."

Da die Türe zu Großmutter Luischens Zimmer weit offen stand und das Telephon im Korridor sich dicht daneben befand, erhob die Migränebehaftete ihre Stimme und dankte aus bewegtem Herzen für die Teilnahme und um einige Grade lauter für die freundliche Einladung,

der sie furchtbar gerne folgen würde. Wann es denn passe?

Inge paßte es jederzeit. Morgen, übermorgen, noch heute. Man einigte sich auf Montag und sogar auf einen bestimmten Zug. Es brauche aber niemand am Bahnhof zu sein.

Am jenseitigen Telephon schwor Fräulein Inge, daß sie selbstverständlich an der Bahn sein würde. Toni protestierte; sie protestierte laut und energisch, und sie erreichte ihr Ziel. Luischen, die genug gehört hatte, kam heran und machte, um weniger gestört zu werden, von innen die Tür zu.

Toni sprach in der gleichen Tonstärke weiter; dann machte sie eine kleine Pause und sagte auf einmal halblaut mit ihrer gewöhnlichen Stimme, die jetzt von keiner Migräne mehr getrübt war: „Sag mal, Inge — du hast doch verstanden?"

In Neubabelsberg klang ein Lachen: „Hätte ich dir sonst angeboten, dich vom Bahnhof abzuholen?"

„Dann ist's gut," sagte Toni beruhigt, fiel wieder in ihren mitleiderregenden Ton zurück und teilte in diesem der Freundin mit, daß sie nicht imstande wäre, länger zu sprechen; sie hätte so wahnsinnige Kopfschmerzen und müßte sich unbedingt hinlegen.

„Nochmals tausend Dank — ich freue mich auf die Fahrt — und auf das Wiedersehen."

„Ich auch, ich auch," sagte Inge am anderen Ende; dann klang es halblaut dazwischen: „Ich wünsche dir viel Vergnügen", und zuletzt wieder laut und vernehmlich:

„Gute Besserung und viele Grüße an Eva und die Mama und die liebe Großmama."

Damit endete das Gespräch, und Toni begab sich mit müden Schritten in das Zimmer der Großmutter.

Es muß zur Ehre der alten Dame gesagt werden, daß sie den Schwindel der Enkelin zwar unterstützt hatte, aber keineswegs gewillt war, dieses ohne Zuschauer fortzusetzen. Als Toni sich daher mit leidender Miene in einem der Sessel niederließ, sagte Luischen, die bereits wieder mit ihren Frivolitäten am Fenster saß, kühl: „Du kannst dir deine Leidensmiene jetzt sparen. Wir sind ja unter uns."

Diesem Argument konnte Toni sich nicht verschließen. Sie gab gehorsam und befriedigt die Migränerolle auf, schlug ein Bein über das andere und sagte: „Ich kann doch nichts dafür, wenn keine Elektrische kommt."

Großmutter Luischen sah sie ein bißchen von unten herauf an: „Liebes Kind, ich habe dir aus der Patsche geholfen; jetzt bitte ich mir aber aus, daß du mir nicht mit Entschuldigungen kommst, die dir nicht einmal deine Mutter glaubt."

Toni lachte. Dann sagte sie: „Ich freue mich auf Neubabelsberg." Und sah träumerisch ins Weite oder wenigstens so weit, wie es ihr möglich war, nämlich bis zu den interessanten Fenstern jenseits des Hofes, die jetzt wieder ruhig und friedlich hinter leichten Mullvorhängen in den Sonntagnachmittag dämmerten.

Luischen, mit ihren Frivolitäten beschäftigt, nickte: „Das kannst du auch. Ich gönne es dir."

Fräulein Eva war nach diesem Mittagessen und seinen Zwischenfällen der nicht ganz unberechtigten Ansicht, daß jetzt auch sie einen Anspruch auf etwas Leben hätte. Sie zog, die Gäste Frau Amélie und ihrem Mokka überlassend, schnell und lautlos das lichtgraue Kostüm an, von dem sie wußte, daß es sich besonderer Beliebtheit erfreute, und verließ eilig Haus und Kurfürstenstraße in der Richtung nach dem Lützowplatz. Dort begab sie sich in eine kleine Konditorei, aber weniger des Kuchens als eines Telephons wegen, das hier nicht dicht neben der Schlafzimmertüre einer Großmutter hing. Sie verlangte Lützow 4789 und teilte dieser Nummer mit, daß sie soeben das Haus verlassen hätte und sich da und da befände, sagte mehrmals „schön, gut, auf Wiedersehen" und hängte ab. Dann ließ sie sich, entgegen ihrer ursprünglichen Absicht, in dem schmalen Durchgangsraum gegenüber dem Kuchentisch nieder und bestellte sich sogar ein Stück Torte.

Frau Amélie hätte den Kuchen bestimmt nicht gegessen, da er für sie viel zu trocken und ganz sicher mit Margarine hergestellt gewesen wäre. Eva war anspruchsloser, sie las sogar die Krümel zusammen. Überdies schien die Türe sie mehr als der Kuchen zu interessieren; sie konnte den Blick nicht von ihr wenden.

Sie überlegte gerade, ob sie, um nicht tatenlos dazusitzen, noch ein zweites Stück von der köstlichen Torte bestellen sollte, als sich besagte Türe endlich erfolgreich auftat. Gegen das graue Licht des Sonntagnachmittags erschien eine männliche Gestalt in einem weiten, hellen Mantel, und dieser helle Mantel umschloß die langen

Glieder des Herrn Gieseler, an den zu denken Großvater Josias der Enkelin empfohlen hatte.

Veranlassung zu dieser Empfehlung hatte Großvater Josias freilich weniger die Tatsache gegeben, daß Eva auch ohne seine Aufforderung oft und intensiv an den Träger dieses Namens zu denken pflegte, als vielmehr der Umstand, daß Herrn Gieselers Vater in Hamburg mit ihm erst die gleichen Schulbänke, dann die gleichen Kontorschemel gedrückt hatte. Daraus hatte sich eine Freundschaft ergeben, die sich nach dem Tode des alten Gieseler auf dessen spätgeborenen Sohn Ernst übertrug. Ernst war aus der Art geschlagen und nicht traditionsgemäß ins Kontor gegangen, sondern auf die Hochschule. Er war Architekt geworden und sogar von Hamburg nach Berlin übergesiedelt. Als Großvater Josias einige Jahre später das gleiche tat, versäumte er nicht, den Sohn seines alten Kontorschemelgenossen in das Haus Kurfürstenstraße 126c zu ziehen – nicht ahnend, daß eben dieser Sohn infolge dieses Gezogenwerdens später mit einer seiner Enkelinnen in einer Konditorei am Lützowplatz sitzen würde. Wobei dahingestellt bleiben mag, ob der alte Herr, wenn er es geahnt hätte, etwas dagegen einzuwenden gehabt hätte.

Der Architekt Gieseler seinerseits dachte jedenfalls nicht im mindesten an den alten Herrn, als er an dem Tisch mit den Torten und den Kranzkuchen vorbei auf Eva zuschritt. Er war ein langer, hagerer Mann mit bartlosem Gesicht und einer Stirne, von der das Haar bereits langsam die Flucht in den Nacken angetreten hatte; auf der Nase saß eine gelbe Hornbrille, durch die ein paar dunkle Augen

mit dem sachlichen Fernblick der Menschen sahen, die ihr Leben im Umgang mit Balken und Ziegelsteinen hinbringen.

„Das war hübsch, daß du anriefst," sagte er und legte seine Hand auf Evas Linke. „Eine Tasse Kaffee, bitte, aber schnell."

Dieses galt nicht mehr Eva, sondern der weißbeschürzten Maid, die mißmutig fragenden Blicks, da sie auch gerne spazierengegangen wäre oder in einer anderen Konditorei selbst einen hellen Mantel erwartet hätte, an den Tisch trat. Sie wandte sich stumm ab, während Herr Gieseler, nachdem das Geschäftliche erledigt war, seine ganze Aufmerksamkeit Eva und ihrer Hand zukommen ließ. Zugleich vertiefte er seinen architektonischen Fernblick energisch in ihre Augen, die ihn dankend empfingen und wiedergaben.

„Wir wollen aber nicht lange hier sitzen," sagte er, als die Weißbeschürzte den Kaffee brachte, und legte einige Milliardenscheine auf den Marmor des Tisches. „Ich bin dafür, daß wir etwas spazierengehen."

Eva nickte: „Ich habe auch das dringende Bedürfnis, im Freien zu sein. Mittagessen mit Mama und Großmutter, und Toni bleibt aus, und jeden Moment denkt man, es gibt Krach — das strengt an."

Gieseler lachte: „Du Armes, ich kann's mir denken. Sonntag allein ist schon schrecklich; aber Sonntag mit Familie ist noch schlimmer."

Eva zuckte die Achseln: „Ich bin's gewöhnt. Aber manchmal bekomme ich ein Gefühl, daß all das nur

Komödie ist, hinter der nichts steckt, und daß wir eigentlich kein Recht haben, so zu leben, wie wir leben. Ich denke immer, eines Tages muß es auffliegen, und dann bekomme ich's mit der Angst, und dann komme ich zu dir."

Er nickte; aber da schüttelte sie den Kopf: „Ich mag nicht klagen, und du sollst nicht zuhören. Reden wir von dir. Erzähle, was du treibst. Ich habe dich mindestens eine Woche nicht gesehen, und das ist in dem Haus eine Ewigkeit."

Gieseler drehte an seiner Tasse. „Was ich treibe? Was ein Architekt in diesen gottverlassenen Zeiten treiben kann: ich richte Schnapsbuden ein und stocke Banken auf. Etwas anderes gibt's ja nicht zu bauen. Die letzte Villa für den Raffke Lehmann draußen in Friedrichshagen ist seit August bezogen. – Man muß froh sein, daß es dieses noch gibt."

Eva nickte, dann sagte sie halblaut: „Du bist jetzt allein?"

Gieseler sah in seine Tasse: „Seit acht Tagen. – Meine Frau ist in Hamburg."

Eva formte mit dem Löffel aus den Krümeln ihres Kuchens ein Muster auf dem Teller.

„Was macht der Großvater?" fragte der Architekt.

Eva lachte: „Er ist wie immer der Beste. Bloß der viele Burgunder. Gestern abend sang er wieder."

Und sie erzählte die Fahrstuhlepisode und ihre Errettung durch Herrn Hempel und den Schuster Niederstädt.

Gieseler schüttelte den Kopf: „Was Toni auch alles macht! – Wollen wir aufbrechen?"

„Gerne, es wird ja bald dunkel."

Sie gingen am Ufer entlang nach den Schleusen zu und weiter zur Charlottenburger Brücke. Die gelben Blätter fielen stimmungsvoll von den Bäumen auf den feuchten Asphalt, ein einsames Auto fuhr leer und langsam über die Corneliusbrücke.

„Ich möchte wieder einmal Auto fahren," sagte Gieseler. Eva sah ihn erstaunt an. Er lachte: „Vor einem Jahr ungefähr habe ich das letzte benutzt – nein, doch nicht – vor einem Vierteljahr holte Lehmann mich noch einmal nach Friedrichshagen."

Sie machte ein ernstes Gesicht. „Siehst du, das ist auch so etwas; wir leben eigentlich außerhalb der Welt. Es geht allen schlecht; bloß wir denken immer, es ist noch wie früher und muß so sein. Nun geht es sogar dir schlecht."

Er lächelte ein bißchen: „Wenn das alles wäre – damit kann man fertig werden. Ich habe noch nie von Preisen und Devisen und Kursen geredet. Wahrscheinlich, weil ich zuviel davon höre."

Auf der Brücke über dem Wehr stand eine lange Reihe von Menschen und starrte zum Sonntagsvergnügen in das rauschende Wasser hinab.

Eva schob ihre Hand in seinen Arm.

„Ich dich auch," sagte er.

Diese Äußerung ermangelte durchaus der Logik; aber Eva schien sie trotzdem zu begreifen. Sie hob die Augen zu ihm auf und äußerte ähnlich unmotiviert: „Nimm doch die Brille ab."

Zur Aufklärung sei hier bemerkt, daß Gieseler zwar der Sohn eines Jugendfreundes von Großvater Josias war, aber immerhin eines jüngeren Jugendfreundes jüngster Sohn. Es waren somit kaum töchterliche Gefühle, die Eva ihm entgegenbrachte, zumal der Abstand an Jahren zu einer Legitimation derart gedämpfter Empfindungen denn doch nicht groß genug war.

Sie kamen über die Charlottenburger Brücke. Die Tiergartenchaussee lag grau und sonntäglich leer; fern am Großen Stern schlotterte eine der wenigen elektrischen Bahnen, die noch übriggeblieben waren. Von Droschken und Autotaxen keine Spur. Die Menschenschicht, die sie einst zu benutzen pflegte, war mit der Mark dahingestorben.

Von einer bewimpelten Zille kam melancholisches Ziehharmonikaspiel. Vom Wasser wehte es kalt. Das Mädchen strich ein paarmal leicht über den Mantelärmel des Architekten. Ein bißchen fragend, ein bißchen bittend, so daß er sie schließlich von der Seite etwas ungewiß ansah.

„Kannst du nichts tun?" fragte sie schließlich halblaut, ohne an dem Unvermittelten dieser Frage Anstoß zu nehmen.

Gieseler schien auch durchaus zu begreifen, was sie meinte. Er faßte nach ihrer Hand: „Kind, wie gerne; aber tue einmal etwas in dieser Zeit. Heute hast du Millionen und Milliarden; morgen sind sie nichts, und wenn du einem eine Bude baust, für deren Honorar du früher ein halbes Jahr leben konntest — da bekommst du jetzt so viel, daß

es gerade drei Wochen reicht. Arbeit und gar eine Stellung, ein freier Posten sind Glückssache geworden."

Sie nickte: „Ich weiß. Ich will auch nichts. Ich denke nur manchmal, wie lange das noch gehen soll."

„Wie lange das noch gehen kann? So lange, bis es einmal einen Ruck gibt, einen Knacks im Betriebe —"

„Und dann steht der Fahrstuhl still," sagte Eva.

Er lachte: „So ist es, und natürlich zwischen den Stockwerken."

Sie blieb ernst: „Und die darin sind, das sind wieder wir, und dann können wir zusehen, wie wir herauskommen."

„Niederstädt bringt euch schon wieder auf den Trab," sagte der Architekt tröstend.

„Wenn Hempel ihn rechtzeitig holt," erwiderte sie nachdenklich.

Und dann schlug sie vor umzukehren.

„Neubabelsberg"

Toni Jordan packte ihr elegantes, hellgelbes Lederköfferchen mit all den zierlichen, netten, appetitlichen Dingen, die eine junge Dame für ein paar Tage Landaufenthalt nötig hat. Sie war höflich und zuvorkommend zu Frau Amélie, sie streichelte die Großmutter, vertrug sich mit Eva, rief in der Frühe bei Inge an und teilte ihr mit, daß sie 1 Uhr 55 dort eintreffen würde.

Und dann telephonierte sie noch einmal und fuhr ab — nach Neubabelsberg.

Gewöhnliche Sterbliche pflegen sich zu diesem Zweck nach dem Potsdamer Bahnhof oder dem Zoologischen Garten zu begeben. Toni tat dieses nicht. Sie wanderte zunächst auch die Kurfürstenstraße nach links hinunter. An der Ecke der Schiustraße aber sah sie sich vorsichtshalber um, ob Sehnsucht und Anhänglichkeit auch nicht etwa ein Mitglied der lieben Familie veranlaßt hätten, ihr aus umflorten Augen nachzusehen. — Dann bog sie mit raschem Schwung nach dem Lützowplatz ein, erkletterte den Autobus, der zum Zeughaus fuhr, und ließ sich, da die Sonne schien und die Gefahr, Bekannte zu treffen im Oberstock, erheblich geringer war, auf dem Verdeck nieder. Sie überholte, wie sie erwartet hatte, am Brandenburger Tor einen Wagen der Linie 51 und befand sich kurz vor dreiviertel zwei mit ihrem Köfferchen am Stettiner Bahnhof.

Vor der Eingangshalle stand ein langer, hellblonder junger Mann in einem hellgrauen Raglan und hellem Hut, ebenfalls ein elegantes, gelbes Lederköfferchen in der Hand. Der helle junge Mann zog seinen hellen Hut, ging auf Fräulein Toni zu und sagte mit leisem Vorwurf in der Stimme: „Ich habe schon Billette gekauft; der Zug geht in zehn Minuten."

Auf diese Begrüßung reagierte Toni damit, daß sie stehen blieb, ihn ruhig ansah und sagte: „Wenn du schlechter Laune sein willst, reise, bitte, allein. Ich komme noch bequem zum Zoo und fahre zu Inge."

Der junge Mann senkte bescheiden das Haupt und bat um Entschuldigung. Es wäre nur wirklich Zeit.

„Lächerlich," sagte Toni, während sie durch die Bahn-

hofshalle schritten. „Bis der Zug abgeht, komme ich noch zu Fuß bis Heringsdorf."

Der junge Mann schien trotz seines jugendlichen Alters nicht ohne Erfahrung zu sein, denn er senkte nur höflich zustimmend das Haupt. Durch diese kluge Taktik erreichte er immerhin, daß Toni eine halbe Stunde hinter Eberswalde feststellte: „Eine scheußlichere Gegend hättest du zum Fahren auch nicht aussuchen können."

Bis dahin hatte sie konsequent geschwiegen. Der junge Mann hatte von Berlin an leise werbend, wie es sich für ein männnliches Wesen nach einem solchen Faurpas des Antreibens zur Eile geziemt, teils Anekdoten, teils Süßigkeiten vor ihr ausgebreitet; einen Erfolg aber hatte er, obwohl sie allein im Coupé waren, wie gesagt, erst kurz vor Angermünde erzielt.

Dann allerdings schien Toni sich genug mit Konsequenz und Charakter gelangweilt zu haben; vielleicht war sie auch der Meinung, daß das Vergehen des jungen Mannes genügend bestraft wäre. Jedenfalls setzte sie sich bald nach der erwähnten Äußerung über die landschaftlichen Reize der nördlichen Mark aufrecht in ihre Ecke hin und konstatierte: „Eigentlich hättest du verdient, Fred, daß ich wirklich nach Babelsberg gefahren wäre."

Fred senkte demütig sein blondes Haupt und war vollkommen Einsicht und Zerknirschung. Er wußte, daß das am schnellsten zum Ziel führt, und wußte, daß es jetzt nur noch galt, die elegische Periode zu überwinden; dann war der Friede wiederhergestellt.

Seine Rechnung erwies sich als richtig. Toni starrte ver-

sonnen nach der fernen Horizontlinie mit dem schmalen schwingenden Streifen Kiefernwald hinüber, schwieg ein Weilchen und bemerkte dann: „Es ist ja überhaupt unverantwortlich von mir, so einfach mit dir an die See zu fahren. Man kann doch immer noch Bekannte treffen." Nach einer Weile fügte sie hinzu: „Die Pralinés sind übrigens schlecht. Warum kaufst du nicht bei Hildebrandt?"

Zur Bekräftigung dieses Vorwurfs schob sie zwei Exemplare der geschmähten Süßigkeiten auf einmal in den Mund und dann geringschätzig die Schachtel ihrem Nachbar zu.

Aus alledem ging hervor, daß der Versuch, vom Stettiner Bahnhof aus die Reise nach Neubabelsberg anzutreten, für keinen der beiden etwas Überraschendes hatte, sondern offenbar gemeinsamen Erwägungen entsprungen war. Wäre Toni nicht durch das häßliche Benehmen des jungen Herrn gereizt gewesen, so hätte sie vielleicht sogar zugegeben, daß der erste Anstoß zu diesem Unternehmen von ihr ausgegangen war. In ihrer elegischen Verfassung, wie sie sich in den Werturteilen über die Landschaft und die Süßigkeiten aussprach, war sie aber entschlossen, jede Verantwortung von sich ab und dem Partner zuzuschieben.

Sie tat es nicht direkt; aber es klang aus der kritischen Haltung all ihrer Reden.

„Hast du denn wenigstens ein vernünftiges Hotel ausgesucht?" fragte sie, interessiert ihre Nasenspitze in einem kleinen Spiegel betrachtend. „Ist das schon das Haff?" Und sie wies auf eine weite Wasserfläche, die sich zur Linken im Spätnachmittagslicht schimmernd ausbreitete.

Fred mußte dies, so ungern er es tat, verneinen; es wäre erst der See, an dem die schöne Stadt Prenzlau läge.

„Prenzlau?" fragte Fräulein Toni, mit ihrer Puderquaste beschäftigt. „Ich denke, da stehen die Kürassiere? Warum hast du eigentlich nicht gedient?"

Wieder mußte Fred mit aller ihm zur Verfügung stehenden Vorsicht einen Irrtum richtigstellen. Die Stadt, die Toni meinte, hieße nicht Prenzlau, sondern Pasewalk; das käme aber erst später. Und warum er nicht gedient hätte? Gott, es gäbe soviel Gründe.

Toni sah ihn sachlich an: „So." Sie versenkte den goldenen Verschönerungsapparat wieder in die Tiefe ihres Täschchens und sagte uninteressiert: „Gib mir die Pralinés nochmal rüber."

In Ducherow mußten sie umsteigen. Als sie auf dem kleinen Bahnsteig standen, schauerte das Mädchen leicht zusammen: „Du, es ist kalt." Dabei sah sie ihn mit einem wunderlich frierenden und zugleich suchenden Blick an, auf den der junge Mann trotz aller Erfahrung in Psychologie keine Antwort wußte, obwohl die richtige sehr einfach gewesen wäre.

Und dann kamen sie wirklich über das Haff. Es lag schon abendlich grau unter dem verschleierten Septemberhimmel, und in der Ferne schwammen Wasser und Himmel in eines zusammen. Ein paar große braune Segel schwebten geisterhaft in dem Abenddunst.

Toni sah eine Weile stumm zum Fenster hinaus, obwohl außer diesen landschaftlichen Gegenständen draußen wenig mehr zu sehen war. Sie tastete zur Seite, aber diesmal

nicht nach den Süßigkeiten, sondern nach der Hand ihres Begleiters und sagte ruhig: „Du, das ist schön."

Der junge Mann hatte nichts einzuwenden und nickte. Und dann fuhren sie wieder durch flaches Land mit leisen, welligen Hügelzügen — die Bahnhöfe wurden noch kleiner, und endlich waren sie angelangt. Über dem Stationsgebäude stand in großen Buchstaben Heringsdorf.

Der junge Mann hatte sich bei der Ankunft erst ein bißchen scheu umgesehen. Als sie aber die Sperre durchschritten hatten und auf die andere Seite des Bahnhofs gekommen waren, bekam er seine Sicherheit wieder; denn er sah Droschken. Droschken sind wie Eisenbahnen in solchen Situationen immer gut; sobald man in einem Gefährt sitzt, ist die Verantwortung für das Wohlbehagen zum mindesten geteilt.

Sie verstauten das nicht eben zahlreiche Gepäck; dann fragte Fred den Kutscher, ob die Hotels noch geöffnet wären.

Der nickte: „Jewiß doch. Die Gäste sind immer nach acht Tagen abjereist, weil das Jeld nich mehr reichte; aber dafür sind wieder neue jekommen, und manche hab'n auch Kronen oder Dollars."

Dieser volkswirtschaftliche Exkurs wirkte zwar nicht gerade beruhigend in pekuniärer Beziehung, eröffnete aber immerhin die Aussicht auf ein Unterkommen. So daß der letzte Rest von Befangenheit aus dem Antlitz des jungen Mannes schwand und er dem Kutscher den Auftrag gab, sie zum Strande und zu einem guten Hotel zu fahren.

Es war schon fast Nacht. Die Häuser lagen groß und

dunkel; nur da und dort fiel aus einem Fenster Licht in den Abend, brannte grünlich eine einsame Laterne. Die Straßen waren leer; eine wunderlich herbstliche Ausgestorbenheit lag über allem, so daß Toni von neuem das Frösteln bekam und sich diesmal sogar wortlos näher an ihren Begleiter drängte. Der aber saß aufrecht und vertrat die männliche Würde.

Und dann kamen sie auf die breite Straße am Strand. Auch hier war alles leer; die See lag ganz ruhig und strahlte ein seltsam metallisches Leuchten aus, so daß ihnen die Welt fast wieder hell erschien. Der Wagen rollte, der Rosselenker auf seinem Bock nickte hin und her; Toni hatte das Gefühl zu hören, wie still es war.

Der Wagen hielt, und der Kutscher sah sich aufmunternd um. Der junge Herr, eingedenk seiner Pflicht als männliches Wesen, sprang aus der Droschke und begab sich in das Haus. Es war groß, hoch, dunkel; aber seine Fenster waren zum Teil geöffnet; die Tür stand ebenfalls offen, so daß anzunehmen war, daß hier der Winterschlaf noch nicht begonnen hatte.

So war es auch. Als Fred mit ostentativ lauten Schritten den Hausflur betrat und sich räusperte, erschien ein Mann, den eine Serviette unter dem Arm trotz des fehlenden Fracks als Kellner legitimierte. Er bejahte die Frage nach Zimmern und setzte aus eigenem hinzu: „In allen Etagen, wie Sie wollen." Worauf Fred den Kutscher bezahlte und mit Toni und Gepäck seinen Einzug hielt.

Der Kellner hatte inzwischen eine einsame Glühbirne im Treppenhaus angedreht; er ergriff das Gepäck mit

einem Schwung, der für die beiden kleinen Koffer viel zu groß bemessen fast etwas Ironisches bekam und schritt voran. Aufwärts. Im ersten Stock öffnete er eine Tür, sagte: „Erste Etage," dann eilte er weiter, die nächste Treppe empor, öffnete wieder eine Tür und sagte: „Zweite Etage" und gab nicht eher Ruhe, als bis er die Richtigkeit seiner Behauptung, daß Zimmer frei wären, durch das gleiche Vorgehen auch in der dritten Etage bewiesen hatte.

Fräulein Toni und der junge Mann kamen nur langsam nach. Als sie das Zimmer in der ersten Etage betrat, wandte sie sich schaudernd ab: „Hier riecht's ja nach Baldrian!" Sie rauschte hinaus; Fred folgte gehorsam.

Auf der halben Treppe blieb sie stehen. „Der Mann soll uns zwei Zimmer zeigen, meinetwegen nebeneinander."

Fred nickte ergeben und schritt weiter zur zweiten Etage hinauf. Da das Zimmer wieder nach Baldrian roch, schied es ebenfalls aus.

Auf dem halben Weg zur dritten Etage begegneten sie dem zurückkommenden Kellner. Fred hielt ihn an: „Ich möchte zwei Zimmer nebeneinander."

Der Mann schien durch diese Mitteilung seelisch nicht weiter berührt. „Können Se ooch haben," sagte er und lief wieder die Treppe hinauf. Zwei andere Türen wurden energisch aufgerissen.

Die Luft, die ihnen entquoll, war auch nicht gerade schön; aber sie hatte immerhin den Vorzug, nicht nach Baldrian zu riechen. Infolgedessen drang Toni mutig in die reglose Dämmerung hinein, schritt hindurch und öffnete resolut gegenüber die Tür zum Balkon.

Von diesem Balkon aus sah man hinab auf den Strand und die See. Der Strand war hell und menschenleer; die See war noch heller. So hell, daß der Himmel, obwohl im Westen noch ein später Abendschein lag, fast dunkel erschien.

Toni stand ganz still und sah hinab. Da die beiden männlichen Wesen sich ebenfalls untätig verhielten, hörte sie von unten deutlich das leise Aufklatschen und das Rauschen, mit dem die ganz kleinen Wellen immer wieder den flachen Strand ein Stückchen hinaufliefen. Es klang, als ob irgend etwas ruhig und gleichmäßig atmete.

„Nun, ist dir dieses Zimmer recht?" kam bescheiden, freundlich fragend die Stimme Freds aus der Dämmerung. Um ihr die Antwort zu erleichtern, drehte er gleichzeitig die Glühbirne an, die hoch oben an der Decke von sommerlichen Fliegen träumte.

Toni wandte sich um und sah ihn mit einem Blick an, den seine von dem plötzlichen Licht geblendeten Augen erfreulicherweise nicht völlig auffaßten. Sie ging an ihm vorüber ins Zimmer und fühlte die Betten an: „Natürlich feucht." Sie betrachtete die Wände, den Waschtisch, dessen Primitivität die Nähe des Meeres sinnbildlich veranschaulichte, sah dann aber wieder nach der geöffneten Balkontür zurück und sagte: „Meinetwegen können wir bleiben."

Fred atmete erleichtert auf: „Mein Zimmer ist nebenbei," bemerkte er. Toni nickte und sah ihn einladend an, indem sie gleichzeitig die Klinke der Tür zum Korridor ergriff: „Ich möchte mich etwas zurechtmachen; ich komme dann hinunter." Fred verstand den Wink und begab sich in sein Zimmer.

Er hatte es längst wieder verlassen. Er stand, da man die sonst zum Warten bestimmten Möbel bereits dem Winterschlaf überantwortet hatte, unten in der Nähe des Ausgangs einsam umher. Er hatte den Fremdenzettel ausgefüllt: Fred Neumann, Bankbeamter und Frau; er hatte den Kellner, der gleichzeitig Hausknecht zu sein schien, interpelliert, wie lange die Restaurationsräume abends offen wären, und erfahren, daß gegen einhalb neun alles im Ort zur Ruhe ginge. Er begann bereits, die Stufen zu zählen und Muster in die Fliesen des Fußbodens zu ziehen, als endlich schwebenden Schritts Fräulein Toni herabkam und bereits auf der zweituntersten Stufe feststellte: „Ich habe meinen Spiritus vergessen; ich muß unbedingt sofort welchen besorgen. Meine Haare fallen einfach zusammen."

Mit dieser Erklärung erledigte sie auf dem kürzesten Wege die Tatsache, daß der Unglückliche eine halbe Stunde auf sie gewartet hatte. Sie verlangte, zu einer Drogerie geführt zu werden, und war empört, als sie hörte, daß sie zu diesem Zweck bis in die Nähe des Bahnhofs zurückkehren müßte, da die Läden am Strande bereits alle geschlossen seien.

„Dann verzichte ich lieber," sagte sie, den Kopf zurückwerfend. „Wir sind ja doch sicher die einzigen Gäste in diesem Nest. Komm, wir wollen an den Strand. Ich bin noch nie im September an der See gewesen."

Sie stiegen eine der hölzernen Treppen zum Strande hinab. Am Himmel kamen blaß die ersten Sterne hervor; eine schmale Mondsichel hing leicht verschleiert im Westen. Die See rauschte ganz leise, zu sehen war niemand. Es

waren somit alle Vorbedingungen für einen stimmungsvollen Abendspaziergang gegeben.

Toni schien auch entschlossen, etwas Derartiges zu inszenieren. Sie nahm, ohne ein Wort zu sagen, den Arm des jungen Mannes und schritt schweigend, langsam neben ihm den Strand entlang. Daß sie dabei den schmalen Bretterstieg benutzte, den man des vielen Sandes wegen hier gelegt hatte, und diesen Sand neidlos ihrem Begleiter überließ, versteht sich von selbst.

Dann hörte der Bretterstieg auf, und nun wanderten sie beide durch den Sand, der mit leise seufzendem Knirschen ihren Schritten auswich. Es dauerte nicht lange, so behauptete Fräulein Toni, daß sie in jedem ihrer Schuhe mindestens ein Kilogramm Sand hätte.

Der junge Mann hütete sich, darauf die Anmerkung zu machen, die fünfundsiebzig Prozent aller männlichen Wesen bestimmt gemacht hätten, daß es nämlich in der Nähe des Meeres zu geschehen pflege, daß man Sand in die Hüllen seiner Füße bekäme. Er fragte vielmehr höflich und bescheiden, ob er ihr die Schuhe zum Zwecke der Entleerung ausziehen dürfe, und machte Miene, sich zu diesem Behuf vor ihr auf ein Knie niederzulassen.

Toni aber zuckte die Achseln. Das hätte gar keinen Zweck, in fünf Minuten wäre die Sache wieder ebenso. Sie sollten lieber einmal auf den Seesteg gehen, falls er noch offen wäre.

Fred stimmte natürlich zu, und nach fünf Minuten befanden sie sich auf dem Steg, dessen Tür in der Tat nur angelehnt war. Sie gingen bis zum Ende, kletterten die

Treppen hinunter und standen auf halber Höhe, frei in der Luft zwischen Himmel und Meer.

Es war ganz dunkel geworden. Das Rauschen der See hörte man nicht mehr. Dafür klatschten unter ihnen die kleinen Wellen leise gegen die dicken runden Pfähle, die schwarz und schwer im Wasser standen, das hier kaum noch erkennbar, beinahe ein bißchen unheimlich unter ihnen lag. Weiter draußen war die See noch hell, was wohl mehr dem Monde trotz seiner Schmalheit zu verdanken war, als dem Blinkfeuer eines Leuchtturms, das zur Rechten aus der Gegend von Swinemünde alle Augenblick herüberblinkte.

Da auch draußen auf der See, da, wo sie dunkel mit dem dunklen Himmel zusammenzufließen schien, einsam ein rötliches Lichtchen glomm und die Welt ganz still und groß geworden war, hätte jetzt eigentlich eine Umarmung und die gedämpfte Erklärung gegenseitiger Gefühle erfolgen müssen. Toni lehnte sich auch etwas enger an ihren Begleiter; aber sie hob nicht, wie es sonst in solchen Situationen der Brauch, das Gesicht zu ihm empor, sondern senkte es tief auf ihren Ausschnitt und bemerkte gleichzeitig, daß ihr schauderhaft kalt wäre.

Es ist eine alte Erfahrung, daß Kälte und Gefühle der Zuneigung sich nicht miteinander vertragen. Der junge Mann verzichtete daher, wenn auch nicht ohne Bedauern, darauf, die Stimmungshaltigkeit der Umwelt gefühlsmäßig auszuwerten, und machte dafür in einem möglichst warmen Ton den Vorschlag, so schnell wie möglich zurückzugehen und bei einem guten Abendessen durch die Zufuhr

neuer Kalorien die in der Betrachtung der Natur verlorene Wärme zu ersetzen.

Toni war einverstanden. Sie faßte ihn von neuem unter, und dann schritten sie, energisch marschierend, daß es durch den Abend hallte, wieder den Steg entlang zur Promenade und auf dieser ostwärts ein paar Lichtern zu, die vermuten ließen, daß man in jener Gegend für den Rest der Einwohner eine abendliche Mahlzeit bereithielt.

Um diese Zeit begann auch offiziell der Abend; das heißt, es wurden die großen Bogenlampen längs der Promenade angeknipst. Toni machte die Bemerkung, daß es eigentlich Verschwendung wäre, für sie beide allein eine solche Menge Licht in Tätigkeit zu setzen; aber sie empfand es doch ganz angenehm, daß der abendliche Weg etwas übersehbarer vor ihnen lag.

Die Behauptung, daß die festliche Beleuchtung nur für sie beide in Szene gesetzt wäre, erwies sich übrigens bald als irrig. Aus dem Dämmer unter den Bäumen vor ihnen lösten sich nämlich zwei Gestalten, die langsam schlendernd ebenfalls die Promenade entlangschritten.

Unwillkürlich gingen die beiden langsamer. Es konnte ihnen ja gleichgültig sein, ob sie irgendeinem Paar verspäteter Badegäste begegneten. Aber schließlich konnte man nie wissen. Und man brauchte Zusammentreffen ja nicht zu provozieren.

„Wo wollen wir denn essen?" fragte Fräulein Toni ihren Begleiter.

„Im ‚Walfisch' soll es sehr gut sein," sagte Fred. „Ich habe mich in Berlin erkundigt."

„Also deine Freunde wissen, daß du hier bist?" sagte sie spitz und ließ seinen Arm los. Sie kehrte auch nicht wieder zurück, als Fred hoch und heilig versicherte, daß kein Mensch von seiner Fahrt eine Ahnung hätte.

Die vor ihnen Wandernden waren verschwunden. Offenbar waren sie um eine Straßenecke gebogen, an der eine Gaslaterne grämlich-grünlich unter herbstlichen Bäumen sich langweilte. Die Folge war, daß Toni und Fred unwillkürlich befreit ihre bis dahin etwas gehemmten Schritte wieder beschleunigten, die weitere, daß sie gerade unter dieser Laterne, mitten in ihrem Lichtkreis, dem offenbar bald nach dem Einbiegen in die Querstraße wieder umgekehrten anderen Badegästepaar begegneten.

An sich wäre das belanglos gewesen und hätte auf das Ehepaar Neumann keinerlei Eindruck gemacht, wenn nicht die beiden braven Heringsdorfer Badegäste, die da so lange vor ihnen hergegangen waren, unter dieser Laterne und in ihrem grämlich-grünlichen Licht plötzlich nicht nur bekannte, sondern sogar verwandte Gesichter bekommen hätten. Wenigstens zur Hälfte.

Um es kurz zu machen: Toni bekam einen blödsinnigen Schreck. Denn was da plötzlich unerwartet vor ihr stand, das war männlicherseits niemand anders als Onkel Otto, der verlorene Sohn, und neben ihm, ebenfalls unverkennbar, Fräulein Erna Gutbier aus dem Gartenhause Kurfürstenstraße 126c.

Unvermutete Begegnungen sind selten schön. Wie denn Überraschungen meist nur von Leuten geliebt werden, die noch nicht wissen, was dabei herauskommen kann.

Diese ließ an Peinlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die einzige Milderung war, daß die Peinlichkeit gleichmäßig auf beide Seiten verteilt war. Schließlich ist es für einen Onkel ebensowenig angenehm, unvermutet einer Nichte, wie für eine Nichte, unvermutet einem Onkel zu begegnen. Insonderheit wenn beide nicht allein sind.

Es war infolgedessen kein Wunder, daß die vier septemberlichen Badegäste zunächst einige Augenblicke ziemlich unbewegt in dem grämlich-grünlichen Lichtkreis der Laterne unter den gelben Herbstbäumen stehenblieben. Jeder hoffte, daß einer der anderen die erste Hilfe bei diesem Unglücksfall leisten würde.

Es leistete sie natürlich keiner, und so blieb Onkel Otto, als dem Gereiftesten und Welterfahrensten, schließlich nichts übrig, als mit einem seine eigene Verlegenheit durch die übliche Ironie überdeckenden Lächeln seinen Hut zu ziehen und mit betont freundlicher Stimme „Guten Abend" zu sagen.

Das war immerhin etwas und wirkte auf die beiden anderen Beteiligten wie eine Erlösung, weil sie nun beide a tempo, der junge Mann ebenfalls tief seinen Hut ziehend, guten Abend sagen konnten.

Mit diesem Anfang aber war noch nicht viel getan; denn sofort nach dieser freundlichen Begrüßung standen alle wieder schweigend da und sahen einander erwartungsvoll an in der Hoffnung, daß nun wieder einer etwas sagen würde. Es sagte aber niemand etwas — bis Fräulein Gutbier die Sache zu dumm wurde und sie sich resolut an Toni

wandte: „Sie sind doch sicherlich auch auf der Suche nach einem Lokal, wo es etwas zu essen gibt."

Toni hatte sich noch nie mit der Person unterhalten; trotzdem antwortete sie jetzt fast beglückt: „Jawohl, gewiß, wir wollten gerade zum ‚Walfisch'."

Die Ironie auf Onkel Ottos Antlitz wich sachlichem Interesse. „Der ‚Walfisch' ist keine schlechte Idee; wenn er nur noch offen hat."

Hier mischte sich der Jüngling Fred, froh, ebenfalls den Anschluß zu erreichen, in die Unterhaltung: „Er ist bestimmt offen," versicherte er, „der Kellner hat es mir extra gesagt."

Fräulein Toni blickte ihren Begleiter etwas mißtrauisch an; Onkel Otto aber bemerkte: „Nun gut – dann wollen wir gemeinsam auf die Suche gehen. Seeluft macht auch im September Hunger."

Damit wandte er sich landeinwärts und zog die anderen mit. Und es ergab sich, daß der Jüngling Fred an Onkel Ottos linke Seite geriet, so daß Toni nichts übrigblieb, als Fräulein Gutbier die Ehren einer legitimen Tante Erna zu erweisen. Sie begab sich respektvoll ebenfalls nach links und wanderte schweigend neben der Person unter den herbstlichen Bäumen dahin.

Die Voranschreitenden hatten es gut – sie hatten ein Thema: das Lokal. Wo es läge, was man davon wüßte, und daß es sehr merkwürdig wäre, daß um diese Zeit in einem so großen Seebad die meisten Hotels bereits geschlossen wären. Es läge natürlich an der verrückten Zeit; wer keine Devisen hätte, bliebe besser überhaupt zu Hause.

Die Damen hatten es nicht so gut. Denn sie hatten kein Thema. Sie wußten nicht, wovon sie reden sollten; denn die verwandtschaftliche Beziehung zwischen ihnen war unendlich viel komplizierter als die zwischen den Herren, und durch Vorder- und Hinterhaus noch mehr erschwert.

Die Folge war, daß der Abstand zwischen den beiden Paaren sich immer mehr vergrößerte; denn die Schritte der Männer wurden von der geistigen Belebtheit ihres Dialogs beflügelt, während die Damen mühsam die Last einer durch dumpfes Schweigen ersetzten Unterhaltung mit sich schleppten.

Toni befand sich bereits in gelinder Verzweiflung. Sie war nicht leicht in Verlegenheit zu bringen; diesmal aber zermarterte sie vergeblich ihr Gehirn nach einem Thema, dessen Neutralität das Fatale der Situation paralysieren konnte. Denn die Situation war fatal, sehr fatal. Es war, als ob das Schicksal sich zu dieser Begegnung gerade die beiden Personen ausgesucht hatte, die zu treffen Toni am peinlichsten war. Sie dachte hin und dachte her; sie durchsuchte sogar die Schätze ihrer Bildung nach einem Gesprächsstoff – da sagte plötzlich Fräulein Gutbier: „Darf ich Sie einmal etwas fragen, Fräulein Jordan?"

Toni atmete erlöst auf: „Aber gerne, bitte sehr," sagte sie fast dankbar.

„Was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht?" klang aus dem Dunkel neben ihr die Stimme der Person.

Toni wandte erstaunt den Kopf zur Seite. „Wobei gedacht?" fragte sie ahnungslos zurück.

„Dabei, daß Sie – ja wie soll ich das sagen? daß Sie

sich der Möglichkeit aussetzten, hier Bekannten zu begegnen."

Toni warf den Kopf zurück und sah steif geradeaus. Das hatte ihr noch gefehlt. „Ist die Gefahr für Sie nicht dieselbe?" fragte sie scharf zurück.

„Nein," antwortete die tiefe, ruhige Stimme. „Nein, das ist durchaus nicht dasselbe."

„Warum ist das nicht dasselbe?"

„Das will ich Ihnen ganz genau sagen: weil zwischen Ihnen und mir ein gewaltiger Unterschied ist. Ich kann es mir leisten zu tun, was mir beliebt – Sie nicht. Ich bin Erna Gutbier, Direktrice, und habe ein Kind; ich wohne im Gartenhaus, und wie ich lebe, geht niemand etwas an. Wenn sie reden, so schadet mir das nichts; denn die Menschen, mit denen ich lebe – denen macht kein Reden etwas. Und wenn es mir zu dumm wird, so gebe ich meine Stellung auf und gehe woanders hin; ich werde überall fertig. Aber Sie – was wollten Sie denn anfangen? Was denken Sie sich, was jetzt mit Ihnen würde, wenn Sie nicht das Glück gehabt hätten, bloß uns beiden zu begegnen? Gartenhaus kann sich vieles erlauben, was Vorderhaus nicht kann und Sie nun schon gar nicht mit Ihrer Familie und Ihrer Gesellschaft und Ihrem ganzen Drum und Dran. Das ist ja vollkommener Irrsinn."

Toni wußte nicht gleich eine Antwort; denn sie konnte trotz ihrer inneren Auflehnung gegen die Anmaßung der Person nicht hindern, daß aus deren Äußerungen etwas zu ihr sprach, was tiefer in sie eindrang. Sie ging eine Weile schweigend vor sich hin, bis ein Rest der alten Rebellion

wiederkam und sich dahin äußerte: „Ich glaube, Sie überschätzen den Unterschied. Sie können das vielleicht nicht so sehen: man kann im Vorderhaus genau so selbständig sein wie bei Ihnen."

„Nein," sagte die Stimme, jeden Widerspruch beiseite schiebend, „nein, das kann man nicht. Wenn man's könnte, wäre das Leben zu ungerecht. Etwas müssen Sie schließlich dafür bezahlen, daß Sie es im übrigen soviel besser haben als wir. Auf uns paßt keiner auf; wir müssen verdienen, schon als Kinder, und wenn wir erwachsen sind, dann denkt jeder, wir sind bloß für ihn da, besonders wenn wir hübsch sind. Um Sie kümmert sich eine ganze Familie und sorgt für Sie und behütet Sie vor allen Gelegenheiten, in die wir ohne weiteres hineinrennen. Dafür ist es für uns dann auch nicht so schlimm, wenn wir einmal hineingerannt sind. Die anderen nehmen es hin, wie wir es hinnehmen müssen, und ein Kind ist ein Kind und macht auch nicht viel aus, wenn man genug verdient. Stellen Sie sich aber einmal vor, Ihnen ginge es so. Stellen Sie sich Ihre Familie vor, Ihre Mutter, Ihre Großmutter, Ihren Onkel Heinrich. Ich glaube, selbst der Diener Eduard spräche kein Wort mehr mit Ihnen. Entschuldigen Sie, daß ich mit Ihrer Familie so gut Bescheid weiß; aber ich gehöre ja sozusagen als Ableger dazu."

Sie schwieg ein bißchen, als ob sie Toni Zeit lassen wollte, ihre Weisheiten in sich zu saugen. Dann sagte sie wie abschließend: „Nehmen Sie es mir nicht übel; aber so etwas dürfen Sie nie wieder machen. Wenn ich Sie besser kennen würde und vor allem, wenn Sie mich besser

kennen würden, dann würde ich jetzt sagen, versprechen Sie mir das. Da ich Sie nicht kenne, kann ich Ihnen nur raten, tun Sie es nicht wieder; denn für Sie ist so etwas Sturz, nicht bloß bis zu uns, sondern viel tiefer. Und wenn man bei Ihnen einmal abgestürzt ist, dann ist es sehr schwer, wieder hinaufzukommen. Das ist die Gerechtigkeit; dafür haben Sie's im übrigen soviel besser. Das müssen Sie sich klarmachen, und daran müssen Sie denken. Es ist nicht wegen der Moral – es ist wegen der Dummheit. Dummheiten soll man bloß machen, wenn es sich lohnt – nicht um irgendeinen."

Toni wollte entrüstet auffahren und sich jede Kritik verbitten. In diesem Moment machten die Herren unter einer Laterne halt und sahen sich spähend um. Der Jüngling Fred aber zog seinen Hut, hielt ihn in die Höhe und rief laut und lockend: „Juhu!"

Die Worte, die Toni gerade zu seiner Verteidigung hatte sagen wollen, blieben ihr im Halse stecken; Fräulein Gutbier aber lachte: „Er ist sicher sehr nett; aber darum womöglich alles aufs Spiel setzen: lohnt sich das? Ich täte es nicht, und ich bin doch bloß Hinterhaus, und für die großen Gefühle ist eigentlich das Vorderhaus verpflichtet."

Dann faßte sie mit einer raschen Bewegung Tonis Arm, zog sie ein bißchen näher und sagte etwas schneller als bisher, denn sie näherten sich bereits bedenklich dem männlichen Teil der Gesellschaft: „Und nun wollen wir von etwas anderem reden; aber einen guten Rat will ich Ihnen noch geben: riegeln Sie heute abend Ihr Zimmer ab. Es ist auch nicht wegen der Moral – es ist nur, Sie denken

morgen mit einem kleineren Kater an diesen Tag, und daß Sie mich getroffen haben. Man soll das nicht überschätzen — aber man soll es auch nicht unterschätzen."

Und dann ließ sie sie los und sagte: „Na, da seid ihr ja. Ist das hier nun der ‚Walfisch'?"

Es war der „Walfisch". Sie sahen es nicht nur an den zwei einsamen elektrischen Lampen, die drinnen brannten und melancholisch die ebenso einsame Hemdbrust eines wartenden Kellners beschienen; sie sahen es auch draußen an einem Schild über der Türe, das im trüben Licht der Straßenlaterne ein fischähnliches Gebilde erkennen ließ.

Drinnen waren in einer langen Glasveranda an der Fensterseite lauter kleine, weiße Tische gedeckt. Auf jedem stand ein leerer Brotkorb und ein Salzfaß. An keinem saß ein Gast. Über den beiden ersten schwebte hoch im Dunst verloren je eine einsame Glühlampe. Über den anderen schwebte nichts. Das heißt, die Lampen schwebten auch, aber sie brannten nicht.

Die Wahl des Platzes war nicht leicht. Denn jeder der kleinen Tische war für zwei Gäste eingerichtet. Es schien in diesem Walfisch ungeschriebenes Gesetz, daß die Menschen, die ihn besuchten, nur paarweise in die Erscheinung treten durften.

Es wäre ja nun sehr leicht gewesen, diese Schwierigkeit aufzuheben, indem man die Gesellschaft wieder in ihre ursprünglichen Bestandteile auflöste, Onkel Otto und Fräulein Gutbier an den einen, den Jüngling Fred und Toni an den anderen Tisch setzte. Es war aber nicht zu verkennen, daß trotz aller widerstreitenden Gefühle in

diesem von der Tücke des Schicksals zusammengeführten Kreise auch eine starke Tendenz zum Zusammenschluß am Werke war – und diese Tendenz war Fräulein Gutbier. Sie übersah die Situation mit einem raschen Blick, hängte ihren Schirm an einen Stuhl und sagte: „Das werden wir gleich haben." Darauf ergriff sie, ohne den Kellner zu bemühen, den ersten Tisch, schob mit einem Fuß den Stuhl, der ihn von dem nächsten trennte, resolut beiseite und trug ihn samt Salzfaß und leeren Brötchenkorb an den anderen heran. Sie schob die beiden glücklicherweise gleich hohen Tische aneinander, rückte die Stühle zurecht, ebenso die beiden Salzfässer und die Brotkörbe, sagte befriedigt: „So" und ließ sich ohne weiteres in einen Stuhl an der Fensterwand fallen. Den anderen blieb nichts übrig, als Hüte und Schirme dem Kellner zu überreichen und auf den drei übrigen Stühlen Platz zu nehmen.

Der Fisch war sehr gut, der Rotwein, den Onkel Otto gewählt hatte – es paßt eigentlich nicht, sagte er, aber an der Wasserkante soll man nur Rotwein trinken –, der Rotwein war ebenfalls gut, und er hob vor allem die etwas gesunkene Stimmung des Jünglings Fred.

Das war auch ein Verdienst von Fräulein Gutbier; sie hatte sich eine Flasche Wasser bestellt, benutzte aber jede Gelegenheit, das Glas ihrer Nachbarin mit diesem Getränk zu füllen. Dafür schenkte sie dem ihr gegenüber sitzenden Jüngling jedesmal den eingesparten weiblichen Anteil des Weines ein, und zwar sehr freigebig. Und da die Rotweinflasche diese Vergeudung nicht lange ertrug,

nötigte sie Onkel Otto dringend zur Bestellung einer zweiten.

Sie hatte richtig kalkuliert. Das Wasser im Verein mit der Unterhaltung wirkte auf Toni, wie es wirken sollte – nämlich abkühlend. Der Rotwein auf den Jüngling Fred genau entgegengesetzt. Fräulein Gutbier hatte ihm noch vor dem Essen heimtückisch mehrmals zugetrunken, und der junge Mann war höflich genug gewesen, sich für diese Auszeichnung jeweils durch einen tiefen Zug zu bedanken. Dann kam Onkel Otto, dem der Eintagsneffe sympathisch zu sein schien, und trank ihm ebenfalls zu. Und da er ein höflicher junger Mann war, so mußte er wieder eingehend und tief Bescheid tun, worauf Fräulein Gutbier, wenn er es nicht merkte, sondern ergriffen Onkel Ottos Kriegserzählungen lauschte, das Glas ihres Opfers bis zum Rand von neuem füllte, um dann ihrerseits Toni in eine Unterhaltung über die besten Quellen beim Einkauf von Wäsche, sowohl von ganzen Garnituren wie von einzelnen Stücken zu verstricken.

Der Abend wurde reizend. Onkel Otto fühlte sich wie zu Hause. Anfangs hatte er ein bißchen penetrant gelächelt und mit einem Blick auf das junge Paar erklärt, jetzt könne er wenigstens Großmutter Luischens Wißbegier befriedigen, ohne Josias zu fragen – eine Äußerung, die sowohl Toni wie dem Jüngling unverständlich blieb. Bald aber wurde er wärmer und sprach ungeniert mit Toni über die Familie, mit Fred über Börse und Devisen. Der Jüngling erzählte begeistert von seinen erfolgreichen Spekulationen, und Toni überließ sich der Harmonie der Seelen

mit so viel glückvoller Erleichterung, daß sie vollkommen übersah, wie die Person die angeregte Unterhaltung heimtückisch benutzte, um den ahnungslosen Jüngling nach und nach systematisch vollzufüllen.

Der Unglückliche selbst merkte auch nichts. Er war so froh, daß die unangenehme Sache sich so menschlich gelöst hatte, daß er seiner Freude instinktiv durch möglichst häufiges Leeren seines Glases Ausdruck gab. Er war in einer Stimmung, in der er furchtbar gerne den reizenden älteren Herrn auch Onkel Otto genannt und mit ihm Bruderschaft getrunken hätte. Aber so viel Haltung besaß er doch noch, daß er die Initiative dazu dem anderen überließ.

Gegen acht sah Fräulein Gutbier auf ihre Armbanduhr; wenn der „Walfisch" auch, wie der Kellner erklärt hatte, um halb neun geschlossen wurde, spätestens um dreiviertel neun – die Zeit hatte durchaus genügt. Zur Sicherheit bekam sie aber noch Appetit auf einen Likör, und um keinen Verdacht aufkommen zu lassen, bestellte sie für Toni ebenfalls einen. Einen echten Aquavit, der schmecke am besten. Sie wußte ganz genau, daß das Mädchen höchstens einen Tropfen davon über ihre Lippen bringen würde, während sie bei Cherry Brandy oder einem ähnlichen Cousinenschnaps ihrer Sache nicht so sicher war. Fred und Onkel Otto entschieden sich männlich für Kognak, und das hatte die Person gewollt.

Denn natürlich blieb es nicht bei einem; es blieb auch nicht bei zweien, und auf einmal war es dreiviertel neun, und sie mußten aufbrechen. Das Geschäft des Zahlens übernahm Onkel Otto. Er holte eine dicke Brieftasche

heraus und begann mit dem Kellner eine längere Beratung über die Frage der zu erlegenden Milliarden.

Es war eine ganz stattliche Anzahl. Onkel Otto blätterte zwischen seinen Scheinen und stellte fest: Es reicht nicht, worauf er in eine andere Abteilung der Brieftasche griff und einige Dollarscheine zückte.

Bevor er aber dazu kam, mit dem Kellner eine Unterhaltung über den Umrechnungskurs anzufangen, legte Fräulein Gutbier ihre Hand auf seinen Arm: „Gib sie mir. Ich wechsle sie dir."

Otto Voßwinkel lachte: „Sammelst du immer noch, Kleine?"

Die Kleine bestätigte diese Vermutung: „Das ist etwas Reelles. Man weiß, was man hat und hat seine Sicherheit."

Und sie erhielt die Scheine, die sie sorgfältig in ihrem Täschchen barg, und ein paar Extradevisen bekam sie infolge des guten Rotweins auch noch. Worauf sie ihrem Gegenüber eine Anzahl Milliardenscheine reichte, die wiederum der Kellner dankend entgegennahm.

Als sie sich dann erhoben, nickte Erna Gutbier befriedigt vor sich hin: der Jüngling war unschädlich geworden.

Da Toni sich den Namen des Hotels, in dem sie wohnten, selbstverständlich nicht gemerkt hatte, war es nicht ganz einfach, den Jüngling Fred nach Hause zu bringen; denn als er an die frische Luft kam, legten sich seine intellektuellen Fähigkeiten endgültig zur Ruhe. Er verweigerte jede Auskunft; dahingegen konstatierte er immer wieder

mit schöner Beharrlichkeit: „Weißt du, Onkel Otto, du bist ein reizender Mensch! Du bist ein ganz reizender Mensch! Du bist noch viel reizender, und ich habe dich viel lieber als die Toni. Denn der mache ich's doch niemals recht."

Diese Feststellungen hatten zur Folge, daß Fräulein Toni ein peinlich berührtes Gesicht machte, zumal die lautliche Fassung der einzelnen Worte nicht mehr ganz die im gewöhnlichen Leben übliche Klarheit und Festigkeit aufwies.

Fräulein Erna Gutbier aber lächelte stillvergnügt. Sie faßte wieder Tonis Arm, und während Onkel Otto mit dem leicht im Seewind schwankenden Jüngling in möglichst gerader Linie den Weg zum Strande suchte, sagte sie: „Morgen früh lassen Sie ihn erst ordentlich ausschlafen, und dann schicken Sie ihn ins Wasser. Das hilft sehr gut."

Toni war dem Weinen nicht sehr fern. „Es ist ekelhaft," sagte sie mit vor Trauer verschleierter Stimme, „daß Menschen sich so erniedrigen können."

„Ach was," meinte Fräulein Gutbier, „da gibt es ganz andere Dinge. Dies ist ein harmloser Rausch, der gar nichts schadet und eigentlich sehr gut ist."

Toni erwiderte nichts; sie empfand wieder die Kluft, die im seelischen Feingefühl Vorderhaus und Hinterhaus schicksalsmäßig trennt.

Als sie vor dem Hotel angelangt waren, das Toni an einem besonders scheußlichen Vorgartengitter schließlich doch wiedererkannte, lehnte Onkel Otto den Jüngling Fred

zunächst einmal aufatmend an den Zaun und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Dazu fährt man nach Heringsdorf," bemerkte er dazu philosophisch. Toni hätte beinahe geweint; aber Onkel Otto war durchaus auf Frohsinn gestimmt und sagte: „Na, dann wollen wir ihn mal nach oben bringen."

Und sie brachten ihn. Es war nicht leicht. Der Kellner vom Hotel machte zuerst ein erstauntes Gesicht; dann nahm er lebenskundig den Rausch des Jünglings unter der Assistenz eines älteren Ehepaares als Legitimation der beiden Jungen und half, wenn auch hauptsächlich in der Hoffnung auf ein so spät abends nicht mehr erwartetes Trinkgeld, beim Transport des Bankbeamten Neumann.

Onkel Otto brachte den Jüngling Fred zu Bett. Fräulein Gutbier trat mit Toni auf den Balkon hinaus. Die See lag ganz still; das leise Aufklatschen der Wellen hatte in dieser Dunkelheit, durch die nur ein paar große feuchte Sterne glommen, etwas von Traum — als ob man das langsame, schwere Schlagen des eigenen, fernen Herzens hörte. Aus dem Nebenzimmer erklang dazu das Fallen eines Stiefels und die Versicherung des Jünglings, daß Onkel Otto wirklich, aber wirklich ein ganz reizender Mensch wäre.

Die Direktrice lachte und legte die Hand in einer nicht ganz angebrachten Vertraulichkeit auf die Schulter der Jüngeren. „Nehmen Sie es nicht zu tragisch. Eigentlich bin ich ja schuld. Aber vielleicht werden Sie mir noch einmal recht geben. Schließlich habe ich die größere Er-

fahrung, und Sie können davon profitieren. Es täte Ihnen vielleicht überhaupt ganz gut. Wenn Sie einmal etwas wollen – kommen Sie ruhig zu mir."

Toni antwortete nicht, und so sagte Fräulein Gutbier nur noch: „Und nun legen Sie sich auch schlafen. Und nicht vergessen abzuriegeln. Wenn sie so sind, verwechseln sie leicht die Türen. Gute Nacht."

Damit ging sie. Sie wartete lieber unten. Sie wußte aus Erfahrung, daß so etwas nicht so schnell zu erledigen war.

Als sie dann aber wieder allein mit Onkel Otto durch die abendlichen Straßen zu ihrem Hotel wanderte und er lachend von den Entkleidungsschwierigkeiten des Herrn Neumann berichtete, sagte sie plötzlich unvermittelt: „Zuerst dachte ich, es wäre das beste, sie käme mit mir in unser Hotel, und du schliefst dort mit dem Jüngling. Aber das wollte ich dir doch nicht antun, Dicker. Und da habe ich's lieber so gemacht."

Als ich wiederkam, als ich wiederkam...

Toni war am Abend eigentlich entschlossen gewesen, am nächsten Morgen sofort mit dem ersten Zug abzureisen; sie war es während der schlaflosen Nacht noch des öfteren, und zwar nicht ohne Zorn und Gram und Entrüstung in ihrem Herzen. Dann aber kam die Überlegung, daß ein so kurzer Aufenthalt bei ihrer Freundin Inge doch gar zu unwahrscheinlich wäre; es kam am Morgen die

absolut notwendige Rücksicht auf den leidenden Zustand des Jünglings Fred, und beides bewog sie schließlich, die Abfahrt auf den Nachmittag zu verschieben.

Der Bankbeamte Neumann, dem vor der Aussicht, Eisenbahn zu fahren, nicht mit Unrecht graute, und der sich außerdem die Reise nach Neubabelsberg erheblich anders vorgestellt hatte, machte einen schwachen Versuch, für längeren Aufenthalt zu plädieren, stieß aber auf einen Widerstand, der jede Diskussion ausschloß. Toni sagte nur: „Damit wir abends wieder die Person treffen."

Die Rückfahrt war nicht schön. Toni konnte nicht hindern, daß durch das kärgliche Mitleid mit den traurig in einer Ecke lehnenden Resten des Jünglings Fred immer wieder das Erinnerungsbild des gestrigen Abends quoll. Sie sah ihn wieder, wie er als schwankes Rohr von Onkel Otto und dem Kellner die Treppe hinaufgezogen wurde, und wenn sie daran dachte, rückte sie unwillkürlich noch weiter von ihm ab. Sie begriff immer weniger, wie sie auf die Idee dieser Reise hatte kommen können.

Der Abschied war sehr kurz. Der junge Mann hatte das Pech, mitten in dem Satz, mit dem er sich nach dem nächsten Wiedersehen erkundigte, erbarmungslos und ohne Aufhören zu gähnen. Toni sagte infolgedessen kurz und kühl, sie wüßte nicht, sie würde telephonieren. Morgen oder übermorgen. „Adieu!" Damit schwang sie sich auf einen Autobus und war verschwunden.

Unterwegs überlegte sie, wie sie ihre plötzliche Heimkehr motivieren könnte. Sie zog alles mögliche in Erwägung. Zuletzt beschloß sie, dem Schicksal zu vertrauen und einfach

nach Hause zu fahren. Vielleicht hatte sie Glück, und Mama war beschäftigt; dann fiel ihr vielleicht in acht Tagen ein, sich nach dem Grund der raschen Rückkehr zu erkundigen. Mit der Großmutter würde sie schon fertig werden, und Eva fragte grundsätzlich nicht.

Und sie hatte Glück. Zunächst schon damit, daß dieser Abend auf einen Dienstag fiel; Dienstag war Großvaters Skatabend, an dem er all die Jahre trotz Krieg und Revolution und Inflation festgehalten hatte. Die Partner hatten gewechselt; der Abend war geblieben. Etwas Festes muß der Mensch im Leben haben.

Augenblicklich gehörten zur Runde außer Großvater Josias Onkel Heinrich und der Diener Hohenberg, der aber nicht mitspielte, der alte Major Berecke, der die Wohnung über Jordans noch aus den Zeiten besaß, da er beim Wumba, zu deutsch: Waffen- und Munitionsbeschaffungsamt, Kriegsdienste tat, und der Hauptmann Voß, der dort mit ihm den Krieg verlebt hatte, weil er auch bereits nahe an die Sechzig war.

Der Hauptmann Voß hatte sich für diesen Abend abgemeldet, weil seine Frau ausgehen wollte. Major Berecke, von seiner Dienstzeit her im Stellen von Ersatzmännern geübt, hat den Fall sofort geregelt. Er hatte die Reihe der Herren Revue passieren lassen, die ihm seit seinem Abschied halfen, durch Abmieten möblierter Räume seine Zwölfzimmerwohnung den Zugriffen des Wohnungsamtes zu entziehen. Seine Wahl war auf Herrn Hempel gefallen. Herr Hempel hatte Einwände gemacht; der Major Berecke hatte diese mit einem: „Ach was, Sie kommen!“

erledigt, und Herr Hempel hatte sich der militärischen Autorität gefügt.

Also kam es, daß Fräulein Toni Jordan, als sie, ihr Köfferchen in der Hand, den mütterlichen Korridor betrat, plötzlich Herrn Hempel, den Hosenboden, vor sich sah. Er stand bescheiden und freundlich in demselben Anzug wie am Samstagabend vor dem Spiegel und fuhr leicht vorgebeugt mit einem weißen Taschenkämmchen durch seine spärlichen hellblonden Schnurrbarthaare. Er war in diese Arbeit so vertieft, daß er Toni erst bemerkte, als ihr erstauntes Spiegelbild in seinen Gesichtskreis kam. Da fuhr er erschreckt zurück, lächelte dann freundlich und machte, sein Kämmchen grüßend schwingend, eine Verbeugung. „Guten Abend! – Hempel! Ich hatte schon mal das Vergnügen."

Toni nickte und staunte ihn mit sachlichem Interesse an. In diesem Augenblick erscholl aus dem Musikzimmer das harte Aufschlagen einer männlichen Faust auf einer festen Tischplatte, und die tiefe Stimme des Majors Berecke tönte herüber: „Pik As heißt mein Hühnerhund." Hinterher aber kam noch lauter, burgundergekräftigt der Ruf Josias Voßwinkels: „Wo bleiben Sie denn, Hempel, sind Sie immer noch nicht fertig?"

Herr Hempel errötete sichtlich und fuhr verlegen mit dem Kämmchen durch sein ebenfalls lichtblondes Haupthaar. Toni verwirrte ihn, und die Stimmen von drinnen taten das gleiche; so sagte er aufklärend: „Ich bin hier bloß vertretungsweise."

Auf diese interessante Mitteilung wußte Toni keine

rechte Erwiderung. Herrn Hempels Verlegenheit begann auf sie überzugehen: da öffnete sich die Tür zum Speisezimmer, und Frau Amélie erschien. Kaum erblickte sie die Tochter, als sie eilig auf sie losstürzte: „Gut, daß du da bist; mache dich rasch fertig. Wir wollen in die Scala. Elfriede hat telephoniert. Ich weiß zwar nicht, ob man da hingehen kann; aber es soll eine fabelhafte Modenschau sein. Beeile dich also, es ist höchste Zeit. Was das hier wieder nach Zigarren riecht!"

Diese Anmerkung wurde von einem Blick auf Herrn Hempel begleitet, so hoheitsvoll, als sollte er ihm die alleinige Schuld an dem unangenehmen Geruch zuschieben; dann rauschte Frau Amélie wieder hinaus. Toni aber begriff die Situation und ihr Glück, winkte dem Hosenboden, der sich noch immer nicht von ihrem Anblick trennen konnte, einen überheblichen Gruß zu, sagte vergnügt: „Adjö" und verschwand hinter Mama. Der gefährlichste Moment der Heimkehr war überwunden.

Als Herr Hempel das Musikzimmer wieder betrat, mußte er zugeben, daß es tatsächlich nach Zigarren roch. Großvater Josias rauchte, der Major Berecke qualmte, und Onkel Heinrich hatte wenigstens sein silbernes Zigarettenetui vor sich auf den Tisch gelegt. Der einzige, der nichts zur Verbesserung der Luft beitrug, war der Diener Hohenberg.

Dabei war er im Augenblick beinahe die wichtigste Person der ganzen Runde; denn es hatte ein Unglück gegeben. Die Mädchen hatten vergessen, daß es Dienstag war, und hatten nicht für die nötigen Getränke gesorgt;

schon jetzt nach der fünften Runde war das Bier zu Ende.

Nun hätte man ja statt dessen Wein trinken können, aber das wäre dilettantisch gewesen. Zum ernsthaften Skatspiel gehört Bier. Major Berecke lehnte es rundweg ab, Wein zu trinken, und Onkel Heinrich fand es geradezu stillos. Der einzige, der auch an diesen Abenden beim Burgunder bleiben durfte, war Josias. Sein bejahrter Magen rebellierte gegen die kalten Fluten des Nationalgetränkes.

Der ganze Abend war somit gefährdet. Man hatte hin und her überlegt, und schließlich war Josias auf einen rettenden Ausweg verfallen. Er winkte den Diener Eduard heran, der lautlos im Hintergrund für Ordnung und Getränke sorgte, und fragte, zu ihm emporblickend: „Sagen Sie mal, Eduard, Sie kennen doch den Laden von Kietz?"

Der Diener Hohenberg zuckte beim Klang dieses Namens zusammen. „Jawohl, Herr Voßwinkel. Ich kenne auch den Inhaber. Wir waren in derselben Kompagnie."

Josias nickte: „Dieses eben meine ich. Wollen Sie nicht mal auf dem Umweg über Ihre Privatbeziehungen versuchen, dort Bier für uns zu bekommen?"

Der Diener stand schweigend hinter dem Stuhl des Alten. Er blickte auf seinen Herrn. Der aber sagte: „Ja, Eduard, du würdest uns einen großen Gefallen erweisen."

Diese feierliche Formel der Bitte erreichte ihren Zweck. Der Diener Eduard wandte sich zum Gehen. Auf halbem Wege sah er noch einmal zurück: „Darf ich eines der Mädchen —?"

Josias lachte: „Sie dürfen alle Mädchen."

Der Diener Hohenberg fand es unzart, seine andeutende Frage so ins Mehrdeutige hinüberzuziehen. Aber er litt schweigend und ging. Da er ein Psychologe war, wandte er sich in der Küche nicht an Alma, die ihn nicht leiden konnte, sondern an Frida, die ihn verehrte. Er fand es richtiger, sein Ersuchen als Gunstbeweis erscheinen zu lassen.

Das Mädchen Frida erhob zuerst die Augen strahlend zum Gegenstand ihrer Bewunderung, dann sich selbst und schließlich einen Korb. Da Eduard es unerträglich gefunden hätte, im Vorderhaus begleitet von einem Korbe jemandem zu begegnen, benutzten sie die Hintertreppe.

August Kietz wohnte gleich an der Ecke der Courbièrestraße. Er hatte dort bald nach dem Kriege ein Geschäft aufgemacht, für das der Berliner die etwas lieblose Bezeichnung Grünkram zu gebrauchen pflegt. Kietz ärgerte sich über diese Bezeichnung; denn über seiner Türe hing ein großes Schild: Feinkost und Delikatessen. Feinkost für die, welche die Fremdwörter haßten, Delikatessen für die, welche lieber gut aßen. Da er aber in seinem Laden auch Petersilie und Porree, Sellerie, Mohrrüben und Bollen verkaufte, welche Frau Kietz jahraus, jahrein selbst auf ihrem Laubenland erzeugte, sagten die Berliner Grünkram; die feinen Leute gingen vorüber, und Herr Kietz ärgerte sich.

Zu diesem Manne, mit dem er zusammen in Rußland gelegen hatte, wanderte der Diener Hohenberg mit dem Mädchen Frida. Er klopfte diskret und energisch an die

herabgelassene Jalousie des schmalen Fensters neben dem Eingang, klopfte dreimal, um anzuzeigen, daß ein näherer Freund des Hauses Einlaß begehrte.

Es dauerte denn auch nicht lange, da hob sich kreischend die Jalousie, und der Schattenriß des ehemaligen Landsturmmannes Kietz wurde sichtbar. Seine Haltung deutete nicht eben auf freundliche Gefühle; als aber der Diener Hohenberg seinen Namen nannte, nickte der Schattenriß verheißend, die Jalousie sank kreischend wieder herab, und gleich darauf erschien im Eingang für Dienstboten und Lieferanten eine Kerze und hinter ihr Herr Kietz.

Er begrüßte den Gast laut, aber herzlich. Beides war dem Diener Hohenberg peinlich, schon um des Mädchens Frida willen. Aber da er etwas wollte, mußte er stillhalten und samt Frida und der Kerze Herrn Kietz in dessen Behausung folgen.

Er tat auch dieses nicht gern; denn er kannte die Atmosphäre bei Kietzens, das Gemisch von Kartoffeln, Bier, Käse, Sellerie, Heringen und Menschen, das der Bezeichnung Feinkost und Delikatessen geradezu einen Zusatz von Blasphemie gab.

Er hatte richtig geahnt: es roch wie immer. Nach Kartoffeln, Bier, Käse, Sellerie, Heringen und Menschen. Lediglich durch die Tatsache, daß die alte Mutter von Frau Kietz ebenfalls im Zimmer saß und zwei Katzen im Schoß hielt, war diesmal eine besondere Nuance hineingekommen.

Kietz, ein mittelgroßer, blonder Mann mit einem Gesicht, zu dem sein Name gut paßte, nötigte den vornehmen Gast zum Sitzen. „Setz dir, Eduard, und rooch ne

Zigarre; ick hol 'n Kasten Bier," sagte er, den Diener Hohenberg freundschaftlich auf die Schulter schlagend.

Eduard nahm als wohlerzogener Mann dankend Platz, wenn auch nur teilweise, zumal das Mädchen Frida, den Korb am Arm, unbeachtet im Hintergrund blieb. Zu dem Angebot der Zigarre schüttelte er leicht den Kopf; aber er zwang sich zu einem Lächeln und, was ihm schwerer wurde, ebenfalls zu einem Du und sagte: „Du bist sehr liebenswürdig, August; aber eigentlich habe ich nur eine Bitte."

August Kietz blieb in der Türe stehen, über der ein Holzschild in Brandmalerei versicherte, daß Glück und Glas beide bald brächen, sah seinen Besuch etwas mißtrauisch an und fragte, da ihm feine Erziehung abging, geradeheraus: „Wat willste denn?"

Als der Diener Eduard mit verbindlichem Lächeln seine Bitte vorbrachte, hellte sich Kietzens Antlitz sichtlich auf. „Wenn't weiter nischt ist —." Damit verschwand er in der Dunkelheit des Ladens.

Frau Kietz, eine Dame, deren Umfang zeigte, daß der Handel mit Feinkost und Delikatessen trotz des Grünkrameinschlags seinen Mann und ebenso seine Frau auch in diesen harten Zeiten ausreichend ernährte, fand es nunmehr an der Zeit, die Pflichten der Wirtin zu übernehmen. Da sie sich vor dem Diener Hohenberg genierte, hob sie den Kopf, der bis dahin auf dem bequemen Kissen ihres Doppelkinns ausgeruht hatte, zu dem Mädchen Frida, das immer noch stand, und äußerte freundlich: „Frollein, woll'n Se sich nich setzen? Sie wern ooch müde sind."

Das Mädchen Frida lächelte und ließ sich bescheiden auf August Kietzens verlassenem Stuhl nieder.

Aus der Tiefe des Ladens tönte die Stimme des Hausherrn: „Hell oder dunkel? Ick habe Patzenhofer, Schultheiß-Märzen und Radeberger Pilsener. Münchener is alle."

Während die Großmutter mehr freundlich als bedeutsam zu den Katzen äußerte: „Miese miese putzi — miese miese putzi," sagte das Mädchen Frida leicht errötend: „Ich glaub, der gnädige Herr nimmt immer Salvator."

„Ick sag ja," klang Kietzens Stimme, „Münchener is alle." Das Mädchen Frida errötete noch mehr, weil es nicht gewußt hatte, daß Salvator ein Münchener Bier sei.

Der Diener Hohenberg fand einen Ausweg. „Hast du Pilsener in Krügen?"

„Jawoll, ooch Patzenhofer dunkel."

„Also halb und halb," entschied Eduard, „drei Krüge Pilsener, vier Patzenhofer. Ich denke, das wird genügen."

Aus dem Laden klang zustimmendes Grunzen, sowie ein Klappern von Flaschen und harten Gegenständen. Dann erschien August Kietz, ergriff den Korb des Mädchens Frida und packte das Gewünschte hinein. „Zahl'n könn Se morjen, Frollein. Es ist von wejen, wenn's einer sieht. De Irienen passen mächtig auf."

Herr Kietz setzte sich, da seinen Stuhl das Mädchen Frida einnahm, in die andere Ecke des Sofas neben seine Frau, Großmutter und die Katzen saßen im Korbsessel. Er hielt dem Diener Hohenberg von neuem die Kiste mit den Zigarren entgegen: „So eilig wirst es nich haben;

oder verdurscht Ihre Herrschaft schon, Frollein?" setzte er mit einem Versuch zur Galanterie hinzu.

Eduard wußte, was sich gehörte: er blieb. Er zahlte für die Gefälligkeit mit einer Verlängerung seiner Gegenwart. Er zündete sich sogar eine Zigarre an, er trank ein Glas Bier, und er duldete, daß August begann, von ihren gemeinsamen Erlebnissen im Graben und in der Etappe zu berichten. „Da hätten Se'n sehn sollen," sagte er grinsend zu dem Mädchen Frida, „da tat sich was." Der Diener Hohenberg lächelte nachsichtig.

Nach einer Viertelstunde aber brach er trotz der gemeinsamen Erinnerungen auf. Er erhob sich, bedankte sich und gab zugleich der Hoffnung Ausdruck, daß das Geschäft weiter so gut gehen möge wie bisher.

August Kietz schnitt ein Gesicht: „Wat heißt jut jehn. Jut jehn is: wenn de heute soviel verdienst, daß de morjen wieder ebensoviel einkoofen kannst wie heute und daneben noch jrade satt wirst. Jut jehn! Bei dem Jeld, das schon nischt mehr wert is, wenn de's bloß über de Straße trägst. Ja, wenn't vernünftiges Jeld jäbe, und man hätte so eene tausend Märker — ick sage dir, Ede, in vier Wochen wär Borchardt pleite."

Der Diener Eduard, der bei der Abkürzung seines Namens wieder schmerzlich zusammenzuckte, sah sich um. „Das Geschäft wäre schon auszubauen. Aber dazu müssen andere Zeiten kommen. Und dann mehr aufs Feine hin."

Kietz zog die Brauen zusammen: „Uffs Feine? Ick will dir wat sagen: Lieber eenmal vorn Jroschen Suppen-

jrün als zehnmal keenen Kaviar. Jänseleberpastete kooft die Bande doch nich bei mir."

Der Diener Eduard hatte sich inzwischen von Frau Kietz verabschiedet, bei welcher Gelegenheit sie sich leise lüftend von ihrer Unterlage erhoben hatte. Er nickte. „Vielleicht; aber vielleicht könnte man sie gewöhnen. Warum sollte man nicht beides führen."

Und dann ging er, gefolgt von dem Mädchen Frida. August Kietz schloß hinter ihm die Gartenhaustüre ab. Als er sich wieder an dem runden Tisch unter der grünlichen Gashängelampe niedergelassen hatte, schwieg er noch eine ganze Weile, ehe er knurrend sagte: „Uffs Feine — dämliches Aas! Als ob det von selber jinge!"

Der Diener Hohenberg durchbrach diesmal seine Prinzipien und benutzte trotz Korb den Vorderaufgang; denn Frida hatte einen Schlüssel zum Fahrstuhl. So begab es sich, daß sie im Korridor auf Frau Amélie, Eva und Toni stießen, die gerade dabei waren, nunmehr die allerletzten Vorbereitungen zum Aufbruch in die Scala zu treffen.

Dieser Aufbruch wurde durch den Anblick des bierbeladenen Mädchens empfindlich gestört, indem Frau Amélie natürlich sofort hundert Aufträge einfielen, die sie Frida unbedingt noch mitgeben mußte. Der Diener Hohenberg, Psychologe von Beruf, nahm schweigend dem Mädchen den Korb mit den Krügen ab, um ihn in das Zimmer der Herren hineinzutragen.

Zu diesem Zwecke mußte er notgedrungen die Türe öffnen, und kaum hatte er dieses getan, da erscholl auch

bereits die Stimme des Großvaters Josias: „Wollt ihr so spät noch ausgehen?"

Die Frage erheischte bei dem ehrwürdigen Alter des Fragenden eine Antwort, und so ergab es sich, daß die beiden Mädchen in die von Eduard geöffnete Türe traten und Auskunft gaben, während Mama Frida weiter instruierte.

„Also in die Scala geht ihr?" sagte Josias. „Zu dieser nachtschlafenden Zeit?"

Herr Hempel aber, dessen wasserblaue Augen strahlend auf Toni ruhten, meinte freundlich: „Da müssen Sie sich aber beeilen; sonst versäumen Sie die schönsten Nummern!"

Der Gegenstand seines Anstrahlens sah ihn von oben herab an: „Wir gehen ins Kasino, nicht ins Varieté."

Herr Hempel nahm seinen strahlenden Blick schuldbewußt zurück: „Entschuldigen Sie, da war ich noch nie."

Josias kam ihm zu Hilfe: „Da tun Sie recht daran. Tanzen ist für junge Leute, nicht für würdige Bankbeamte wie Sie."

Herr Hempel wandte sich dankbar nach dem Großvater um; aber er schüttelte ablehnend den Kopf: „Nicht darum, Herr Voßwinkel, und dann bin ich nicht mehr Bankbeamter."

„Sie sind nicht mehr bei der Bank?"

„Nein," sagte der junge Mann. „Es ist mir zu unsicher. Ich trau dem Geschäft nicht mehr."

Toni lächelte überlegen: „Alle Leute drängen sich dazu; die Banken haben rasend zu tun und bauen alle, und das nennen Sie unsicher?"

Hempel nickte ernst: „Eben das nenn ich unsicher; glauben Sie mir, mein Fräulein – kaufen Sie keine Aktien, lassen Sie sich nicht mehr mit den Banken ein."

Toni mußte unwillkürlich an den gestrigen Abend denken und an das, was Fräulein Guthier gesagt hatte, als sie Onkel Otto die Dollars abnahm. Aber sie zuckte trotzdem die Achseln: „Wovon soll man denn leben?"

Hempel lächelte: „Nun, es geht auch noch anders."

Und dann machte er eine ergeben ungeschickte Verbeugung vor Frau Amélie, die inzwischen ihre Isoliertheit bemerkt hatte und nun kam, um den Töchtern mitzuteilen, daß es die höchste Zeit sei. Worauf sie durch ein freundliches „Auf Wiedersehen!" die Begrüßung in einen Abschied verwandelte und, gefolgt von den Töchtern, hinausrauschte.

Als die Türe sich hinter ihnen geschlossen hatte, wandte der Major Berecke sich mit einer energischen Wendung zu Großvater Josias: „Herr Voßwinkel, wenn ich noch aktiv wäre und wir lebten in einem anständigen Staat und nicht in dieser gottverdammten Republik – ich glaube, Ihre Frau Tochter ..."

Josias griff nach seiner Burgunderflasche: „Was hat das mit der Republik zu tun?"

Hempel schien auch etwas auf dem Herzen zu haben. Er mischte versonnen die Karten, die der Major ihm gereicht hatte, und sagte plötzlich mit lyrischen Augen und dem sächsischen Klang, in den er verfiel, wenn er seelisch beteiligt war: „Hibsch muß das sein, egal zwei so scheene Meedchen bei sich zu hab'n!"

Worauf der Großvater zornig erwiderte: „Wollen Sie jetzt endlich geben? Dies ist keine Tanzstunde, sondern ein Skatabend. Prost!"

Die Gespräche verstummten, dafür schlugen die Fäuste wieder auf die Platte des Tisches, und die uralt heiligen Stumpfsinnsformeln des Spiels flogen durch die dichten Rauchschwaden. Nur Onkel Heinrich schwieg. Er genierte sich vor dem Diener Hohenberg.

Liebe

In der Garderobe des Scala-Kasinos standen ein paar Smokings, die die Damen kritisch musterten. Frau Amélie warf den Kopf zurück, murmelte etwas von schlechter Erziehung und verschwand im Saal, nachdem Eva vorsichtshalber die Garderobenmarke an sich genommen hatte.

Es wurde gerade getanzt. In feierlich gemessenem Schritte, die Leiber sanft frontal gegeneinander gelegt, die Häupter dafür schamhaft möglichst zurückgebogen, schoben sich auf einem schmalen Durchgangsraum dicht vor der Kapelle Männlein und Weiblein, jedes Durchkommen versperrend, mühsam hin und her mit so ernsten, feierlichen Gesichtern, als wäre Tanzen mindestens so wichtig wie Aktien kaufen. Über der schwankend bewegten Schar leuchtete, mit lyrischer Inbrunst geigend, ein Kapellmeister, schwarz mit weiß gewölbter Hemdbrust. Zu beiden Seiten des Ganges aber, an den Tischen, an die die

Tanzenden dauernd mit ihren unteren Partien anstießen, saßen die nicht am Tanze Teilnehmenden, die Zuschauer, die sich unter den zuweilen verächtlich herabfallenden Blicken der Tanzenden selbst etwas minderwertig vorzukommen schienen.

Über dem Ganzen lag stimmungsvoll das Licht, das von den merkwürdig winkligen Beleuchtungskörpern unter der ebenso merkwürdigen, in schiefen Ecken, Spitzen und Winkeln geschweiften Decke herniedersank, von den Stehlampen auf den Tischen aufstieg. Es hatte etwas Rotes, dieses Licht, obwohl es elektrisch war; das konnte aber auch von der Farbe der Wände kommen.

Da der Durchgang gerade zum Tanzen benutzt wurde, konnte man ihn nicht zum Durchgehen benutzen. Frau Amélie war sehr ungnädig, daß sie warten mußte; denn sie hatte sich bereits auf zehn Uhr mit Elfriede verabredet, und jetzt war es fast halb elf, und Elfriede war kein Mann, den man nach Belieben warten lassen konnte.

Elfriede war vielmehr auch eine Frau. Sogar eine adlige Frau, wenn auch nur eine Frau von Müller. Sie war ebenfalls Witwe; das heißt, sie sagte so, und Frau Amélie, taktvoll wie immer, vermied es daran zu rühren, daß sie die Witwenschaft eigentlich einer Scheidung verdankte.

„Dort drüben sitzt Elfriede," sagte sie zornig. „Es ist unerhört, daß man nicht wenigstens einen Weg offen läßt."

Toni zuckte die Achseln: „Frau von Müller sieht ja, daß wir da sind, und das ist die Hauptsache."

„Die Hauptsache ist, daß wir durchkommen," erwiderte Frau Amélie spitz, und dann begann sie in der Tat, sich zwischen Tischen und Tanzenden langsam, aber energisch hindurchzuzwängen. Den Töchtern blieb nichts übrig, als zu folgen, trotz aller mißbilligenden Blicke.

Frau von Müller saß in dem erhöhten hinteren Teil des Saales unweit der Nische, in der eine Maid in kurzem rosa Kleidchen träumerisch scharfe Getränke mischte. Frau von Müller saß wasserstoffsuperoxydblond und wohlgenährt ganz allein hinter einem Tisch und hatte bisher erfolgreich alle Angriffe Besetzungslustiger abgewiesen; denn sie begrüßte jeden, selbst Frau Amélie und die beiden Mädchen mit Blicken, die da sagten: hier ist besetzt.

Die Mama entschuldigte ihr Zuspätkommen; aber Toni wäre eben erst von Neubabelsberg zurückgekehrt, und dann hätten sie eine halbe Stunde drüben am Eingang warten müssen.

Frau von Müller wußte es zwar anders; aber sie nahm gnädig von der Auffassung der Gegenseite Kenntnis. Sie schien sogar erleichtert, endlich ihre feindliche Miene aufgeben zu dürfen, da nunmehr nur noch zwei Stühle an ihrem Tisch unbesetzt waren.

Sie wollte gerade beginnen, von der zu erwartenden Modenschau zu berichten, als sich plötzlich dicht hinter ihnen ein ohrenbetäubender Lärm erhob. Frau Amélie und Eva fuhren entsetzt herum; Frau von Müller aber blieb seelenruhig sitzen und sog am Strohhalm ihres leeren Limonadenglases; denn sie sagte sich mit Recht, daß sie bei diesem Lärm nicht befürchten mußte, daß die Nebengeräusche am

anderen Ende des Strohhalms in dem leeren Glase unangenehm auffallen würden.

„Es ist nur ein Xylophon," erklärte sie gleichmütig. Was Frau Amélie beim ersten Blick für einen langen Tisch gehalten hatte, auf dem zwölf Herren in Zylinder und Frack wie blödsinnig herumhämmerten, erwies sich in der Tat als eine ungeheure Vergrößerung jenes beliebten Kinderspielzeugs, auf dem wir alle vor dem Verlust unserer musikalischen Unschuld die ersten musikähnlichen Geräusche zu erzeugen pflegten. Da es sich hier um Musik für große Kinder handelte, hatte man das Ding ins Erwachsene übertrieben, und statt eines Kindes arbeiten zwölf ausgewachsene Kinder daran herum.

Die Sache hatte den Vorteil, daß man, solange die Herren in Zylinder und Frack hin und her sprangen und hämmerten, die Unkosten der Unterhaltung sparte. Es konnte niemand, selbst der nächste Nachbar nicht, irgend etwas anderes hören als das Gerassel und Geklapper, das die schmachtende Geige des Kapellmeisters unten im Saal abgelöst hatte.

Frau Amélie verzichtete daher, wenn auch ungern, zunächst auf eine Fortsetzung des Gesprächs und besah von ihrem jetzt erhöhten Standpunkt aus den Saal mit seiner wunderlichen weiß-roten Stimmung und all den gehenden, sitzenden, redenden, trinkenden Menschen. Die Herren sahen meist so aus, als ob sie sich durch ihr bloßes Hiersein sehr vornehm vorkamen; die Mädchen hingegen schienen mehr Wert auf die leiblichen Genüsse, Weintrinken und Tanzen zu legen.

„Dort sitzt der Maler Pechstein," schrie plötzlich, mit dem Strohhalm auf einen der Nebentische weisend, Frau von Müller ihrer Nachbarin ins Ohr. „Der wohnt bei Ihnen im Hinterhaus; früher hat er über mir gewohnt."

„Er wohnt im Hause nebenan," schrie Frau Amélie zurück, und dann setzte sie hinzu: „Mit was für schrecklichen Sachen man heute berühmt werden kann!"

Da die Herren im Frack mit der Bearbeitung ihres Tisches gerade in dem Moment aufhörten, in dem Frau Amélie den letzten Satz begann, klang diese Weisheit, deren Tonstärke noch auf Xylophonbegleitung eingestellt war, laut und vernehmlich durch den Saal, so daß sie an den benachbarten Tischen weitgehende Beachtung fand. Frau Amélie ließ sich dadurch nicht stören, sondern fragte logisch anknüpfend weiter: „Wann beginnt eigentlich die Modenschau?"

Frau von Müller wies mit dem Feldherrnstab aus ihrer Zitronenlimonade in den Saal: „'s fängt grade an."

Sie hatte recht. Zu den Klängen der anderen Kapelle, die schon dadurch angenehmer wirkte, daß sie entfernter war, erschien vom Eingang her ein jüngeres Wesen weiblichen Geschlechts, eingehüllt in ein eng anliegendes Gewand aus blauer Seide, in dem sich reichlich goldene Muster befanden. Für die Bekleidung der Arme hatte der Stoff nicht ausgereicht; ebenso war man unten ziemlich sparsam damit umgegangen und hatte dafür am Halse, vorne und hinten etwas mehr fortgeschnitten.

Das Mädchen kam mit leicht auswärtsgebogenen Schritten heran, den linken Arm auf die Hüfte gesetzt.

Einmal schwang sie die etwas rundlicher geratene Mitte ihres Körpers mehr nach rechts, dann wieder mehr nach links heraus; sie drehte sich, damit man sie von allen Seiten sehen konnte, um ihre Längsachse, blieb mit leicht vorgestelltem Fuß und erhobenem Haupte ein wenig stehen und rauschte schließlich, begleitet von den schmachtenden Geigenklängen und Blicken des Kapellmeisters wieder hinaus.

„Was befehlen die Damen?" klang mitten in das Schauspiel die Stimme des Kellners.

„Gehn Sie weg," sagte Frau Amélie und sog sich mit ihren Blicken an der Rückseite der jungen Dame fest, um ja nicht zu vergessen, wie tief man heute den Ausschnitt ansetzen mußte.

Der Kellner, durch die energische Ablehnung erschreckt, wollte sich wieder entfernen, als Eva sich seiner erbarmte und drei Zitronenlimonaden bestellte. Worauf Frau Amélie natürlich prompt ihre Betrachtung unterbrach, die Limonade ablehnte und für sich Tee verlangte. Dann wandte sie sich dem zweiten Mädchen zu, das in Rot, mit weißem, pelzbesetztem Abendmantel, begleitet von einem befrackten Herrn und Geigen con sordini hereinschwebte.

Toni betrachtete das Mädchen, das nahe an ihren Tisch herankam. Sie musterte den schmalen, hageren Körper und das müde, durch Puder etwas gemilderte Gesicht und sagte plötzlich zu Eva: „Möchtest du so etwas machen?"

Eva sah sie erstaunt an: „Wieso?"

„Es könnte doch sein, daß man auch Geld verdienen müßte."

„Dann würde ich anderes versuchen," sagte Eva ruhig, „mehr durch Arbeit."

„Hältst du dieses nicht für Arbeit?"

„Sicher; aber es ist eine Arbeit für die, die nichts anderes können."

Toni gab keine Antwort. Erst nach einer Weile fing sie wieder an. „Was meinst du, könnte ich machen?"

Eva lachte: „Suchst du einen Beruf?"

Toni machte ein ärgerliches Gesicht. „Quatsch! Aber man denkt doch manchmal an so etwas."

Wäre sie aufrichtig gewesen, so hätte sie zugeben müssen, daß dieses Nachdenken ein Erfolg ihrer gestrigen Unterhaltung mit Fräulein Gutbier war. Ihre Erwägungen kamen von dem Gespräch über den Unterschied zwischen Vorderhaus und Hinterhaus und waren halb und halb ein Protest gegen die Person und ihre bürgerliche Betrachtung des Lebens.

„Tanzen möchte ich," sagte sie plötzlich.

„Geh doch," erwiderte Eva gelassen.

„Nicht so. Anders. Auf der Bühne, nicht hier."

Frau von Müller setzte gerade Frau Amélie die Vorzüge des Stilkleides auseinander, das nie unmodern würde. Sie hatte zwar fünf Rumänen als Mieter; aber man konnte nie wissen, was noch kommen würde in diesen verrückten Zeiten.

„Gestatten die Damen?" sagte da plötzlich eine sonore männliche Stimme mitten in die Unterhaltung hinein.

Frau Amélie sah beleidigt auf, während Frau von Müller kaum den Kopf hebend gleichmütig nickte. Ein schlanker,

glatt rasierter Herr mit dunkeln, tiefliegenden Augen und einem melancholisch eleganten Gehrock stand an ihrem Tisch und hatte fragend seine schmale Hand auf die Lehne des einen der beiden freien Stühle gelegt.

Frau Amélie blieb nichts übrig als ebenfalls ein wenn auch kühles Kopfnicken. Der schlanke Herr dankte und ließ sich nieder. Er bestellte eine halbe Flasche Wein und sah tiefsinnig in das von Zigarettenrauch überschleierte Gewoge.

Frau von Müller war schon wieder beim Stilkleid. Sie behauptete, man müsse damit rechnen, daß die Verhältnisse noch schwieriger würden; schon heute kennte man sich zwischen all den Geldsorten und den vielen Nullen gar nicht mehr aus und wüßte eigentlich nie mehr, ob man billig oder teuer kaufe.

In diesem Augenblick sagte der fremde Gast unvermittelt wie für sich: „O ihr Kleingläubigen!"

Durch Frau Amélie ging ein leichter Ruck der Entrüstung. Frau von Müller aber, die sich gerade eine Zigarette angezündet hatte, betrachtete den Autor dieser tiefsinnigen Anmerkung mit einem langsamen Blick halb von der Seite und sagte, phlegmatisch den Rauch durch die Nase vor sich hin blasend: „Wieso?"

Der Fremde lächelte: „Verzeihen Sie die Einmischung. Mein Zwischenruf sollte nur meiner Verwunderung darüber Ausdruck geben, daß man sich mit Lappalien wie Geld und Dollarstand überhaupt abgibt."

Frau Amélie sah ihn verachtungsvoll an; Frau von Müller aber sagte: „Ihnen muß es ja sehr gut gehen."

Der Fremde lächelte wiederum und fuhr sich mit der Rechten leicht durch sein dunkles, lockiges Haar: „O ja, es geht mir gut, sehr gut, aber in einem anderen Sinne, als Sie meinen."

Das sagte er langsam mit tiefer, leiser werdender Stimme. Frau von Müller erkundigte sich interessiert: „In welchem Sinne geht es Ihnen gut?"

Der dunkle Herr drehte an seinem Weinglas: „In jedem, gnädige Frau. Ich gehe Hand in Hand mit dem Schicksal; wer von den Sternen weiß, ist frei vom Tage."

Frau Amélie verstand nicht alles. Frau von Müller ging es ebenso; da sie schlichterer Gemütsart war, half sie sich, indem sie einfach fragte: „Wie machen Sie das?"

Der melancholische Gehrock hob sein Glas: „Wie ich das mache? Sehr einfach, gnädige Frau. Ich erforsche die Natur und frage die Sterne. Ich treibe wissenschaftlich Menschenkenntnis und verwende ihre Ergebnisse zur Erforschung der eigenen Seele, also daß ich sicher und durch nichts getrübt meinen Weg gehe."

Er hatte Glück: in diesem Moment begannen die befrackten Herren hinten an der Wand wieder, ihren Tisch mit Hämmern und Klopfen zu bearbeiten. Seine Rede konnte sich ungehindert durch neue Fragen in den Seelen seiner Zuhörerinnen auswirken.

Ringsumher standen, gingen, saßen Menschen. In das Rattern der Musik klangen Bruchstücke von Lachen und Reden, mit dem Ganzen zu einem wunderlich unverständlichen Brausen sich verwebend. Das Licht, der Lärm, der

Rauch, die vielen Menschen, alles bekam etwas von Traum und zugleich etwas Trauriges.

Toni kam das zuerst zum Bewußtsein. Sie wandte sich an Eva: „Findest du das hier schön?"

Die zuckte die Achseln. „Allein wäre ich nie hergegangen."

Das große Xylophon verstummte, und der Kapellmeister drüben zog wieder süße Sehnsucht aus der Geige über seiner Hemdbrust. Ein neues Mädchen erschien in schottischer Seide und entzog dem fremden Gast fünfzig Prozent der weiblichen Teilnahme.

Er merkte dieses und beschloß, das Eingebüßte schleunigst zurückzuerobern. Er wandte den Blick teilnahmsvoll auf das schottische Mädchen, das auf kurzen Beinchen herangekommen war und nun seine magere Rückseite in einem tiefen Ausschnitt vorwies, nickte ein paarmal und sagte halb für sich: „Wenn die Kleine wüßte ..."

Er hatte dieses halb für sich lautstark genug gelassen, daß Frau von Müller daran teilnehmen konnte. Sie tat es auch erwartungsvoll und fragte: „Was soll sie wissen?"

„Ihr Los," klang es zurück.

Frau von Müller machte ein ablehnendes Gesicht: „Sind Sie 'n Prophet?" Frau Amélie lachte spöttisch Unterstützung.

Der Fremde aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er füllte langsam sein Glas, trank und sagte mit milder Überlegenheit: „Ich habe kürzlich des Mädchens Horoskop gestellt!"

„Was haben Sie gestellt?" fragte Frau Amélie rasch und spitzig. Sie witterte eine Unsittlichkeit und wollte aus ihrer Ablehnung kein Hehl machen.

„Ich habe ihr Horoskop gestellt," wiederholte der dunkle Herr und fuhr leicht dozierend und definierend fort: „Ein Horoskop ist die Feststellung der Lage und der Beziehungen, welche Erde, Sonne und Planeten im Verhältnis zu einander und zu den Tierkreiszeichen am Tage und zu der Stunde einnahmen, da ein Mensch geboren wurde."

„Ach, Sie meinen einen Planeten?" sagte Frau von Müller enttäuscht, „was man für zehn Pfennig auf dem Jahrmarkt kauft, und dann zieht es ein Papagei aus dem Kasten."

Der schlanke Gehrock lächelte ob solcher Verkennung und schüttelte sein wissendes Haupt. „Mit solchen Taschenspielerstückchen hat die Astrologie nichts gemein. Was ich treibe, ist Wissenschaft wie jede andere und mit genau den gleichen sicheren Ergebnissen. Die Welt will das nur noch nicht sehen."

Wie zum Trost für die Verkennung leerte er sein Glas, hielt aber beim Hinsetzen des leeren Gefäßes plötzlich inne und starrte wie gebannt auf die Nasenspitze der Frau von Müller. „Merkwürdig," sagt er mit halber Stimme, „sehr merkwürdig."

Frau von Müller machte das ungewisse Gesicht, das jeder macht, der den Blick eines anderen fest auf irgendeiner Stelle seines unbedeckten Körpers ruhen fühlt. „Was ist merkwürdig?" fragte sie. „Hab' ich mich schwarz gemacht?" Und sie schielte suchend an ihrer Nase entlang.

Der Fremde schüttelte den Kopf. „Wollen Sie einmal ein wenig Ihren Kopf zurücklegen, gnädige Frau," sagte er halblaut, eindringlich bittend, „nur für einen Moment."

Frau von Müller wurde rot, gehorchte aber. Frau Amélie beugte sich vor und starrte gleichfalls auf die Nase ihrer Nachbarin. Toni wandte sich indigniert ab. Der Herr zog mit raschem Griff ein Blatt Papier und einen Bleistift aus der Tasche und begann, den Blick immer starr auf die befehlsgemäß leicht zurückgebogene Nase der Frau von Müller gerichtet, zu zeichnen. Dabei wiederholte er: „Ganz eigentümlich, äußerst interessant."

„Was ist interessant?" fragte Frau von Müller, die endlich Energie genug aufbrachte, um ihre Nase sinken zu lassen und dafür das Papier mit den Krakeln des Fremden in Augenschein zu nehmen. „Was ist eigentümlich?"

„Die Öffnungen Ihrer Nase, gnädige Frau," sagte er scharf mit etwas heiserer, vor Erregung heiserer Stimme. „Sehen Sie hier."

Frau von Müller faßte unwillkürlich an ihre Nase, um deren aufschlußreiche Öffnungen zu verdecken, und fragte, nasal gedämpft: „Wieso?"

Der fremde Gast hatte auf seinem Papier so etwas wie die Umrißlinie gezeichnet, die eine Nase bei der Ansicht von unten bietet, in diese Form die beiden von ihm als so reizvoll bezeichneten Öffnungen eingetragen und sie der Deutlichkeit halber leicht schwarz schraffiert. „Hier sehen Sie bitte selbst," sagte er und schob das Blatt über den Tisch.

Frau von Müller stierte es intensiv suchend an, ebenso

Frau Amélie. „Ich sehe gar nichts," sagte sie schroff, immer noch ihre Nase in der Hand.

Der Kapellmeister zog gerade ein schmelzendes Adagio aus seiner G-Saite, wozu ein blauseidener Pyama, die Höschen unten zugebunden und oben rot verschnürt, mit neckischem Lächeln hereintänzelte. Von den Tischen, an denen Damen saßen, stieg zischend der bekannte Tzz-Laut auf, der entsteht, wenn eine Dame ein Kleidungsstück sieht, das sie gerne haben möchte und infolgedessen: „Entzückend" äußert. Von dem Tisch, an dem Frau von Müller und die Jordanschen Damen saßen, stieg nichts. Drei Paar Augen blickten starr auf die Skizze einer Nase aus der Wurmperspektive, die zukunftshaltig und aufschlußreich auf etwas angenutztem Papier vor ihnen auf dem Tisch lag.

Der dunkle Herr schwang mit eleganter Geste seinen Bleistift und ließ ihn nochmals die Linie der von Müllerschen Nasenöffnungen entlang gleiten. An einer Ecke blieb er haften und sah auf, gerade in die Augen der Inhaberin dieser Öffnungen. „Sie sind eine sehr energische Frau," sagte er kurz und scharf. „Sie haben sich einmal in Ihrem Leben in einer sehr schwierigen Situation befunden. Einem Manne gegenüber. Sie haben diese Situation gelöst, nur durch Ihre Energie, und sind dabei wie durch einen Zufall einer schweren Gefahr entgangen."

Frau von Müller konnte nicht hindern, daß ihr Mund sich vor Erstaunen bis zum Sichtbarwerden einiger Goldplomben öffnete. Sie dachte an ihre Scheidung, und daß Emil beinahe kurz vor dem Urteil, das ihn schuldig sprach,

hinter die Sache mit dem Oberleutnant gekommen wäre, wenn sie nicht mit wahrhaft übermenschlicher Energie alles geleugnet hätte. „Woher wissen Sie das?"

Der fremde Herr lächelte: „Die Sterne sind überall." Dann versank er in Schweigen, während unten der Kapellmeister alle Sehnsucht liebender Seelen aus den Flageolettönen der E-Saite zog, und ein weißverschleiertes Mädchen die neuesten Erfindungen der Brautmode vorführte.

Toni sah stumm in den Saal hinab, wo der Tanz wieder begonnen hatte und Jünglinge und Jungfrauen sich mit ernsten Gesichtern hin und her schoben, und auf einmal kam ihr dieses Ganze, das sich Vergnügen, Fest an einer Stätte der Lust nannte, seltsam fahl wie mit einer leichten Staubschicht bedeckt vor. Die Farbe an den Wänden schien alt und fleckig, das Licht matt und trübe, die Menschen müde und verwelkt und so, als ob sie dieses alles nur wie Automaten täten.

Sie wunderte sich selbst ein bißchen; denn sonst hatte ihr so etwas immer Spaß gemacht. Schließlich schob sie das Unbehagen auf die Nachwirkung des gestrigen Abends und der Nacht; der in Rotwein ertränkte Jüngling hatte sie durch die Zimmerwand hindurch energisch mit Schnarchen unterhalten.

Vom Nebentisch klang lautes Lachen. Sie sah, wie der von Frau von Müller als Maler Pechstein bezeichnete junge Mann seinen Nachbarn so begeistert auf den Rücken schlug, daß dem der Klemmer fast von der schmalen, schar-

sen Nase gefallen wäre; wie er dann sein Glas hob und unbekümmert um alles, was um ihn saß und stand, strahlend vergnügt in die Welt schrie: „Prost Ede, morjen fängt die Arbeit an."

Toni empfand etwas wie Neid: es mußte schön sein, mit solchem Lachen von der Arbeit des kommenden Tages reden zu können. Zugleich dachte sie wieder an Erna Gutbier und ihre klugen Reden vom gestrigen Abend und wunderte sich, daß das erst vierundzwanzig Stunden her sein sollte.

„Darf ich noch eine Frage stellen?" begann der Fremde von neuem, die letzten Tropfen aus seiner Flasche quetschend. Diesmal hatte er sich an Frau Amélie gewendet.

Sie sah ihn ablehnend an, sagte aber: „Bitte?"

„Sie sind doch bestimmt in der zweiten Hälfte des September geboren," fragte er mit der vorsichtigen Bescheidenheit eines wohlerzogenen Kindes.

Frau Amélie stutzte: „Wie können Sie das wissen?"

Er lächelte: „Ich könnte Ihnen noch viel mehr sagen. Sie ahnen ja nicht, gnädige Frau, wieviel schon die Form ihres Kopfes verrät. Trotz Ihres prachtvollen Haares. Ich gäbe etwas darum, wenn ich Sie einmal mit meinem Kephalometer aufnehmen dürfte."

„Was ist das — ‚Kephalometer'?" fragte Frau von Müller, durch das Fremdwort neugierig gemacht.

„Kephalometer," sagte der Fremde, ohne den Blick von Frau Amélie zu wenden, „Kephalometer ist ein von mir erfundener Apparat, der dazu dient, die Formen des menschlichen Schädelbaus zu erfassen, zahlenmäßig festzulegen und zugleich die elektrischen Vorgänge im Gehirn

elektroskopisch zu bestimmen. Man kann auf diese Weise ganz genau die Grundlagen des Charakters, die ererbten und die erworbenen Eigenschaften, die Grade der Begabungen durch Messen und Abhören feststellen, den Ablauf der Lebensbahn vorausbestimmen und von vielen Schwierigkeiten befreien. Das kephalometrische Horoskop ist die irdische Ergänzung des siderischen Horoskops und vermag mit ihm vereint sämtliche Aufschlüsse zu geben, die wünschenswert und notwendig erscheinen."

Er führte wieder sein Glas zum Munde, aber wieder resultatlos. Dann erhob er sich plötzlich: „Ich bitte um Vergebung, daß ich die Damen so lange von Tanz, Musik und Moden abgehalten habe. Das Leben hat auch sein Recht; aber ich vergesse es immer wieder."

Damit schob er langsam, sehr langsam seinen Stuhl unter den Tisch und verneigte sich mit einem melancholischen Abschiedsblick zunächst vor Frau Amélie. Aber diese nickte nur hamburgisch kühl ein Lebewohl. Darauf wandte er seine Front zu Frau von Müller, wiederholte Blick und Verbeugung, und hier hatte er mehr Erfolg.

Sie nickte nämlich nicht, sondern sah ihn festhaltend an, so daß er unwillkürlich stehen blieb. „Sagen Sie mal," hub sie langsam an, „könnte man nicht einmal, wie nannten Sie das, so eine metrische Untersuchung machen? Ich meine, machen Sie so was?"

Der dunkle Herr richtete sich erleichtert auf; aber er lächelte ablehnend: „Eigentlich nicht, gnädige Frau. Es ist mit diesen Dingen wie mit allem, was an die Seele rührt: man muß sehr vorsichtig sein, sonst richtet man Unheil an.

Aber wenn die Sache Sie interessiert, bin ich gerne erbötig, eine Messung vorzunehmen – wenn Sie mir gestatten, gleichzeitig Ihr Horoskop zu stellen. Nur der Kontrolle wegen. Ich sammle immer noch Material für mein abschließendes Werk. Meine Honorare sind mäßig."

Als er dieses gesagt hatte, erschrak er ein bißchen; denn es paßte nicht ganz zu seiner bisherigen Haltung. Als er aber merkte, daß Frau von Müller nicht psychologisch, sondern sachlich interessiert, das heißt neugierig war, vergaß er seinen Schreck, holte ein Notizbuch heraus und entnahm ihm eine Visitenkarte, die er mit chevalereske Geste Frau von Müller über den Tisch hinüberreichte. Zugleich machte er eine höfliche Verbeugung vor Frau Amélie und sagte: „Liebe."

Frau Amélie rang nach Luft. Am Sprechen hinderte sie gerechte Empörung.

„Er heißt Liebe," sagte in diesem Augenblick drohender Gefahr Frau von Müller und schob die Visitenkarte des Gehrocks in den Gesichtskreis ihrer Nachbarin.

Auf dem Kartonblättchen stand in der Tat groß und deutlich „Leonhard Liebe" und darunter, etwas kleiner, Dozent für Kephalometrie, Astrologie und phrenologische Psychologie. In der einen Ecke stand die Adresse, in der anderen: Sprechstunde von 9 – 6.

Herr Liebe stand immer noch leicht vorgebeugt am Tisch und sah auf Frau Amélie. „Es würde mir eine Ehre sein, den Damen die Grundlagen meines Systems zu erläutern und meine Apparate vorzuführen. Die Wissenschaft schweigt mich tot; desto mehr erfreut die Teilnahme

von Menschen, die Sinn für die noch ungegangenen Wege und für die wirklichen Geheimnisse der Seele haben."

Nach diesem wirkungsvollen Satz schloß er für einen Moment beide Augen, machte noch einmal eine stumme Verbeugung und wandte sich wortlos zum Gehen.

Die beiden Damen sahen ihm mit halbem Bedauern nach; es war schade, daß die aufschlußreiche Unterhaltung über Horoskope, Nasenlöcher, Sterne und Kephalometrie zu Ende war. Und sie hätten ihm wahrscheinlich schweigend und interessiert nachgesehen, bis seine schlanke, hohe Gestalt mit dem lockigen Haupt im bunten Reigen der tanzenden, leichtsinnigen Menschen verschwunden gewesen wäre – wenn nicht gleich darauf mit bescheidener Verbeugung der Kellner an ihn herangetreten wäre und ihm etwas zugeflüstert hätte. Der Dozent Liebe blieb stehen und strich sich mit einer müden Geste über die Stirn; dann brachte er aus der Tiefe seiner graugestreiften Hose eine Handvoll heftig zerknitterter Scheine zum Vorschein und reichte einige dem Kellner hin.

Der faßte in seine Brieftasche und reichte seinerseits dem Dozenten zwei Scheine, die dieser indessen mit hoheitsvollem Schütteln des Kopfes zurückwies, worauf der Kellner leicht zusammenklappte.

Die beiden Damen hatten die kleine Szene beobachtet. Frau Amélie äußerte nichts; Frau von Müller aber bemerkte, sobald Herr Liebe außer Hörweite war: „Ich hätte seinen Wein bestimmt nicht bezahlt; aber hingehen wollen wir doch, nicht wahr?"

Frau Amélie nickte und ertappte sich in diesem Moment

dabei, daß sie das lockige Haupt des Dozenten mit ihren Blicken durch den Reigen der Tanzenden nun doch bis zum Ausgang geleitet hatte.

Ich lasse dich nicht

Das Mädchen Frida wunderte sich. Wenn sie kam und meldete: „Das Telephon für Fräulein Toni," so sprang die Gerufene nicht wie früher auf und sauste unter Mitnahme einiger Stühle und Nippsachen den Korridor entlang, sondern sie blieb ruhig sitzen und erklärte kühl: „Sagen Sie, bitte, ich wäre nicht zu Hause." Sie fragte gar nicht erst — sie war nicht vorhanden. Ihr Instinkt sagte ihr, daß dies die bequemste und reibungsloseste Erledigung unangenehmer Angelegenheiten war.

Unangenehm war ihr die Sache mit dem Jüngling Fred natürlich. Sie dachte nicht gerne daran, daß sie mit ihm nach Neubabelsberg gefahren war; und daß sie nicht gern daran dachte, nahm sie ihm übel. Und weil sie ihm das übel nahm, ließ sie ihn telephonieren, soviel er wollte, und steckte seine Briefe uneröffnet in eine Seitentasche ihres Täschchens, in dem sie vorsichtshalber die wichtigeren Geheimnisse ihres Lebens mit sich herumtrug.

Einmal aber kam sie zufällig am Telephon vorbei, als es gerade klingelte. Aus alter Gewohnheit hakte sie den Hörer ab und erst, als nach ihrer Meldung auf der Gegenseite ein erlöstes „Endlich!" ertönte, wurde ihr klar, daß

sie eine Dummheit, das heißt eine Inkonsequenz begangen hatte.

Während Fred auf seinem Bureau in wohlgepolsterter Zelle sein Elend ins Telephon weinte, überlegte Toni, was sie sagen sollte. Seine ewige Liebe war ihr ein bißchen unangenehm, und daß er es vor Sehnsucht gar nicht mehr aushalten konnte, ebenso. Ihr lag aber daran, zu verhindern, daß er eine der Gefühlsdummheiten beging, zu denen Männer in solchen Lagen sich berechtigt glauben.

„Lieber Fred," sagte sie schließlich, als er eine kleine Pause machte, „lieber Fred, ich kann dir hier am Telephon nicht sagen, was ich dir sagen möchte. Jawohl, Mama, ich komme gleich," setzte sie etwas lauter hinzu, obwohl von Frau Amélie weder in Seh- noch in Hörweite das geringste zu bemerken war.

Dann dämpfte sie wieder ihre Stimme. „Ich weiß nicht, was sie gemerkt haben, aber gemerkt haben sie etwas, und deswegen ist es das beste, wenn du nicht schreibst und wir uns vorläufig nicht sehen. Wenn alles wieder in Ordnung ist – gleich Mama! – melde ich mich sofort."

Fred erkundigte sich schüchtern, wie lange das noch dauern könnte.

„Das kann ich nicht sagen," erwiderte sie, schon ein bißchen ungeduldig, „aber ich hoffe bald. Und nun sei vernünftig. Mir zuliebe."

Am anderen Ende versicherte der Bankbeamte Neumann, er wüßte nicht, was er ihr zuliebe nicht sein würde, worauf sie etwas freundlicher antwortete: „Das ist lieb von dir, Teddy, und nun leb wohl, und auf Wiedersehen."

Damit hängte sie den Hörer wieder an, blieb stehen und horchte umher, ob auch niemand sich in Hörweite befunden hätte. Von der Großmutter wußte sie, daß sie in der Küche war; denn das Mädchen Frida war soeben vom Einkaufen zurückgekommen. Da Frau Amélies Stimme ebenfalls von dort erklang, war sie beruhigt. Im Abgehen sah sie das Telephon mit einem beinahe zornigen Blick an: „Eigentlich hätte ich sagen sollen, ich mag nicht mehr. Aber das versteht er nicht. Es ist schon besser so."

Wäre es nach ihr gegangen, so wäre die Angelegenheit damit erledigt gewesen. Der liebe Fred hätte geduldig gewartet; sie hätte ihn geduldig warten lassen und hätte schließlich überhaupt nicht mehr an ihn gedacht und die Reise nach Neubabelsberg als nie unternommen betrachtet. Es wäre ihr nicht einmal schwer gefallen.

Die Sache hatte nur einen Haken: am anderen Ende stand der Bankbeamte Neumann. Er war zwar nur ein Mann, aber immerhin ein menschliches Wesen, das heißt ein Wesen mit Gefühlen. Und diese Gefühle galten ihr, mit aller Energie, deren sie fähig waren.

So war es kein Wunder, daß Tonis hübsche, glatte, reibungslose Erledigung der Angelegenheit eines schönen Tages ein Loch bekam. Ein Loch ganz einfach dadurch, daß plötzlich auf der Maaßenstraße, dicht beim Lützowplatz, der Jüngling Fred vor der durch sein plötzliches Erscheinen etwas erschreckten Toni stand.

Er zog seinen Hut, sie lächelte: „Guten Tag, Fred, wie geht's?" Dabei fiel ihr ein, daß sie früher, wenn sie sich lange nicht gesehen hatten, ihn nur mit dem freudigen

Rufe „Teddy!“ begrüßt hatte. Wie sich die Zeiten doch ändern!

Freds Gesicht verhieß trotz ihrer freundlichen Anrede nicht viel Gutes. Sie kannte dieses Gesicht. Wenn er so aussah, hatte er immer etwas Dramatisches vor.

Es dauerte denn auch nicht lange, da nahm der beinahe mit Teddy Angeredete seinen Anlauf. Er zog den Hut ab, er sah starr geradeaus und sagte dumpf: „Was hast du dir eigentlich dabei gedacht?“

Für persönliche Auseinandersetzungen ist die Nordseite des Landwehrkanals, das Herkulesufer und die Königin-Augusta-Straße, wegen des geringeren Fußgängerverkehrs dem Südufer entschieden vorzuziehen. Toni drängte also den dramatischen Freund wortlos um den Lützowplatz herum gegen die Herkulesbrücke ab. Im Bann seiner Gefühle ließ er sich widerstandslos drängen.

Infolge dieser Verkehrsregelung hatte sie vergessen, was sie auf seine Frage antworten wollte, und antwortete zunächst gar nicht, also daß er noch einmal ebenso dumpf, mitten auf der Herkulesbrücke wiederholen mußte: „Was hast du dir eigentlich dabei gedacht?“

Hätte Toni der Wahrheit die Ehre gegeben, so hätte sie gestehen müssen, daß sie sich überhaupt nicht viel gedacht hatte. Das konnte sie ihm aber nicht gut sagen. Infolgedessen seufzte sie nur tief und bemerkte mit ebensolchem Augenaufschlag: „Ach Fred!“ Beinahe hätte sie wieder Teddy gesagt.

Diese Auskunft schien den Bankbeamten Neumann nicht ganz zu befriedigen. Er schwieg, aber er schwieg un-

heilverkündend. Und als sie unter den gelben Kastanien den schmalen Weg am Ufer hingingen, vor sich nichts als einen rötlichen Kinderwagen in großväterlicher Begleitung, da brach er los. Immer noch gemäßigt, wie es sich für einen wohlerzogenen jungen Mann gehört, aber er brach. Er kanzelte die junge Dame an seiner Seite gehörig ab.

Was sie sich eigentlich gedacht hätte, fragte er sie ein drittes Mal. Ob sie sich eingebildet hätte, daß er, Fred Neumann, sich derart behandeln ließe? Ob sie überhaupt der Meinung sei, daß man Menschen und nun gar männliche Menschen behandeln dürfe wie alte Regenschirme oder wie abgenutzte Handschuhe. Daß sie egoistisch wäre und nur an sich dächte, hätte er längst gewußt, daß sie aber so naiv wäre zu denken, daß sich jemand eine derartige Behandlung ohne Widerstand würde gefallen lassen, das hätte er doch nicht gedacht. Sie ihrerseits aber dürfe ihn nicht für so naiv halten, daß er wie weiland Ritter Toggenburg jede Behandlung hinnehmen und sich mit einem Blick nach ihrem Fenster Kurfürstenstraße 126c begnügen würde.

Der Vergleich mit dem Ritter Toggenburg schien ihm zu gefallen; denn er gebrauchte ihn noch zweimal. Daß das Zimmer Tonis auf den Hof hinausging und er sich zum Zwecke des Blickens zu Frau Luise Niederstädt hätte setzen müssen – das vergaß er.

Auf Toni machte dieser Vergleich ebensowenig Eindruck wie der übrige Zustand Fred Neumanns. Sie bedachte lediglich das Problem: Was sage ich ihm, das ihn beruhigt und mich nicht festlegt.

Als er endlich schwieg, legte sie leicht ihre Hand auf

seinen Arm, sah ihn an und sagte bittend: „Fred —" Hier machte sie eine kleine Pause, und dann kam es leiser, gefühlvoller: „Teddy!"

Sie hatte sich nicht verrechnet. Fred schwieg zwar zunächst weiter, aber er sah sie dabei wenigstens an, und schließlich kurz vor der Hohenzollernbrücke äußerte er: „Na ja."

Toni atmete erleichtert auf: das Schlimmste, eine Unterhaltung in erhobener Tonart, die Begegnende interessieren konnte, war vermieden.

Sie streichelte noch einmal seinen Ärmel: „Fred!" und dann seufzte sie: „Du weißt ja nicht, wie schwer ich es habe."

Sie hätte dieses nicht sagen sollen. Denn die Technik, einen berechtigten Angriff durch Erregen von Mitleid im Angreifer zu parieren, lag gar zu offen zutage. Freds Antlitz umdüsterte sich von neuem; er bemerkte kurz und scharf: „So siehst du aus."

Toni machte ein gekränktes Gesicht, aber sie tat, als ob sie nichts gehört hätte, rückte wieder etwas näher und äußerte: „Ich habe ja so oft an dich gedacht."

Fred sah sie böse an: „Ich will nicht wissen, ob du an mich gedacht hast. Ich will wissen, was du dir gedacht hast."

Seine Zähigkeit war peinlich. Es blieb also nur übrig, ebenfalls zäh zu sein und zum Gegenangriff überzugehen.

Und Toni ging. „Was ich mir gedacht habe," sagte sie in einem Ton, als ob sie niemals Teddy gesagt hätte. „Ich habe versucht, anständig und schmerzlos einem Zustand ein Ende zu machen, der nicht mehr erträglich war."

Fred lachte: „Anständig und schmerzlos? Für dich — für dich. An mich hast du überhaupt nicht gedacht.“ Und er machte wieder sein dramatisches Gesicht.

„Ich habe gerade an dich gedacht,“ versuchte es Toni noch einmal. „Ich wollte dir das Peinliche eines Wiedersehens ersparen nach jenem Abend in Heringsdorf, an dem du ...“

Sie suchte nach dem mildesten Wort, um jenen Zustand zu charakterisieren, in den ihn der Rotwein des Fräulein Gutbier versetzt hatte. Aber Fred Neumann fiel ihr ins Wort: „Erstens hast du mich bereits am Morgen nach jenem Abend wiedergesehen, und zweitens war an der Geschichte überhaupt nur die Person schuld. Ich seh nicht ein, daß ich darum wie ein alter Handschuh behandelt werden soll.“

Toni schwieg gekränkt. Der Jüngling Fred aber, dem die Zwischenzeit offenbar vieles von seiner bisherigen Sanftmut genommen hatte, sprach weiter: „Ich will jetzt wissen, warum ich seit dem Tage Luft für dich gewesen bin, und ob du gedenkst, mich weiter so zu behandeln.“

Toni schüttelte den Kopf: „Das ist ja alles Unsinn. Ich denke nicht daran. Ich habe nur keine Zeit.“

Der Bankbeamte Neumann stieß ein höhnisches Gelächter aus: „Du und keine Zeit! Jeden Tag habe ich bei euch angerufen. Niemals bist du zu Hause. Mehr als einmal habe ich dich von meinem Bureau aus gesehen und von Schaufenster zu Schaufenster beobachtet. An keinem Blusengeschäft kamst du vorbei, und wo es Wäsche gab, auch nicht. Du bist genau wie früher.“

Toni bekam einen leisen Schreck. Sollte er wirklich? Dann machte sie ein beleidigtes Gesicht: „Du täuschest dich. Ich arbeite."

Der Jüngling lachte noch gellender als zuvor, also daß Toni sich scheu umsah, ob auch niemand in der Nähe wäre: „Du arbeitest? Was denn, bitte?"

„Wir wollen umkehren," sagte Toni. Sie waren am Reichsmarineamt angelangt. Am Schöneberger Ufer drüben wurden die ersten Gaslaternen angezündet.

Ein Weilchen wanderten sie schweigend unter den schon halb entlaubten Kastanien wieder der Herkulesbrücke zu. Toni hoffte im stillen, Fred würde durch die Umkehr seine Frage vergessen haben. Aber sie hoffte vergebens. „Also was arbeitest du?" begann er mitleidslos von neuem.

„Ich suche Arbeit," sagte Toni.

Fred stieß einen unartikulierten Laut des Hohnes aus. „Dazu ist jetzt die beste Zeit. Was suchst du denn für Arbeit?"

Toni saß fest. Tausend Möglichkeiten gingen ihr durch den Kopf. Schließlich half sie sich: „Darüber möchte ich noch nicht sprechen."

„Das heißt auf deutsch, du schwindelst."

„Fred," sagte sie scharf und beleidigt.

Er machte ein liebenswürdiges Gesicht: „Bitte sehr?"

Toni begriff, daß so nicht mit ihm fertig zu werden war. Sie überlegte einen Augenblick, dann sah sie ihn voll an: „Also was willst du, Fred?"

Jetzt war er ein bißchen überrascht. „Was ich will?"

Er machte wieder das dramatische Gesicht und stieß hervor: „Dich."

Toni lachte: „Fred, hab dich doch nicht."

Aber der Bankbeamte Neumann war auf die tragische Gebärde versessen: „Jawohl," sagte er, „ich will dich. Schneide kein Gesicht: es ist so. Es tut mir leid, und du verdienst es nicht. Aber ich halte es nicht aus ohne dich. Ich will dich sehen wie früher. Ich will mit dir zusammen sein. Meinetwegen will ich dich heiraten."

„Um Gottes willen!" sagte Toni.

Er achtete nicht auf ihren Einwurf. „Ich lasse mich nicht hinauswerfen. Es war nicht meine Schuld, daß die Fahrt so — so anders ausging, als wir uns das gedacht hatten."

Ich bin sehr froh, daß sie so ausging, dachte Toni, aber sie sagte: „Ich habe dir nie einen Vorwurf daraus gemacht."

„Du hast mich fortgeworfen," beharrte er. Er kam von dem dramatischen Roß nicht mehr herunter.

„Ich habe doch aber keine Zeit," sagte Toni.

„An Schaufenstern zu stehen und Preise zu vergleichen, dazu hast du Zeit," behauptete Fred und machte halt; denn sie waren wieder an der Herkulesbrücke angelangt. Die Laternen auf ihrer Seite des Ufers waren jetzt ebenfalls angezündet.

Toni überlegte, ob sie noch einmal umkehren sollte. Aber es schien ihr besser, nach der Kurfürstenstraße zurückzugehen; dort war es leichter, sich zu verabschieden. Sie versuchte es noch einmal mit dem versöhnlichen Ton:

„Du glaubst mir nicht, Fred; aber es ist doch so. Ich will arbeiten. Das Leben ist so unsicher — man weiß niemals. Ein Mensch in meinem Alter muß etwas tun. Du kannst doch nicht verlangen, daß ich um deinetwillen darauf verzichte, mir mein Leben einzurichten, wie ich es brauche."

Fred sah sie überlegend an. „Ist das wahr?"

„Ja," antwortete Toni so eindringlich und überzeugt, daß sie sich bereits an einer Schreibmaschine sitzen sah.

Fred überlegte wieder: „Und deswegen kannst du mich nicht mehr sehen?"

„Nur deswegen," sagte sie erleichtert.

Fred schwieg. Unter der Laterne an der Ecke der Maaßen- und Kurfürstenstraße blieb er stehen: „Schön, ich will dich natürlich am Arbeiten nicht hindern, wenn du glaubst, daß du das brauchst. Es kann ja sein, daß du's wirklich noch einmal nötig hast. Aber das sage ich dir: beschwindeln lasse ich mich nicht."

„Aber Fred!" entrüstete sich Toni.

Der Bankbeamte Neumann lachte grimmig; „Meine Liebe, es wäre nicht das erstemal. Ich will Geduld haben. Aber nur Geduld. Ich lasse dir Zeit; aber ich behalte mir meine Ansprüche vor."

„Ansprüche?" fuhr sie empört auf.

„Ja," sagte Fred Neumann, „Ansprüche. Du bist mit mir auf Reisen gegangen; Menschen, die dich kennen und mich kennen, sind uns begegnet. Daraufhin könnte ich verlangen, daß du mich heiratest."

Toni sah ihn mit leiser Besorgnis an: „Ist dir nicht wohl, Fred?"

„Ich verlange es nicht," sagte er heftig; „aber ich behalte mir meine Ansprüche vor. Wenn du arbeitest, um etwas zu werden — schön. Ich werde dich nicht stören. Ich werde warten. Aber ich passe auf. Ich lasse mich nicht aus deinem Leben hinauswerfen."

„Wie einen alten Handschuh. Ich weiß," sagte Toni.

Fred überhörte die Malice; er war wieder im Pathos, obwohl sie sich bereits dem Hause Kurfürstenstraße 126c bedenklich näherten. Toni hatte dieses Gebäude selten mit so erleichterten Gefühlen betrachtet wie jetzt.

„Ich werde morgen abend auf eine Stunde zu euch kommen," erklärte er auf einmal sachlich.

Toni sah ihn erschrocken an.

„Jawohl," sagte er, „schon deiner Mutter wegen; sie muß ja auf alle möglichen Gedanken kommen, wenn ich plötzlich wegbleibe."

„Das glaube ich nicht," beruhigte ihn Toni, „sie hat an anderes zu denken. Außerdem weißt du ja —"

„Sie mag mich nicht, ich weiß," gab Fred zu, „aber ich komme doch. Ich habe dir schon einmal gesagt: ich lasse dich nicht."

„Aber Fred," bemerkte Toni vorwurfsvoll.

„Mir ist alles gleich," versetzte er düster, „ich habe jede Scham verlernt."

Toni schauderte.

Vor dem Hause verabschiedete sich der Bankbeamte Neumann. „Also auf morgen," lächelte er wild, „ich freue mich, dich wiederzusehen."

„Ich mich auch," sagte Toni.

Fred lächelte noch wilder: „Das ist lieb von dir. Freue dich nur."

Damit ging er.

Hintertreppe

Die Folge dieser Unterredung war, daß Toni nicht gerade behaglicher zumute wurde. Sie vermied es, allein zu sein, verbrachte den Abend, da sie nichts Besseres vorhatte, im Kreise ihrer Lieben und begann am nächsten Vormittag tatsächlich über eine Beschäftigung nachzudenken.

Am Nachmittag wollte sie in die Stadt. Sie hatte sich gerade zum Gehen fertig gemacht, da kam Frau Amélie in Hut und Mantel den Korridor entlang gerauscht. „Vergiß bitte nicht, daß wir heute zu Luise zum Gratulieren müssen. Einen Kuchen habe ich schon gekauft. Du kannst ihr den großen Aluminiumkochtopf mitnehmen, den ich neulich mitgebracht habe. Für uns ist er zu klein."

Damit verschwand sie in der Küchentür. Toni war von der Aussicht auf Geburtstagsbesuch bei Luise nicht gerade erbaut; aber sie sah ein, daß hier kein Sträuben half.

Luise war nämlich Frau Niederstädt, die Gattin Herrn Niederstädts im Gartenhaus parterre links. Der Besuch galt ihr aber nicht in ihrer Eigenschaft als Eheweib dieses würdigen Mannes, sondern galt ihrer unverehelichten Vergangenheit, in der sie viele Jahre Kindermädchen und

Helferin im Hause Jordan gewesen war. Frau Niederstädt war jenes Mädchen, das für Hamburg und nicht für Nordsee gewesen war; sie hatte gerecht, aber streng die Kinder erzogen, wenn Frau Amélie nicht zu Hause war — und Frau Amélie war oft nicht zu Hause —, bis sie eines Tages fand, daß es richtiger wäre, ihre Strenge und Gerechtigkeit einem männlichen Wesen zuzuwenden, worauf sie den Schuster Niederstädt heiratete, der schon damals im Gartenhaus parterre links des Hauses in der Kurfürstenstraße wohnte.

Daß sich trotz dieser Ehe die Beziehungen zur Familie Jordan nicht lösten, versteht sich, da Frau Amélie aus Hamburg stammte, von selbst. Sie war fürs Patriarchalische, und zu Luise paßte das Patriarchalische auch, obwohl sie aus Berlin war. Sie kam zur Aushilfe, wenn man sie brauchte; sie übernahm Gänge, wenn keiner verfügbar war; dafür aber verlangte sie einmal im Jahr als selbständige Individualität gewertet zu werden, und das war an ihrem Geburtstag, oder genau genommen am Tage vor ihrem Geburtstag.

Denn der Zufall hatte es gefügt, daß Luise am selben Tage das Licht der Welt erblickt hatte wie Frau Amélie. Da es nicht anging, daß die Jordanschen Damen an diesem Tage nachmittags zu Luise hinunterstiegen, hatte man sich seit langem dahin geeinigt, daß die Gratulationscour bei Niederstädts vierundzwanzig Stunden vordatiert wurde.

Am Tage vor ihrem Geburtstag mußte Frau Amélie mit den Mädchen zum Gratulieren; sie mußte Kaffee

trinken und Kuchen essen, vielen Kuchen. Diesen Kuchen aber mußte sie selber mitbringen, und sie mußte noch mehr mitbringen; denn Frau Luise Niederstädt wußte, was sich gehörte, und hätte es selbst in diesen Zeiten schwer übelgenommen, wenn man das Wichtigste an einem Geburtstag, die Geschenke, vergessen hätte.

Weil dem so war, stiegen am Nachmittag die drei Damen der Familie Jordan — Großmutter Luischen war wegen hohen Alters vom Gratulieren dispensiert und durfte sich mit einem Geschenk begnügen — treppabwärts, aber nicht etwa ohne Hut; denn Frau Niederstädt hielt auf vollen Kriegsschmuck und wäre tief gekränkt gewesen, wenn die Gäste unvollständig bekleidet erschienen wären. Sie zogen über den Hof ins Gartenhaus parterre links, wo es nach Leder roch, untermischt mit einem kräftigen Einschlag von Kaffee-Ersatz, und klingelten.

Und wie nachts vor Herrn Hempel, so erschien jetzt vor ihnen im Rahmen der Türe ein dunkles Etwas; dieses dunkle Etwas aber war durch eine breite weiße Schürze als weiblichen Geschlechts gekennzeichnet, damit die Besucher sofort wußten, wen sie vor sich hatten, und sagen konnten: „Guten Tag, Luise."

Sie sagten es, und sie traten ein, und alles vollzog sich wie immer. Sie mußten ablegen und mußten in die Stube, die an diesem Ehrentage ausnahmsweise auch bei Tage in Benutzung genommen wurde. Frau Amélie mußte sich auf das Sofa setzen, und Frau Niederstädt setzte sich neben sie. Die Mädchen kamen auf die Stühle rechts und links vom Tisch, und an die Längsseite gegenüber durfte sich

zuletzt auch Niederstädt niederlassen. Obwohl er eigentlich nur Staffage war.

Das äußerte sich gleich zu Beginn darin, daß Frau Luise würdevoll sagte, „Niederstädt, gieß ein, aber daß de mir keine Flecken machst."

Niederstädt gehorchte. Frau Luise aber wandte sich zu ihrer Nachbarin und sagte unter leichtem Kopfschütteln: „Es is nischt mehr mit Niederstädten. Er war ja man immer bloß Flickschuster; aber jetzt kommt er über Flicken jar nich mehr raus. Die letzten Sohlen hat er Ostern jehabt, und ein Jummiabsatz is ne jroße Sache. Ick wees nich, was noch werden soll. Fünfhundert Millionen een Paar Sohlen — wenn da de Welt nich verrückt jeworden is. Es is keen Wunder, wenn alle Leute Jummi tragen. Wenn ick det so vorherjewußt hätte, ick wees nich, ob ick'n jenommen hätte."

Damit ergriff sie ein großes Messer und begann, ohne Niederstädt eines Blicks zu würdigen, den Kuchen zu zerlegen, den Frau Amélie pflichtgemäß mitgebracht hatte. „Schillings wird ooch alle Jahre kleener," sagte sie dabei, „aber jut is er. Niederstädt, du darfst ooch 'n Stück nehmen."

Nach diesem Lob, das Frau Amélie für das mitgebrachte Geschenk erhielt, wandte sich Luisens Kritik den anderen Dingen zu. Zunächst weckte der Aluminiumtopf ihr Interesse. „Der is jut für Erbsen," sagte sie, den Boden prüfend beklopfend. „Neu is er doch?"

Sie hob die Kehrseite des Gefäßes dicht an ihre Nase. Da es in Zimmern Gartenhaus parterre selbst um frühe

Nachmittagsstunden ziemlich dämmrig zu sein pflegt, entgingen ihren spähenden Augen die leisen Anzeichen einiger Berührungen der Bodenfläche mit brennendem Gas. Sie nickte befriedigt. „Da kann ick gleich für zwei Tage kochen, und Niederstädt wärmt uff."

Sie setzte den Topf beiseite und griff nach dem nächsten Stück, einer gestreiften Schürze, die Eva gespendet hatte. „Natirlich ze enge," sagte sie streng, „det is heute allens man blos für de Spliddrigen." Dann befühlte sie kritisch den Stoff: „'n paar Wäschen wird er ja aushalten."

Eva lachte: „Aber Luise, ich werde dir doch nichts Schlechtes mitbringen!"

„Mein ick ooch nich," sagte Frau Niederstädt ruhig, „aber wat se dir in de Hand jedrückt haben, will ick sehn. Niederstädt, ließ ein," und sie wies mit ausgestrecktem Zeigefinger auf Frau Amélies Tasse.

„Wat hast'n du mit deinen Kopp jemacht?" wandte sie sich plötzlich streng und unvermittelt an Toni.

Die lachte: „Wieso?"

„Ick meene, wo hast'n deine Haare jelassen?"

„Ach, du meinst meinen Bubikopf?"

„Quatsch," sagte Frau Niederstädt, „ick meene, det du dir de Haare abjeschnitten hast und hattst es doch jarnich nötig. Wenn eener und hat keene und schneid se denn ab, denn will ick nischt sagen; aber wenn eener un hat welche und schneid se doch ab, denn is er 'n Dussel. Niederstädt, ließ ein." Und sie wies auf ihre eigene Tasse.

Toni tat das Vernünftigste, was sie tun konnte: sie lachte und sagte gar nichts. Frau Luise aber ergriff die

Markttasche, die Großmutter Luischen geschickt hatte. Sie prüfte die Weite und prüfte die Tiefe, zog an den Bügeln und nickte befriedigt: „Det die olle Frau noch immer so jut Bescheid weiß. Die läßt sich nischt vormachen. Det kommt, weil sie früher allens selber jemacht hat. Und selber machen is de Hauptsache. Die hält, bis se mir mal raustragen. Niederstädt, hol mal den andern Kuchen."

Niederstädt erhob sich stumm und ging langsam in die Küche, von wo er mit einem großen Napfkuchen wiederkam.

„Aber Luise," sagte Frau Amélie, „das ist ja Verschwendung."

Frau Luise aber sagte: „Tritt nich immer uffn Teppich, Niederstädt. Jeh außen rum. Du tust jrade, als ob er dir jehört, und kannst'n nich schnell jenug klein kriejen."

Dann wandte sie sich erklärend zu Frau Amélie: „Uff de Bank hats neulich Zucker jejeben, und die jungen Herrn, wo keenen brauchen, hab'n mir jeschenkt, und det Mehl hab ick jekauft, wie ick neulich de Zimmer vom Direktor extra reinmachen mußte. Da hat er mir 'n kleenet Jeldstück jejeben und hat jesagt, det wär holländisch, und davor sollt ick mir man wat koofen. Der Kerl, der Kietz, wollts nich nehmen, und seitdem jeh ick nich mehr bei ihn. Aber der Kaufmann drüben hat mir drei Pfund Mehl davor jejeben, und davon is der Kuchen."

„Sie hätten sich das Geld aufheben sollen," sagte Frau Amélie, „weil es seinen Wert behält." Frau Niederstädt aber schüttelte den Kopf: „Nee, ick heb mir wat anders auf."

Toni sah sie neugierig an: „Was denn, Luise?"

Das faltige Gesicht des ehemaligen Kindermädchens bekam einen fast träumerischen Ausdruck: „Det will ick dir janz jenau sagen: ick heb mir ne Handvoll von die Scheine jetzt auf, von die Millionen."

Toni sah sie verständnislos an; Frau Niederstädt aber fuhr fort: „Einmal muß die Welt doch wieder vernünftig wer'n un all das aufhörn mit alle Tage teurer, und daß 'n Brot 'ne halbe Million kost, und wat wees ick. Eenmal muß 'ne Mark wieder 'ne Mark werden und 'n Jroschen 'n Jroschen — und denn hab icks. Und wenns am Ende auch weniger is, wie druff steht, meinetwejen de Hälfte — denn jeh ick hin un koof mir 'ne Laube mit Niederstädt, und wenn 't jut jeht sogar 'n kleines Haus, un denn steh ick nich mehr alle Morjen um viere uff un jeh reine machen."

Toni lachte, und auch Eva lächelte ein bißchen: „Aber Luise, glaubst du das wirklich? Dann würden wir doch alle Millionäre sein. Und das geht doch nicht."

Luise Niederstädt nickte: „Meinetweejen, ihr seid ja sowieso schon Millionärs, und da kommt es nich druff an. Aber eenmal muß Jerechtigkeit werden, und ick denk mir, det is am leichtesten, wenn alle viel haben. Heut haben de meisten nischt, und bloß 'n paar haben alles. Ick denke, es is viel besser, wenn ooch 'n armer Mensch mal 'n bisken wat hat; 'n Reicher kann ja ruhig noch mehr haben."

Eva lächelte: „Luise, Luise, du bist doch sonst eine so vernünftige Frau."

Frau Amélie aber sah ebenfalls träumerisch zum Fenster

hinaus und meinte: „Vielleicht ist das gar nicht so dumm, und Luise hat da einen ganz richtigen Gedanken. Es geht doch jetzt; warum sollte es später nicht auch gehen?"

Das Hinaussehen aus dem Fenster hatte sie aber offenbar auf eine andere, weniger volkswirtschaftliche Idee gebracht; denn sie wandte sich plötzlich zu ihrer Nachbarin: „Sagen Sie mal, Luise, eigentlich wohnen Sie hier doch schrecklich eng. Können Sie denn nicht mal tauschen? Neulich war doch drüben auf der anderen Seite des Korridors die Wohnung der alten Frau Endrulat frei, die sich mit Leuchtgas vergiftet hat. Warum haben Sie denn die nicht genommen? Da ist ein Zimmer mehr, und Niederstädt hätte seine Werkstatt haben können und brauchte nicht in der Küche zu arbeiten."

Frau Niederstädt schüttelte energisch den Kopf: „Nach drüben tauschen? Ick wer mir hüten. Wat Niederstädt is, der kann sein bißchen Kram ruhig in de Küche machen, die is noch ville zu jroß dazu. Niederstädt, stich mal dem Jas an."

Niederstädt kletterte stumm auf seinen Stuhl, holte aus der Tasche seiner Hose eine Schachtel Streichhölzer hervor und zündete langsam und umständlich die Hängelampe mit dem Schleier von Glasperlen über dem Kaffeetisch an. Es war draußen noch ziemlich hell; das frühe Anzünden des Gases war mehr eine symbolische Ehrung der Gäste als eine optische Notwendigkeit.

Als Niederstädt sich gerade wieder niederlassen wollte, sagte Frau Luise: „Ließ Eva'n ein, un du kannst ooch noch 'ne Tasse nehmen."

Frau Amélie hatte ausnahmsweise trotz dieser Unterbrechung an ihrem Thema festgehalten: „Sie könnten es drüben aber viel bequemer haben, Luise, auch mit dem Schlafen und Ihrem frühen Aufstehen. Ich weiß nicht, warum Sie so an dieser Wohnung hängen?"

„Un ick wees nich," erwiderte Frau Luise ein bißchen gereizt, „warum Sie mir partout uff de andre Seite rüberhaben wolln. Wir solln wohl jar keene Aussicht mehr habn, Niederstädt un ick, und den janzen Tag nischt wie Brandmauer und de Staubfreie vor de Nase! Warum ick an die Wohnung hänge? Det will ick Ihn janz jenau sajen: von wejen de Aussicht. Sehn Se mal raus, wie weit wa hier sehn könn', bis janz rüber bei'n Kaufmann. Die olle Frau von drüben, die dem Jas uffjedreht hat, weil se von ihre Zinsen nich mehr leben konnte, un nu wees keener, wers bezahlen soll, die kam immer bei uns rüber un saß stundenlang bei Niederstädten, wenn se mal 'n bisken wat sehen wollte."

Eva und Toni waren unwillkürlich mit ihren Blicken dem weisenden Finger Luisens gefolgt. Sie hatte recht. Ihre Aussicht reichte in der Tat durch den Durchgang im Vorderhaus bis über die Straße. Das heißt, wenn wie jetzt beide Haustüren, die zur Straße und die nach dem Hofe zu, offen standen; dann hatte man einen schmalen, schrägen Durchblick sozusagen ins Freie, und am anderen Ende sah man die Hälfte des Schaufensters vom Kaufmann Ulenbusch, der immer Äpfel und Heringe nebeneinander stellte und den Blumenkohl an Strippen aufhing.

Die beiden Mädchen lachten: zwischen der Bezeichnung Aussicht und dem, was man sah, schien ihnen der Abstand etwas zu groß. Frau Luise hätte dieses Lachen sicherlich übelgenommen, wenn nicht in diesem Augenblick die Flamme des Gases über dem Tisch leise und klagend zu pfeifen und gleichzeitig kleiner und kleiner zu werden begonnen hätte.

Dieses Phänomen war für Frau Niederstädt das Signal, sämtliche Gesprächsthemen fallen zu lassen, schleunigst, soweit das die Nähe des Tischs erlaubte, vom Sofa aufzustehen, ihren Geburtstagsfestrock mit raschem Griff in die Höhe zu heben und in Hast und Eile in der aufgenähten Tasche ihres rotbraunen Flanellunterrocks zu wühlen. Niederstädt war ebenfalls aufgesprungen und hielt ihr seine geöffnete Hand entgegen. Die Flamme wurde kleiner und kleiner, sie seufzte bereits wie eines der aufgeblasenen sterbenden Schweinchen – da fand Frau Niederstädt endlich das Gesuchte und drückte es dem harrenden Gatten mit einem erlösten Stöhnen in die Hand: „Nu aber schnell, da is de Marke!" – und Niederstädt stürmte davon in die Küche, um den streikenden Automaten durch Opferung einer neuen Marke zur Hergabe neuen Gases zu bewegen. Man hörte ihn klappern, hörte die Marke fallen, und gleich darauf stieg der Glanz des Glühstrumpfs mit einem Seufzer der Erleichterung wieder auf seine alte Lichtstärke empor. Wirtin und Gäste seufzten unwillkürlich mit.

Dieses Intermezzo gab Frau Amélie willkommenen Anlaß zum Aufbruch. „Seien Sie nicht böse, liebe Luise, daß

ich schon gehe; aber ich habe noch einen Besuch vor, und Sie werden müde sein. Ich wünsche Ihnen alles Gute für das neue Jahr, und lassen Sie sich bald einmal sehen. Adieu, lieber Niederstädt."

Der liebe Niederstädt stand auf und nahm vorsichtig Frau Amélies Hand mit einer Bewegung, als wüßte er nicht recht, wie man so ein merkwürdiges Ding wie eine Damenhand anfaßt. Als aber Eva ihm die ihrige hinstreckte, faßte er zutraulich zu — wie ein Kind oder auch wie ein junger Hund.

Zum Erstaunen Frau Amélies erhob sich Toni nicht ebenfalls von ihrem Stuhle, sondern blieb sitzen: „Ich habe gerade 'ne neue Tasse Kaffee, Mutter, ich kann nicht so schnell," sagte sie.

„Du kannst ruhig noch bleiben," erwiderte Frau Luise, „hier machste wenigstens keene Dummheiten."

Frau Amélie lachte; Toni aber sah die Hüterin ihrer Jugend mit leichtem Mißtrauen an: wußte Luise am Ende mehr, und wollte sie ihr vielleicht eine Predigt halten? Zu diesem Zweck hatte sie sich den Kaffee nicht extra während des Aufbruchs eingegossen.

Aber Frau Niederstädt hatte ihre moralische Anmerkung wohl ohne tiefere Bedeutung gemacht; denn als sie ihre Gäste zur Tür geleitet hatte, setzte sie sich harmlos wieder ins Sofa, sagte nur: „Niederstädt, zieh de Jardine vor," und überließ Toni ihrem Kaffee und ihrem Kuchen.

„Wie is et denn mit 'n Bräutjam?" sagte sie nach einer Weile und faltete die Hände behaglich über der unteren Partie ihres repräsentablen Leibes.

Tonis Mißtrauen erwachte von neuem. „Wieso?"

Die Niederstädten lachte. „Ick meene man so; ihr seid doch beede alt jenug. Wat die Eva is, die müßte längst 'n Kleenes haben. Un dir könnts ooch nischt schaden. Da jehn die Raupen am besten aus 'n Kopp. Ich habs an Muttern jesehen."

„Warum hast du keine Kinder, Luise?" fragte Toni, die Gelegenheit, auf neutrales Gelände zu entwischen, schnell benutzend. Die Niederstädten sah sie ruhig an: „Ick un Kinder, wie denkst de dir det? Morjens um viere raus un uff Arbeet, un nachmittags ooch, un manchmal 'n janzen Tag nich zu Hause. Ick hätt schon janz jerne son Kleenet jehabt" — sie lachte ein bißchen, „aber ick kann doch von Niederstädten nich verlangen, det er ihm de Brust jibt. Trocken lejen un so, det kann 'n Mann ooch; aber det richtige, dazu muß schon ne Mutter sind. Manchmal denk ick, 's is schade; manchmal denk ick, ick hab an Niederstädten jenug. Un wenn ick mal nich mehr an ihn jenug habe, denn koof ick mir 'n Kanarjenvojel. Ja wenn der Krieg nich jekommen wäre. Aber so ..."

Niederstädt, der ihr gegenüber saß, rührte versonnen in seiner Tasse. „Ick hätte ihm Fritze jetauft," sagte er halb für sich. „Du," erwiderte Frau Luise, „als ob du, un ick hätte dir ooch man bloß jefragt. Un denn Fritze, wo et bestimmt 'n Meechen jeworden wär. Du un 'n Junge, so siehste aus."

Niederstädt verstummte, und diese Gelegenheit der Gesprächspause benutzte Toni zum Aufbruch. „Nun muß ich auch gehen, Luise, und du mußt deine Ruhe haben."

Die Niederstädten lachte: „Du meinst, nu is Zeit, weil du was andres vorhast. Denkst du, ick hätte nich jemerkt, det du vorhin Muttern un Eva'n man bloß hast vorjehn lassen, um se loszuwerden? Jck hab dir den Kaffee jejönnt un den Kuchen ooch – aber nu brauchste nich zu schwindeln. Jck hab nischt dajejen; jung is jung, un ick hab ooch nich immer bloß an Niederstädten jedacht – aber mach keene Dummheiten. Laß dir mit die windigen jungen Hunde nich ein; wenn sie älter sind, wirste besser mit ihnen fertig. So, un nu dank ich dir scheen un nu jeh."

Damit stand sie auf; Toni aber sagte lachend: „Du hast recht, Luise, und du hast nicht recht. Ich hab' Mutter vorgehen lassen, weil ich sie los sein wollte; aber ich will niemanden treffen und bleib' sogar im Hause. Und was du sagst, das habe ich alles schon selber gemerkt."

Die Niederstädten sah sie mit einem langsamen Blick von der Seite an: „Hoffentlich haste nich schon zuviel jemerkt; det is ooch wieder nich jut."

Sie begleitete Toni bis zur Türe. Draußen brannte schon die Treppenbeleuchtung – so sah der Gast noch einmal die große steifgebügelte weiße Schürze über den monumentalen Formen der Frau Niederstädt, dann fiel die Korridortüre ins Schloß: der Besuch war zu Ende.

Wenigstens der erste. Denn Toni hatte sich noch einen zweiten vorgesetzt. Darum hatte sie die Mama vorgehen lassen – und darum wartete sie jetzt, bis die Schritte Frau Luisens im Innern der Wohnung verhallt waren. Dann wandte sie sich zum Gehen, aber nicht nach dem Hof, sondern zur Treppe, die sie langsam Stufe um Stufe hinauf-

stieg. Im zweiten Stock blieb sie stehen, vor einer Türe, über deren Klingelknopf weiß ein kleines Porzellanschild mit der Aufschrift „Gutbier" leuchtete.

Toni betrachtete es ein Weilchen – als ob sie etwas überlegte. Dann klingelte sie. In dem schmalen Türspalt erschien ein Gesicht, zu Tonis Überraschung an einer erheblich tieferen Stelle, als sie es erwartet hatte.

In der Tür stand ein Kind. Ein schmales, etwas blasses kleines Mädchen mit zwei blonden Zöpfen, die über den Ohren zu Schnecken zusammengerollt waren, und sah den Besuch ein bißchen verlegen, ein bißchen neugierig an.

Da Verlegenheit ansteckend wirkt, bekam Tonis Gesicht ebenfalls diese Nuance. „Ist – ist Fräulein Gutbier zu sprechen?" fragte sie stockend.

Das Kind drehte sich um und rief mit einer hohen Kleinmädchenstimme: „Mutti – hier is wer."

Im Hintergrund des kleinen Korridors erschien Fräulein Gutbier und kam zur Türe, da sie Toni von weitem gegen das Licht der Treppenbeleuchtung offenbar nicht erkannte. Erst als sie dicht vor ihr stand, sagte sie mehr aufrichtig als gesellschaftlich: „Ach nee!" knipste die Deckenbeleuchtung ihres Korridors an und vollendete, „bitte kommen Sie rein." Die Kleine wich erstaunt zurück.

Eine weißgestrichene Tür, die hell und freundlich in dem dunkelgrünen Stoff stand, mit dem der Korridor bespannt war, öffnete sich in ein großes Zimmer.

Als Toni aber ahnungslos durch sie hindurchschritt, bekam sie einen furchtbaren Schreck; denn drinnen erblickte sie wieder etwas, was den Vorstellungen, die sie sich von

diesem Besuch gemacht hatte, absolut widersprach. Aus einem Klubsessel im Hintergrund des Zimmers stieg nämlich, als sie in der Türe erschien, lang und lächelnd die Gestalt des Herrn Hempel auf.

Die Situation war so unerwartet, daß Toni nicht wußte, wie sie sich verhalten sollte. Aber Fräulein Gutbier rückte einen Stuhl zurecht und sagte: „Bitte schön, nehmen Sie Platz, Sie kommen doch sicher des Kleides wegen." Dann wandte sie sich zu dem Kind: „Lottchen, geh hinüber und spiel drüben, bis ich dich rufe" – und schließlich zu Herrn Hempel: „Sie kennen doch Fräulein Jordan, nicht wahr? Behalten Sie ruhig Platz; wir sind gleich fertig."

Damit setzte sie sich wieder auf das Sofa, Herr Hempel ließ sich ebenfalls zurückfallen, und während die beiden sich von neuem in die Papiere vertieften, die zwischen ihnen auf dem Tische lagen, hatte Toni Zeit, in Ruhe das Zimmer zu betrachten.

Sie mußte zugeben, es war sehr hübsch. Die Wände waren mit hellgelbem Rupfen bespannt; vor den beiden Fenstern hingen die Wolkengardinen aus dichtem, cremegelbem Mull, die sie bisher nur von der anderen Seite über den Hof hinweg gesehen hatte. Die braunen Mahagonimöbel, durch zwei Klubsessel angenehm ergänzt, standen altmodisch freundlich vor dem hellen Grund der Wand und dem hellen Teppich, der den ganzen Fußboden bedeckte. An den Wänden ein paar Photographien, über dem Sofa eine große Landschaft in dunklem Rahmen; alles ordentlich und bürgerlich.

Und ordentlich und bürgerlich war auch die Unterhal-

tung zwischen Fräulein Gutbier und Herrn Hempel, an der Toni nach einiger Zeit trotz wiederholter Musterung des Zimmers schließlich doch teilnehmen mußte.

„Also Sie sind für Verkaufen?" fragte die Direktrice den jungen Mann.

Er bejahte. Es hätte gar keinen Zweck, etwas zu behalten. Es könne noch ein paar Wochen dauern; dann käme die Sache sicher zum Stehen, und hinterher wären die Dinge doch nichts mehr wert.

Fräulein Gutbier überlegte: „Ich habe noch ein paar Sarotti und Harpener."

„Weg damit," sagte Herr Hempel. Toni stellte mit Erstaunen fest, daß er kühl, sachlich und gar nicht sächsisch sprach. Der Dialekt schien ihn wirklich nur anzufallen, wenn er seelisch beteiligt war.

Fräulein Gutbier fragte, ob er noch Devisen beschaffen könnte.

Er nickte. „Wenn Sie mit norwegischen Kronen zufrieden sind?"

Er faßte einige Papiere, die vor ihm auf dem Tisch lagen, zusammen und tat sie in seine Brieftasche. „Haben Sie noch Metall?"

Sie schüttelte den Kopf; sie hätte nur etwas Silber und zwei Brillantringe.

Herr Hempel überlegte: „Die können Sie behalten; aber besser wäre zu verkaufen. Mit Sachwerten wird nachher auch nicht mehr viel zu machen sein."

Toni hatte mit steigendem Staunen zugehört. Ihre volkswirtschaftlichen Kenntnisse stammten erst aus der

Praxis der letzten beiden Jahre; aber soviel wußte sie doch, daß man von Sarotti und Harpener nicht so sprach wie Herr Hempel. Solche Aktien behielt man und verkaufte sie höchstens, wenn man Geld brauchte, dieweil sie am nächsten Tage doch gestiegen waren. Ihre Definition für Aktien hätte überhaupt gelautet, daß das Dinge wären, die stiegen, und daß man infolgedessen davon leben könnte, indem man sie billig kaufte und ein paar Tage später teuer verkaufte.

„Und Ihr Geschäft?" fragte Fräulein Gutbier. „Brauchen Sie noch Geld?"

Hempel schüttelte den Kopf: Momentan brauche er nichts. Er habe gestern einige Tausend Apparate aus Heeresbeständen gekauft gegen unnotierte Werte. Aber in der nächsten Woche würde er sich melden, da habe er einen Posten Kupferdraht zu bezahlen. Selbstverständlich würde er alles in Goldmark anrechnen.

Toni horchte auf. Das Wort Goldmark hatte einen seltsam fremden Klang. Ihr wurde ein bißchen unheimlich bei diesem Gespräch, das ihren Vorstellungen von Geschäftsklugheit völlig zuwiderlief, und sie war ganz froh, als Herr Hempel die letzten Papiere in seiner Brusttasche verschwinden ließ und sich erhob, indem er freundlich sagte: „Nu wär 'ch aber gehn."

Er sprach wieder sächsisch. Seine Seele trat in Aktion.

Fräulein Gutbier begleitete ihn zum Korridor. Dann kam sie wieder, ergriff ein Tablett mit einer Karaffe und einigen Likörgläsern und stellte beides auf den Sofatisch. „So, und nun trinken wir einen Sherry."

Toni lehnte mit leisem Schauder ab: Fräulein Gutbier indessen setzte sich mit einem behaglichen: „Aber ich!" ins Sofa, füllte ihr Glas und sagte: „Also zu uns: was verschafft mir die Ehre?"

Der Gast verzog ein bißchen das Gesicht. Die andere lachte: „Seien Sie bloß nicht empfindlich; bei unserer Bekanntschaft können wir doch ruhig aufrichtig reden."

Toni schien das einzusehen. „Ich wollte Sie etwas fragen."

„Bitte fragen Sie."

Das Mädchen wandte die Augen zu seiner Nachbarin: „Ich möchte etwas anfangen."

„Tun Sie das."

Toni zuckte die Achseln: „Leicht gesagt, aber was? Ich weiß doch nichts. Seit ich Sie da neulich getroffen habe, habe ich Angst bekommen. Es ist alles so unsicher. — Ich habe das Gefühl, daß ich etwas lernen müßte; ich möchte wenigstens einmal darüber reden."

Fräulein Erna leerte langsam ihr Glas: „Was tun ist besser als reden."

Toni bestätigte dies: „Wenn ich bloß wüßte, was. Können Sie mir nicht raten?"

Die andere zuckte die Achseln. „Jetzt ist die schwerste Zeit."

Toni sah sie unsicher an. „Ich habe seit neulich so viel Unruhe in mir. Und nun sagt Hempel noch das mit dem Geld und den Aktien, daß das auch nichts ist."

Sie brachte das alles ganz aufrichtig vor, obwohl sie eigentlich wußte, daß sie ein bißchen schwindelte; denn die

Unruhe kam nicht nur von der Direktrice und Hempel, sondern zur größeren Hälfte von Fred und ihrem Gespräch mit ihm. Aber das behielt sie wohlweislich für sich.

Fräulein Gutbier schien auch nicht mehr zu verlangen. Sie lächelte wieder: „Gewiß, man müßte etwas tun. Aber bloß Beruf mit Dienst von morgens bis abends, und am ersten das Gehalt, und dazwischen nichts wie Müdigkeit und Kopfschmerzen – liebes Fräulein, das ist nichts für Sie. Bloß etwas tun, um etwas zu tun – da ist es schon besser, man tut nichts, wenn man sich's leisten kann. Und Sie haben es eigentlich doch nicht nötig."

Toni Jordan nickte energisch: „Doch. Ich habe es nötig. Gewiß, Mutter hat Geld und Großvater auch; aber Herr Hempel sagt doch, daß es so nicht weitergeht."

Die andere lachte: „Das sagt er; aber ob's stimmt?"

Dann wurde sie ernst. „Was haben Sie gelernt?"

„Nichts," war die Antwort. „Was man so auf der Schule lernt."

Die Direktrice drehte an ihrem Glase: „Das nennen Sie nichts: Französisch und Englisch und all das andere. Was hätte ich drum gegeben, wenn ich sowas gekonnt hätte. Sie wissen gar nicht, wieviel besser Sie's haben."

Toni antwortete nicht; so fuhr sie fort: „Wollen Sie ins Bureau gehen?"

Die Gefragte machte ein so ehrlich erschrockenes Gesicht, daß Fräulein Gutbier lachen mußte. „Haben Sie keine Angst, die Schreibmaschine bleibt Ihnen immer noch. Und dann gibt es da schon mehr als zu viele."

Dabei wurde sie wieder ernst: „Das ist's ja überhaupt.

Sie wollen einen Beruf, obwohl Sie eine Familie haben, die für Sie sorgt. Wissen Sie, wie viele jetzt jeden Tag ihren Beruf aufgeben müssen, weil es keine Arbeit mehr für sie gibt?"

Toni mußte an die Mädchen denken, die den Tanzenden die neuen Kleider vorgeführt hatten. Sie erzählte davon: „Das möcht' ich ja nun doch nicht."

Die Direktrice sah sie nachdenklich an: „Die Figur dafür hätten Sie, und Gerson und Mannheimer zahlen nicht schlecht. Aber ich kann mir denken, daß Sie das nicht mögen. — Können Sie malen?" fragte sie dann plötzlich.

Toni hatte es nie versucht.

„Auch nicht zeichnen? Ich meine so Entwerfen von Mustern, was die Leute Kunstgewerbe nennen."

Toni verneinte: Nichts davon.

„Hm," machte Fräulein Erna und nahm wieder einen Sherry. „Nach Schneiderei und Putzmachen frage ich besser erst gar nicht."

Der Gast senkte das Haupt.

„Das macht nichts," tröstete die Direktrice, „wenn Sie schon alles könnten, brauchten Sie nicht erst zu lernen."

Sie faßte nach ihrem dichten Haarknoten und befestigte ein paar Nadeln, die ihr zu entgleiten drohten. Plötzlich lachte sie. „Wollen Sie nicht Lehrerin werden? Das ist doch immer noch das Standesgemäßeste."

Toni sah sie mit trauervollem Augenaufschlag an.

„Sie brauchen nicht gekränkt zu sein. Das sind alles nur Vorschläge. Aussuchen müssen Sie selbst. Ich sage das nur alles, damit es Ihnen nachher im Kopf herumgeht.

Ebensogut könnten Sie auch Schauspielerin werden. Vielleicht haben Sie dazu am meisten Talent."

Toni sah träumerisch auf die Landschaft über dem Sofa und sagte versonnen: „Zum Theater wollte ich immer gern. Ich habe Moissi angebetet."

„Vom Theater weiß ich nichts," lehnte die Direktrice ab, „ich hab' ihn mal im Film gesehen und habe ihn gar nicht angebetet."

Sie sagte das etwas abweisend; die träumerische Verehrung in Tonis Augen schien ihre berlinische Nüchternheit zu reizen.

Toni bemerkte es, machte ein offizielles Gesicht und konstatierte, daß sie sie schon viel zu lange aufhielte.

Fräulein Gutbier lächelte: „Mich halten Sie nicht auf. Es ist nur, daß das Kind seine Ordnung haben muß. Es ist gewöhnt, Punkt halb sieben sein Essen zu bekommen und dann ins Bett zu gehen. Kinder brauchen viel Schlaf."

Toni erhob sich. „Ich danke Ihnen," sagte sie etwas unvermittelt und streckte Fräulein Gutbier die Hand entgegen.

Die schüttelte den Kopf. „Da ist nichts zu danken. Ich habe Ihnen ja bloß so hingeredet, was man alles machen könnte. Nun überlegen Sie sich's. Sie können ruhig wiederkommen, wenn Sie wollen. Und dann probieren Sie. Und wenn's mit dem einen nichts ist, so ist's vielleicht mit dem anderen was."

Sie war zur Türe gegangen und hatte die Deckenbeleuchtung angedreht, so daß der Raum jetzt in strahlender Helle lag. Dann kam sie zurück und sah Toni ein Weilchen nachdenklich an: „Darüber müssen Sie sich klar sein:

das Richtige ist das alles nicht. Vielleicht wenn Sie für irgendwas ein besonderes Talent haben, macht Ihnen die Sache Spaß, und Sie haben was davon. Sonst aber, glauben Sie mir – selbst die bestbezahlte Arbeit und die schönste Stellung ist doch bloß Ersatz. Ein Mann und Kinder, wenn man sich auch drüber ärgern und damit herumschlagen muß, ist das einzig Richtige. Ich hab' wenigstens 'n Kind, wenn auch keinen Mann. Ich spreche also halb aus Erfahrung."

Damit streckte sie ihrerseits Toni die Hand entgegen: „Nun gehen Sie nach Hause, und wenn Sie glauben, daß Sie mich wieder brauchen können, dann kommen Sie. Die Frau Mutter braucht's ja nicht gerade zu sehen."

Toni wollte etwas erwidern; aber Fräulein Gutbier schüttelte den Kopf: „Sagen Sie nichts; es ist wirklich besser, wenn die Mama Sie nicht sieht. Um meinetwillen. Sonst reden die Leute noch viel mehr. Ich mache mir nichts draus; aber es ist nicht nötig. Und nun gute Nacht und auf Wiedersehen."

Langsam und nachdenklich stieg Toni die Treppen im Vorderhause empor. Sie verzichtete sogar auf den Fahrstuhl und beeilte sich nicht im mindesten, obwohl sich für diesen Abend der Bankbeamte Neumann angesagt hatte.

Sein Reich ist nicht von dieser Welt

Ein paar Tage später – der Oktober hatte gerade begonnen – rief Frau von Müller bei Jordans an. Sie hätte Sehnsucht nach Liebe, sagte sie, und als Frau Amélie

am Telephon zusammenfuhr, lachte es drüben, und Frau von Müller erklärte, daß diese Liebe männlichen Geschlechts wäre. Sie meine den verdrehten Kerl aus der Scala mit seiner Seelenkunde und seinem Meßapparat; das Leben wäre so langweilig, und sie wolle unbedingt heute nachmittag hin; ob Frau Amélie Lust hätte, sie zu begleiten.

Frau Amélie wußte natürlich nicht, ob sie Lust hätte, und vor allen Dingen nicht, ob sie am Nachmittag Lust haben würde. Sie sagte: „Einen Augenblick," legte den Hörer hin und ging ins Eßzimmer, wo Eva mit zwei Büchern am Fenster saß.

„Was machst du denn da?" fragte Frau Amélie, die unterwegs vergessen hatte, warum sie in das Eßzimmer gegangen war.

„Ich lese," sagte Eva freundlich, „eine Architekturgeschichte."

„Gleich in zwei Büchern?" fragte die Mama spitz.

„Ich lese in einem Band und besehe die Bilder im anderen."

„Was für ein Unsinn," sagte Frau Amélie. „Nichts als Geldschneiderei. Man hätte die Bilder genau so gut mit dem Text zusammendrucken können, und es wäre viel bequemer gewesen."

Dann aber fiel ihr ein, daß sie nicht wegen dieser buchtechnischen Feststellung die Tochter aufgesucht hatte. Sie sah mit einem verlorenen Blick zum Fenster hinaus, überlegte ein Weilchen und fragte versonnen: „Sag mal — hab' ich heute nachmittag was vor?"

Eva lächelte. „Du hast von nichts gesprochen."

„So," meinte Frau Amélie, „ich könnte also mit Elfriede zu diesem Seelenmesser gehen. Was meinst du dazu?"

„Ich weiß nicht," sagte Eva langsam, „ich glaube, ich würde es nicht tun."

Sie hatte die vorsichtigste Form des Zurückhaltens gewählt; aber schon diese genügte, um bei Frau Amélie genau das Gegenteil zu bewirken. „Natürlich," sagte sie, „wenn ich mir einmal etwas gönnen will, müßt ihr ja immer dagegen sein. Als ob ich nicht selbst genau weiß, was ich tun soll und was nicht."

Damit rauschte sie hinaus und ergriff von neuem den Hörer: „Also, meine Liebe, ich gehe gerne mit. Ich denke, wir trinken vorher zusammen Kaffee – hat der Mensch denn Telephon, daß er nachher auch zu Hause ist? Sind Sie noch da?"

Auf diese Frage, die eigentlich an den Anfang gehört hätte, versicherte Frau von Müller beruhigend, sie wäre noch da. Sie freue sich sehr und werde um vier Uhr bei Miericke sein.

„Vier Uhr ist viel zu spät," sagte Frau Amélie, „ich bin für halb vier, außerdem ist es nachher dunkel."

„Meine Liebe," gestand Frau von Müller, „ich bin ja auch mehr für halb vier. Aber wenn Sie halb vier sagen, wird es doch halb fünf, und darum sage ich gleich vier. Sie können ja ruhig halb vier sagen. Nichts für ungut und auf Wiedersehn."

Sie hatte richtig vermutet, daß Frau Amélie hiergegen

protestieren würde, und infolgedessen rasch abgehängt. Aber Frau Amélie merkte das erst, als sie mit ihrem Protest fertig war, und so hatte sie sich doch entlastet und erschien um halb fünf bei Miericke.

Sie trug ihr neues Herbstkostüm. Es erfüllte streng die Anforderungen jener damals gerade beginnenden Moderichtung, die den weiblichen Körper nicht als einen Gegenstand ansah, auf den man wie auf die Banalität des männlichen die Bekleidungsgegenstände einfach hinaufhängte, sondern die ihn preziöser und logischer als etwas sehr Kostbares nahm, das man vorsichtig, dafür aber desto fester einwickeln mußte. Frau Amélie war eingewickelt — in ein terrakottfarbenes Kostüm, das in Form und Farbe ausgezeichnet zu ihrer schlanken Figur paßte. Selbst der Kephalometer hätte ihr ohne tiefere Seeleneinblicke kaum zwei erwachsene Töchter nachsagen können, zumal der kleine braune Seidenhut die Augen nur verheißend ahnen ließ und die leichte Krakelüre in ihrer Umgebung diskret verhüllte.

Frau Amélie trank einen Tee und bestellte dazu ein Stück Torte. Sie schickte es zurück, weil sie sich unter Aprikosentorte etwas ganz anderes vorgestellt hatte, als der Kellner brachte. Von einem zweiten ließ sie die Hälfte stehen, weil die Buttercreme ganz offensichtlich aus Margarine bereitet war. Darauf ließ sie sich eine Portion Baumkuchen kommen, aß langsam und ohne Appetit und erklärte, während sie die letzten Krümel vertilgte: „In Hamburg bei Homann ist so etwas viel besser."

Frau von Müller wollte zu Fuß gehen. Das Wetter wäre schön, die Straßenbahn käme doch nicht, und wenn sie käme, wäre sie voll und teuer. Frau Amélie sträubte sich zuerst; als ihr aber zum Bewußtsein kam, daß das Gespräch über die Frage, ob sie gehen oder fahren sollten, sie unvermerkt bis in die Gegend des Nollendorfplatzes gebracht hatte, gab sie nach, da von dort bis zur Gleditschstraße doch keine elektrische Bahn mehr ging.

Das Haus in der Gleditschstraße, das den Mann beherbergte, der Hand in Hand mit dem Schicksal ging, unterschied sich kaum von den anderen Häusern der Gegend. Es war grau, kriegsmäßig schäbig; der Putz war in großen Flecken heruntergefallen, und das einzig Bemerkenswerte an ihm war, daß vorne neben dem Durchgang zum Hof ein richtiger Schmied wohnte mit Amboß und Blasebalg und allem, was dazu gehört.

Die Visitenkarte des Dozenten für phrenologische Psychologie trug die für so viel Wissenschaft etwas ominöse Ortsbezeichnung „Zweiter Hof parterre". Die beiden Damen mußten denn auch ihre beiderseitigen Energien addieren, bevor sie an dem Schmied vorüber ihren Weg antraten. Sie mußten sich noch mehr zusammennehmen, als sie unter dem Quergebäude hindurch den dunklen Pfad zum zweiten Hofe suchten. Die Folge war, daß sie am Ziel plötzlich stehen blieben und unwillkürlich vor Erstaunen beide ein wenig den Mund auftaten.

Was sie nämlich sahen, hatte sehr wenig von zweitem Hof und Quergebäude. Vor ihnen lag ein Platz, nicht sehr groß, mit grünem Rasen bedeckt, dahinter standen hohe,

herbstlich gelbe Ulmen, und unter ihnen, wie behütet von diesen großen, ruhigen, treuherzigen Bäumen, die ihre gelben Blätter in Menge darauf hinabgestreut hatten, lag ein kleines hölzernes Haus mit rotem Ziegeldach und einer Veranda, in deren Blumenkästen freundlich lockend späte Geranien blühten. An den Fenstern hingen saubere, weiße Gardinen; es sah so aus, als wäre man in Potsdam oder in Bernau, aber nicht in der Gleditschstraße.

Neben der Türe war ein Klingelzug mit Porzellangriff. Frau von Müller zog diesen Griff, daß drinnen ein heiser geborstenes Klingeln anhob; Frau Amélie zog etwas anderes, nämlich ein Taschenspiegelchen und ein Puderdöschen aus den Tiefen ihres seidenen, ebenfalls terrakottefarbenen Täschchens.

Einen Augenblick war es still. Dann ertönten drinnen Schritte. Die Tür öffnete sich, und vor den Damen stand ein junger Mann. Blond, schlank, ausgezeichnet angezogen, und sah sie diskret forschend mit leichter Neigung des Hauptes an.

Frau von Müller fragte nach Herrn Liebe.

„Bedaure," sagte der junge Mann kühl, „der Herr Dozent arbeitet."

Die beiden Damen sahen sich enttäuscht an. Der Jüngling schien ein Rühren zu fühlen. „Werden die Damen erwartet?"

Frau Amélie sagte sofort: „Gewiß"; Frau von Müller aber, mit mehr Ehrlichkeit belastet, bemerkte: „Das gerade nicht." Dabei betrachtete sie traurig die Visitenkarte des Meisters, die sie in der Hand hielt.

Der junge Mann folgte unwillkürlich der Richtung ihres Blickes, und als er das weiße Blättchen in ihrer Hand bemerkte, erhellten sich seine strengen Züge: „Ah, die Damen sind vom Herrn Dozenten selbst eingeführt. Das ist etwas anderes; darf ich bitten?"

Damit öffnete er die Tür und ließ sie in einen kleinen, dämmerigen Vorraum eintreten. Über einer braunen Kommode ragte ein goldgerahmter Spiegel mit vielen Flecken im Glase – rechts und links flankiert von dunklen, verstaubten Portieren, hinter denen sich schamhaft braune Türen bargen. Oben über den Stangen der Portieren aber zog sich auf weißen Konsolen eine Reihe berühmter Häupter in Gips. Rechts vom Spiegel thronten Sophokles und Homer, links der Kaiser Nero und Antinous, an der rechten Wand hatte der Hermes des Praxiteles neben dem Apoll von Belvedere Platz genommen gegenüber zwei mythologischen Damen unbekannter Herkunft. Die leichte Staubschicht, die sich auf ihren Häuptern und den Vorsprüngen der Gesichter angesammelt hatte, gab den ehrwürdigen Gebilden etwas Strenges und Vergrämtes. Sie sahen aus, als ob sie alle über das Rätsel der phrenologischen Psychologie tiefsinnig nachgedacht hätten.

Der wohlangezogene Jüngling war in der Türe rechts vom Spiegel verschwunden. Aber erst nach einer ganzen Weile, als Frau Amélie bereits anfing ungeduldig zu werden, kehrte er zurück und verkündete: „Der Herr Dozent läßt bitten."

Frau von Müller schritt voran, Frau Amélie folgte. Und dann standen sie vor dem Mann, der mit den Sternen auf Du und Du stand.

Nach dem Vorgemach wirkte der neue Raum überraschend groß, viel größer, als sie ihn dem kleinen Hause zugetraut hätten. Die Wissenschaft hatte hier offenbar ein ehemaliges Atelier bezogen; denn fast die ganze, dem Eingang gegenüberliegende Wand war in ihrer oberen Hälfte Fenster. Dieses setzte so hoch auf, daß man von der profanen Welt nichts mehr sah; nur der Himmel und die gelben und roten Wipfel der großen, ruhigen Bäume schauten in das Heiligtum.

Im Innern des Raumes sah es weniger friedlich, desto mehr aber nach Arbeit aus. An den Wänden hingen neben- und übereinander lauter Porträts. Ihre künstlerische Qualität schien selbst dem naiven Empfinden der beiden Besucherinnen etwas verdächtig; da aber unter jedem ein großes Schild hing, auf dem der Name des Objekts mit Rundschrift geschrieben stand, zum Beispiel Shakespeare, Voltaire, Swedenborg, Goethe, Cagliostro, Gerhart Hauptmann, so wurde der Respekt auf dem Umweg über die Bezeichnung sogleich wiederhergestellt. Mitten im Zimmer stand ein großer Tisch mit Büchern und Papieren, an einer Seitenwand dehnte sich ein breites Ruhelager unter einer mehr durch Alter ehrwürdigen als eleganten Decke. Am unheimlichsten aber wirkte eine große Kommode unter dem Fenster. Auf ihr lagen nämlich vorne allerhand geheimnisvolle Instrumente mit blinkenden Bügeln und langen Drähten und Metallskalen, dahinter

aber grinsten sechs wohlerhaltene Totenschädel, sauber in Reih' und Glied ausgerichtet.

Zwischen dem Tisch und dieser Kommode, dicht neben seinen Porträts stand in einer pflaumenfarbenen Samtjacke über hellgestreiften Hosen der Dozent Leonhard Liebe und begrüßte die Damen mit einem ganzen Lächeln und einer halben Verbeugung.

„Ich finde es rührend, daß mein bescheidenes Gespräch so viel Interesse bei Ihnen gefunden hat," sagte er mit seiner auf sonoren Wohlklang abgetönten Stimme. „Hoffentlich sind Sie von meinem Heim nicht gar zu sehr enttäuscht. Wollen Sie Platz nehmen."

Der Jüngling zog zwei Stühle heran, nicht ohne zuvor durch einiges Wackeln ihre Standfestigkeit geprüft zu haben; die Damen setzten sich. Der Dozent als Mann von Welt bot Zigaretten an, die aber auf Ablehnung stießen. Er strich sich ein paarmal durch sein lockiges Haar und fragte lächelnd: „Und womit kann ich den Damen dienen?"

Die Frage kam unerwartet. Frau Amélie war geneigt, ihn entrüstet eines schlechten Gedächtnisses zu beschuldigen; Frau von Müller, praktischer veranlagt, sagte ruhig: „Ich denke, Sie wollten uns mal messen?"

Der Dozent strich mit einer müden Bewegung über seine von dem dichten Lockenhaar in der Höhenentwicklung etwas behinderte Stirn: „Richtig, ich entsinne mich. Ich versprach den Damen. Was meinen Sie, Wladimir?"

Wladimir war offenbar der wohlgekleidete junge Mann. Er sah zwar mehr nach Hausvogteiplatz oder bestenfalls nach Berlin O aus; da er aber auf die An-

rede des Dozenten mit einem leisen Zucken seiner eleganten Achseln reagierte, war er offenbar gewöhnt, auf diesen russischen Vornamen zu hören.

„Ich weiß nicht, Herr Professor," sagte er. „Kephalometrische Messung ohne gleichzeitiges Horoskop hat wenig Sinn, und für bloße Unterhaltung ist die Angelegenheit zu ernst."

Liebe nickte träumerisch: „Sie haben recht; aber ich denke, wir lassen es einmal beim Messen allein. Zum Dank für den schönen Abend." Und er lächelte wieder, wie er meinte, verbindlich.

Ein paar Augenblicke saß er in sich versunken, als überlegte er. Dann erhob er sich. „Holen Sie die Bücher," sagte er kurz und ernst.

Wladimir gehorchte. Er ging an den Tisch, nahm ein dickes Buch, das aussah wie das Hauptbuch eines kaufmännischen Betriebes, zog einen Bleistift aus der Tasche und ließ sich auf dem verlassenen Stuhl des Meisters nieder.

Der war inzwischen an die geheimnisvolle Kommode mit den krausen Instrumenten und den Totenschädeln getreten. Sein Besitz lag in ausgeschütteter Fülle vor ihm; aber sein strenger Geist wählte und wählte das einfachste. Er ergriff einen neuen, silberglänzenden Apparat, ließ spielend Bügel und Kurven in ihren Gelenken gegeneinandergleiten, nickte befriedigt und sah Frau von Müller strenge an: „Wollen Sie, bitte, hier Platz nehmen."

Damit wies er auf einen Stuhl, der im noch hellen Licht zwischen Tisch und Kommode stand.

Frau von Müller kam ein bißchen zögernd heran und folgte ebenso zögernd der Aufforderung. Als sie saß, schielte sie mißtrauisch zu dem geheimnisvollen Instrument empor, das der Dozent in seinen Händen hielt.

Sie konnte das nicht lange; denn gleich darauf trat Herr Liebe hinter ihren Stuhl und sagte, jetzt ganz Meister seiner Wissenschaft: „Bitte, gerade sitzen und den Kopf hochhalten."

Damit drückte er sein Instrument von oben her sanft, aber fest soweit wie möglich um das wasserstoffsuperoxydblonde Haupt seines Opfers.

Dies war um so leichter, als Frau von Müller einen Haarschmuck besaß, dessen Hauptbestandteil ein Lockenkranz war, bestimmt, an der unteren Grenze eines Hütchens malerisch hervorzuquellen. Sie hatte sozusagen einen natürlichen Bubikopf, dem sie durch die mehrfach erwähnte Färbung etwas von dem Reiz des Künstlichen zu geben versucht hatte, und es legte Zeugnis für die weltmännische Gewandtheit und Liebenswürdigkeit des Dozenten ab, daß er bei seiner Beschäftigung bewundernd äußerte: „Was haben Sie für schönes Haar, Gnädigste."

Nach diesem Rückfall in sein menschliches Teil wurde er aber vollkommen Mann der Wissenschaft. Er ergriff zunächst einen der Leitungsdrähte und befestigte ihn an einem schwarzen Kasten auf der Kommode, worauf über dem Scheitel der Frau von Müller ein rotes Glühbirnchen aufleuchtete. Dann legte er sich selbst einen doppelten Telephonhörer um das lockige Haupt, und schließlich schob er einen der beweglichen Bügel wie ein Sturmband unter

Frau von Müllers Kinn, einen anderen legte er in ihren Nacken, einen dritten bog er über die Stirn herunter und klemmte ihn in dem ersten Bügel am Kinn fest, so daß die Nase des Opfers plattgedrückt zu beiden Seiten des Metalls hervorquoll. Zuletzt ergriff er einen Stift, der auf diesem Bügel saß, fuhr damit probeweise ein paarmal das von Müllersche Profil entlang und begann seine Aufzeichnungen.

Er tupfte zuerst oben neben dem roten Lämpchen mit seinem Stift mitten auf Frau von Müllers Haupt, bis er unter dem Wasserstoffsuperoxyd Boden fühlte; dann neigte er sich beobachtend auf sie nieder, betrachtete aufmerksam den Stift und das Lämpchen, horchte einen Augenblick sichtlich in seinen Doppelhörer hinein und sagte laut und vernehmlich: „Viereinhalb."

Der Jüngling Wladimir wiederholte: „Viereinhalb" und schrieb zugleich die Ziffer in sein Buch.

Der Dozent schob den Stift auf dem Nasenbügel weiter nach vorn. „Zweieinhalb," sagte er und tupfte wieder durch den Lockenwuchs bis auf den Boden des Bubikopfes.

„Zweieinhalb," wiederholte Wladimir dumpf und schrieb. Frau Amélie mußte an das Echo in der Wolfsschlucht beim Freikugelgießen denken.

Und nun folgte Zahl auf Zahl, Schlag auf Schlag. Ernst, schwer, gewichtig klangen die Rufe des Dozenten: drei, vier, zwei Komma fünf, Null Komma drei — monoton, geheimnisvoll wiederholte sie der Jüngling. Bald heller, bald dunkler glühte das rote Lämpchen.

Frau von Müller, von dem Nasenbügel hart beengt, schielte wie eine Verzweifelte auf den Stift, mit dem Herr Liebe langsam an ihrer Nase herunterritt; aber sie wagte nicht, um Schonung zu bitten.

„Seltsam, seltsam," sagte auf einmal mit dunkler Stimme der Dozent für Kephalometrie und betrachtete mit intensiven Blicken die Nasenspitze oder vielmehr die Nasenplattform der Frau von Müller. Diese schielte ebenfalls intensiv nasenabwärts; aber sie konnte nichts Seltsames entdecken.

„Soviel Energie und Sinnlichkeit, gepaart mit Klugheit sind mir noch nie bei einer Frau begegnet," konstatierte messend Herr Liebe, indem er wieder seinen sonoren Bariton hervorholte. „Nur so ist es verständlich, daß Sie im Kampf um Ihre Freiheit Herr geblieben sind."

Frau von Müller wagte nicht, ihren schielenden Blick von der gedrückten Nasenspitze zu erheben; im Hintergrunde aber erschrak Frau Amélie. Dieser Apparat schien alles mögliche zu enthüllen.

Die Finger des Dozenten waren jetzt am Kinn der Frau von Müller angelangt: „Fünf Komma fünf, zwei, drei, eins." Er lächelte: „Wie fröhlich Sie sein können."

Frau von Müller versuchte pflichtschuldigst, unter ihrem Nasenquetscher fröhlich zu sein; Frau Amélie seufzte erleichtert. Der Jüngling notierte die Fröhlichkeit.

„Sieben," wollte der Dozent sagen, da quietschte Frau von Müller mit einem hohen Laut, halb Lachen, halb Entsetzen los: „Gehen Sie weg, ich bin kitzlig!" Der Dozent hatte ihr seinen Meßstachel gerade an der Stelle gegen

den Hals gedrückt, an der bei männlichen Wesen der Adamsapfel zu sitzen pflegt.

„Sieben," wiederholte er seine ungesagt gebliebene Feststellung, ohne von dem unwissenschaftlichen Zwischenruf seines Opfers Notiz zu nehmen.

Der Jüngling Wladimir aber hob seine Augen von dem Kontobuch und warf der Gruppe einen vorwurfsvollen Blick zu.

Dieses war die letzte Zahl des Dozenten. Vorsichtig nahm er zuerst sein Doppeltelephon ab, hob dann den Apparat von seiner wasserstoffsuperoxydblonden Unterlage und legte ihn auf die Kommode zurück. Das Lämpchen erlosch.

Frau von Müller, ihre gequetschte Nase reibend, wollte sich erheben; Herr Liebe aber sagte strenge: „Bitte, behalten Sie Platz." Zugleich stand der Jüngling Wladimir auf und trat bescheiden hinter seinen Stuhl.

In diesen ließ sich jetzt der Meister nieder. „Sehen Sie mich, bitte, an," befahl er, „und jetzt den Kopf in den Nacken beugen — noch etwas mehr."

Er begann im Hauptbuch zu zeichnen, und unter den Zahlen Wladimirs entstand wieder eine Ansicht der Nase der Frau von Müller aus der Wurmperspektive, mit scharfer Betonung ihrer Nasenlöcher.

Als der Dozent mit diesen Öffnungen fertig war, lehnte er sich im Stuhl zurück und senkte suchend den Blick, die Dämmerung unterhalb der gesellschaftlichen Beziehungen scharf durchmusternd. „Ihre linke Wade, bitte."

Frau von Müller glaubte nicht recht verstanden zu haben. Frau Amélie entfuhr ein unwillkürliches: „Unerhört."

Liebe lächelte wehmütig: „Ach nein, nicht wie Sie meinen. Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Ich brauche die Kurve nur als Korrektiv und Bestätigung."

Frau von Müller zog errötend ihren kurzen Rock enger um die Knie.

„Sie werden sich erheben müssen," beharrte Herr Liebe, „ich brauche Profil."

Frau von Müller errötete noch einmal. Aber der Wille der Wissenschaft war stärker als ihre Keuschheit. Sie erhob erst langsam und zögernd sich, dann den Saum ihres Kleides, drehte ihre Rückseite zum Licht und wies mit scheuer Gebärde das verlangte Objekt.

„Etwas höher," äußerte der Dozent, „die Kniekehle."

Frau von Müller senkte das Haupt und hob ihren Rocksaum. Herr Liebe zeichnete mit unbeteiligter Wissenschaftlichkeit. Der Jüngling Wladimir blickte diskret zur Seite.

„Ich danke Ihnen," sagte der Meister plötzlich freundlich, legte den Bleistift fort und erhob sich. „Es ist herrlich, wie bei Ihnen alles zusammenstimmt. Allein aus der Beinlinie hätte ich zu genau denselben Ergebnissen kommen können wie aus der Messung. Sehen Sie —"

Und er beugte sich stehend noch einmal über das Hauptbuch und wies auf seine Zeichnung; Frau von Müller sah mit hinein.

„Das soll mein Bein sein?" sagte sie entrüstet, auf das rundlich verdickte Etwas starrend, das der Dozent als das

Profil ihrer Wade festgelegt hatte. Der Meister lächelte milde: „Vor der Wissenschaft gibt es keine Schmeichelei, gnädige Frau."

„Und nun?" fragte Frau von Müller.

Er lächelte wieder: „O Ungeduld! Auf Grund dieser Zahlen und Zeichnungen stelle ich nun an Hand meiner Bücher wissenschaftlich einwandfrei Ihr Wesen, Ihre Fähigkeiten und wenigstens im Umriß Ihr Schicksal in Vergangenheit und Zukunft fest. Spätestens übermorgen erhalten Sie es."

Frau von Müller erschrak; aber sie sagte nichts.

„Und nun zu Ihnen, gnädige Frau," sprach der Dozent Liebe, und seine Stimme schwang um einige Grade stärker seinem Namen entsprechend, während sein Blick durch die Dämmerung Frau Amélies Augen suchte.

Sie erhob sich und kam näher. „Wollen Sie, bitte, Platz nehmen," sagte er.

Und wieder ging er an seine Kommode, und sein strenger Geist begann von neuem zu wählen, und er ergriff einen Apparat, der noch schöner und noch blanker war.

Mit ihm trat er hinter den Stuhl Frau Amélies und hielt seine Bügel wie eine Krone über ihr blondes Haupt. Dann sagte er langsam und gedehnt: „Ooooh —"

Frau Amélie versuchte mit einer halben Wendung des Kopfes ihn anzusehen:

„Was gibt's?"

„Ihr Haar, Ihr Haar," äußerte der Dozent.

„Was ist mit meinem Haar?" fragte sie halb ängstlich, halb ärgerlich.

„Ich bitte um Vergebung," sagte Herr Liebe, immer noch die Krone haltend, „aber ich fürchte, so bekomme ich den Apparat nicht darüber."

„Wie denn?" fragte Frau Amélie leicht gereizt.

„Sie werden Ihr Haar lösen müssen," sagte Herr Liebe.

„Nein," sagte Frau Amélie.

„Doch," sagte Herr Liebe, „sonst müssen wir verzichten."

„Dann verzichte ich."

„Aber Liebste," mischte sich Frau von Müller ein.

„Nicht wahr?" fragte der Dozent.

Der Jüngling Wladimir nickte ebenfalls.

„Sie meinen?" fragte Frau Amélie.

„Sicher," sagte Frau von Müller.

„Nein," erklärte Frau Amélie, „ich tu's nicht, und dann kann ich's auch nicht wieder aufstecken."

Sie wollte sich erheben, da legte der Dozent sanft seine Hand auf ihre Schulter. „Bitte, bleiben Sie. Ich will es versuchen, obwohl natürlich die Exaktheit leiden wird."

Es war kein Wunder, daß Liebe diesmal erheblich längere Zeit brauchte, bis er seinen Apparat in der ungelösten Fülle des blonden Haares richtig untergebracht hatte. Er schob die Bügel hierhin, er schob sie dorthin, er strich über die Schläfen, er ließ seine Hand in Frau Amélies Nacken ruhen — kurzum, er gab sich die größte Mühe, trotz der Ungelöstheit die Voraussetzungen für eine möglichste Exaktheit seiner Lösungen zu schaffen. Was natürlich einige Zeit dauerte.

Frau Amélie hielt geduldig still, obwohl sie den Sinn der einzelnen Handgriffe des Dozenten nicht immer verstand. Als er schließlich ihre Nase einquetschte, wollte sie protestieren, aber er ließ ein Lächeln auf sie niederrieseln und sagte beruhigend: „Es ist gleich vorüber."

Und dann wiederholte das Spiel sich wie vorhin. Der Dozent horchte und zählte, das Lämpchen leuchtete, Wladimir echote. Der Apparat wurde abgenommen, der Jüngling stand auf, der Dozent setzte sich und begann zu zeichnen.

Und dann kam wieder die letzte Aufforderung: „Die linke Wade, bitte." Der Dozent sprach sie weniger strenge als zuvor.

Frau Amélie erhob sich, stand einen Moment unschlüssig, dann setzte sie sich wieder. „Das tue ich nicht."

Der Jüngling Wladimir lächelte. Frau von Müller sagte: „Warum denn nicht?"

Diese Frage beantwortete Frau Amélie unlogisch, aber verständlich mit einem Nein.

Frau von Müller zuckte die Achseln: „Ich hab's doch auch getan." Der Jüngling Wladimir aber äußerte: „Es ist der Meister."

Während dieses Dialogs sah der Dozent Frau Amélie schweigend mit einem langen Blick an und nickte: „Ich kann es verstehen ... Ich will Ihr Gefühl nicht verletzen."

Während er dies sagte, ließ er seinen Bleistift einige Zentimeter über dem Papier spielen, als schriebe er dort unsichtbare Worte hin. Er dachte geradezu sichtbar nach.

Dann hob er sein Haupt und stand auf. „Sie dürfen nicht böse sein," sagte er langsam, gedämpft, „ich hätte es vorher wissen müssen. Wollen Sie mir verzeihen?"

„Lieber Gott!" meinte Frau von Müller.

Frau Amélie aber bemerkte trotz der Dämmerung auf einmal, daß der Dozent doch eigentlich ein sehr feiner Mensch wäre.

Der Abschied war kurz. Es war fast dunkel geworden, die alten Bäume standen draußen als schwarze Silhouetten vor dem grauen Himmel. Der Jüngling Wladimir zündete auf der Kommode mit den Totenschädeln langsam eine Petroleumlampe an.

Frau von Müller streckte dem Dozenten ihre behandschuhte Rechte hin. „Schönen Dank, Herr Professor, und wann erfahren wir unser Schicksal?"

Er lächelte verbindlich: „In den nächsten Tagen. Ich sende es Ihnen zu, wenn Sie mir Ihre Adresse geben wollen." Frau von Müller wollte, und der Jüngling Wladimir, ohne Furcht vor Petroleumflecken, notierte sie im Hauptbuch.

„Kurfürstenstraße 126 c," sagte Frau Amélie, und dann stand sie vor dem Dozenten und hielt ihm ihre Hand hin: „Ich danke Ihnen."

Liebe aber schüttelte den Kopf. „Ich habe zu danken, gnädige Frau. Sie hatten zu verzeihen, was ich falsch gemacht habe."

„Wieso falsch?" fragte Frau Amélie.

Er schüttelte noch immer: „Ich hätte Ihnen das ersparen müssen."

Jetzt schüttelte Frau Amélie. Sie sagte nichts, aber die beiden Hände lagen ineinander, bis der Jüngling Wladimir die Petroleumlampe emporhob, um den Weg bis auf den zweiten Hof zu erleuchten.

Als er zurückkam, fand er seinen Herrn und Meister gedankenvoll auf und ab wandernd im dunklen Atelier; die Hände hatte er in den Taschen des pflaumenfarbenen Samtjacketts, den Kopf hielt er gesenkt, und dazu pfiff er halblaut vor sich hin: „Ihr, die ihr Triebe des Herzens kennt ..."

Der Jüngling aber konnte ihm die Frage auch nicht beantworten.

Lehmanns Traum

Bei Jordans klingelte das Telephon.

Das Mädchen Frida ging heran und sagte mit hoher Stimme: „Hier bei Frau Jordan." Sie tat das gerne, denn sie hatte immer die heimliche Hoffnung, daß einmal jemand nicht nach Fräulein Toni oder Fräulein Eva, sondern nach Fräulein Frida fragen könnte. Onkel Heinrich besaß ja auch Telephon.

Aber ihr Traum zerrann auch diesmal; eine tiefe männliche Stimme fragte nach Fräulein Eva.

„Einen Augenblick," sagte das Mädchen, und dann wanderte es gottergeben, die Gewünschte zu suchen.

Als Eva sich meldete, lachte es drüben gerade.

„Ist dort jemand?" fragte sie.

„Aber ja," klang die Stimme des Architekten Gieseler, „einen Augenblick." Und nach einem Weilchen: „So, guten Tag, wie geht es?"

Da draußen ein strahlender Oktobertag war, konnte Eva nicht umhin, zu bekennen, daß es erträglich sei.

Der Architekt freute sich. „Ich wollte Sie nämlich fragen, ob Sie Lust haben zu einer Autotour."

„Ich verstehe immer Auto," sagte Eva.

„Sie verstehen ganz recht," klang es von drüben.

„Wo soll es denn hingehen?"

„Nach Friedrichshagen," sagte Gieseler. „Sie brauchen kein so enttäuschtes Gesicht zu machen. Es ist sehr schön."

„Was wollen Sie denn in Friedrichshagen?"

„Ich habe dort zu tun, mein Fräulein. Einen ehemaligen Bauherrn zu besuchen, dem ich eine Villa gebaut habe, und der etwas geändert haben will. Er hat mich für heute nachmittag um drei befohlen und mir sein Auto zur Verfügung gestellt. Und da ich nur einen Platz darin brauche, habe ich auf dem zweiten mir Sie vorgestellt."

„Eine hübsche Vorstellung," sagte Eva.

„Sicher," bestätigte Gieseler, „haben Sie also Lust?"

„Lust hätte ich schon. Aber ich kann doch nicht Ihren Bauherrn mitbesuchen kommen," gab Eva zögernd zu bedenken.

„Diesen Bauherrn können Sie bestimmt mitbesuchen; Sie können aber auch vor der Türe bleiben. Die Hauptsache ist, wollen Sie?"

„Ich will," sagte Eva, und der Architekt bedankte sich.

„Wo soll ich Sie abholen? Ich fahre kurz nach zwei."

„Ich werde am Lützowplatz sein an der Brücke. Auf Wiedersehen."

Der Lützowplatz lag in strahlendem Licht; die herbstlichen Chrysanthemenbeete standen wie goldbrauner Samt in der müden Sonne. Das Grün des Rasens war noch frisch; die gelben Blätter lagen als leuchtend spielende Punkte über den Gräsern. Um die tote Steinsäule des Herkulesbrunnens jagten sich spielende Kinder. Vor der noch verschlossenen Türe des kleinen Butterkellers an der Ecke stand die übliche Schlange margarineheischender Frauen und wartete ängstlich, was für ein Preis heute nach der Bekanntgabe des Dollarkurses auf dem Zettel an der Glastür erscheinen würde.

Eva stellte sich an die Ecke der Brücke ans Ufer. Die letzten Blätter der gelben Kastanien leuchteten im hellen Sonnenlicht, der Weg unten lag schon im Schatten, und die Ferne nach der Bendlerbrücke zu verschwamm in herbstlich bläulichem Dunst. Ein alter Herr kratzte mißvergnügt mit seinem Stock in dem welken Laub an der Bordschwelle umher und knurrte über die mangelhafte Straßenreinigung.

Hupend kam das Auto. Ein schöner Wagen, neu und glänzend hellgrau. Der Chauffeur war ebenfalls hellgrau und sah noch vornehmer aus als das Gefährt. Der Architekt Gieseler half Eva beim Einsteigen, legte ihr ein paar Decken über die Knie; dann fuhr der vornehme Herr am Steuerrad wieder los.

Die Bäume am Großen Stern waren schon kahl. „Ich habe eigentlich ein etwas unangenehmes Gefühl," bemerkte Eva.

„Unsinn," sagte der Architekt. „Es wird dir vielen Spaß machen."

„Ich komme gar nicht mit hinein," erklärte Eva und richtete sich aus der Ecke zwischen dem Rücksitz und ihrem Nachbar auf, in die eine scharfe Kurve sie gedrängt hatte.

„Der Mann fährt gut," lobte der Architekt; „was sagst du dazu, daß die Mark an der New Yorker Börse gestrichen ist?"

Eva wußte nicht, was sie dazu sagen sollte.

„Sie ist gestrichen," wiederholte Gieseler, „sie wird nicht mehr gehandelt."

Das Mädchen zuckte die Achseln und bemerkte, sie sei aber doch da.

„Jawohl," lachte der Architekt, „bei uns; aber draußen nicht. Wir haben kein Geld mehr trotz unserer Billionen."

„Ist das sehr schlimm?" fragte Eva.

„Ich fürchte, es wird sehr schlimm werden," sagte der Architekt. „Ist dir auch nicht kalt?"

Eva schüttelte den Kopf. Sie drangen in rascher Fahrt schnell in den Osten vor. Die Köpenicker Straße blieb hinter ihnen zurück, und der gelbe Treptower Park, Laubenkolonien und Fabriken, Friedhöfe und Gartenwirtschaften — und Eva ließ die Welt an sich vorübergleiten und staunte, daß Berlin so groß war.

Das Auto fuhr durch mageren Kiefernwald. Sie legte ihre Hand leicht auf die Gieselers: „Wie rot die Stämme sind." Der Architekt nickte; aber er zog beide Hände vorsichtshalber unter die Decke; denn vorne saß der feine Chauffeur.

Häuser, Menschen, Kleinstadt mit Großstadtallüren, allerhand Gerüche: Köpenick. „Ach, hier lassen wir waschen," bemerkte Eva verträumt.

Frische Luft strich über sie hin, herbstlich kühl, durchweht von dem kräftigen Geruch ferner Kartoffelfeuer. Eva atmete tief: „Du, das ist schön."

„Wenn man bloß wüßte, was daraus werden soll," erwiderte Gieseler und drückte seinen Hut fester. „Aus der Geschichte mit der Mark, meine ich. Ich fürchte, das ist der Ruck, der die ganze Geschichte zum Stehen bringt."

Weite Wiesen glitten vorüber, hell im Nachmittagslicht, und bunte Bäume standen wunderlich vor fernem, blauem Kiefernwald. Eva wies mit der Hand darauf hin: „Ach, es wird schon wieder werden."

„Das sagst du so," meinte er. „Ihr seid ja reiche Leute; aber was soll ich sagen?"

„Sind wir wirklich reich?" fragte Eva, eine Locke aus dem Gesicht streichend. „Ich weiß es nicht."

„Eigentlich weiß es heute keiner," nickte Gieseler. „Aber ich möchte bloß wissen, was werden soll, wenn der Dollar nicht mehr steigt."

„Das wäre doch sehr gut für uns," sagte sie.

„Ich danke," äußerte der Architekt. „Da kommt Friedrichshagen."

Eva machte wieder ein ängstliches Gesicht: „Ich möchte vorher aussteigen."

Er lachte: „Fahre ruhig mit bis unten an den See, da kannst du dich immer noch verabschieden und solange ich zu tun habe spazierengehen oder einen Kaffee trinken."

Der Chauffeur bog mit elegantem Schwung in eine breite, mit herbstlichen Bäumen bestandene Straße ein, ließ ein Denkmal, eine Kirche, ein Dutzend Biergärten und Konditoreien hinter sich, fuhr durch allerhand stille Seitenstraßen, tutete ohne anzuhalten ein paarmal energisch und geräuschvoll und glitt zuletzt mit seinem Wagen durch ein weitgeöffnetes Gittertor über kiesbestreute Wege in einen großen, alten Garten mit schönen hohen Bäumen, unter denen eine funkelnagelneue Villa im milden Licht der herbstlichen Nachmittagsonne ihre Vornehmheit und Geschmackfülle genoß. Er ruhte nicht eher, als bis er unter der glasüberdachten Einfahrt vor dem Hause hielt, dessen Türe ein Diener bereits geöffnet hatte. Es half nichts mehr: Eva war gefangen. Sie ärgerte sich und machte ein unglückliches Gesicht; sie konnte nur der kühl einladenden Gebärde des Türhüters folgen.

Eine hohe Halle nahm sie auf. Ein schwarzes Mädchen mit weißer Schürze half ihnen beim Ablegen der Mäntel; dann öffnete der Diener die eine Hälfte einer großen Flügeltüre, und sie standen geblendet in einem Riesenraum, der sich fast durch die ganze Länge des Hauses auszudehnen schien. Die Wand gegenüber dem Eingang war nur Fenster, und vor dem Fenster war nur See: eine reglose, silbern schimmernde, weite Fläche, die fast heller strahlte als der blasse Himmel über ihr. Drüben jenseits des Wassers lag dunkel wie eine schwere, schwarze Silhouette ohne Zeichnung ein verschleierter Höhenzug, die Müggelberge.

„Wie schön," sagte Eva und ging unwillkürlich um den

langen, langen Tisch in der Mitte des Zimmers herum zum Fenster. „Herrlich ist das!"

„Nicht wahr?" bestätigte Gieseler mit einem Stolz, als ob er die Landschaft mitgebaut hätte. „Das habe ich gut gemacht, nicht?"

„Aber daß ich hier bin, ist schrecklich," klagte sie, „wie heißt der Mann eigentlich?"

„Traugott Lehmann heißt er, und es ist gar nicht schrecklich," antwortete der Architekt; „du bist eine Schülerin von mir und interessierst dich für das Haus. Im übrigen redet er und nicht du."

„Was ist er denn?"

„Rentier," erwiderte Gieseler, „oder, wie man heute sagt, Schieber. Aber du wirst ja sehen. Er ist ein ordentlicher Mann."

Vor den Fenstern zog sich eine breite, durch eine halbhohe Brüstung nach dem See und dem Garten abgeschlossene Terrasse hin, auf der noch wie vergessen weiße Sommermöbel einladend umherstanden. Über den See glitt langsam, von einem qualmenden Schlepper gezogen, ein dunkler Zillenzug. Die Sonne neigte sich gegen den Abend.

„Ist er verheiratet?" fragte Eva träumerisch in das sinkende Licht.

„Er macht wenig Gebrauch davon," sagte der Architekt. „Ich glaube, es ist nicht ganz leicht für ihn."

„Na, da sind Sie ja," klang hinter ihnen eine laute, freundlich berlinische Stimme.

Sie wandten sich um. Herr Traugott Lehmann kam um den Tisch herum, sie zu begrüßen.

Eva sah ihn fast etwas erstaunt an: er paßte nämlich ganz gut in seine Villa. Sie hatte eigentlich etwas anderes erwartet. Herr Lehmann war ein breiter, ziemlich großer Mann mit sanft gerötetem Gesicht und blondem Schnurrbart; er trug einen hellen Anzug, dem man es ansah, daß er von einem guten Schneider herrührte, wenn auch zwischen der Hülle und ihrem Träger noch keine völlige Harmonie erzielt war. Und er fiel auch durch die halbe Verbeugung, mit der er seine Gäste willkommen hieß, durchaus nicht aus seinem jetzigen Rahmen heraus.

Er schüttelte Gieseler die Hand: „Das ist nett, daß Sie gekommen sind;" er verbeugte sich nochmals vor Eva: „und daß Sie Ihre Frau Gemahlin mitgebracht haben, freut mich sehr."

Eva wurde rot und schüttelte den Kopf; der Architekt aber sagte: „Darf ich Ihnen meine Schülerin, Fräulein Jordan vorstellen; sie interessiert sich sehr für diesen Bau. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, Herr Lehmann."

„Aber ich bitt' Sie," sagte Herr Lehmann, „ich bitt' Sie; warum soll sie sich nicht interessieren? Ich freu mich sehr, Fräulein." Und er streckte ihr seine Rechte hin.

Eva sah auf diese Hand und mußte zugeben, daß sie das erste war, das nicht recht in diese hochherrschaftliche Umgebung passen wollte. Sie war groß und behaart, mit kurzen, dicken Fingern, und ihre Hand verschwand fast völlig in der unentrinnbaren Umschließung dieses Gebildes.

„Haben Sie schon Kaffee getrunken?" fragte Traugott Lehmann, während er geräuschvoll seine Nase putzte. „Es ist ziemlich frisch draußen."

Gieseler schüttelte den Kopf. „Na, denn woll'n wir mal gleich," sagte Herr Lehmann, trat an den Tisch und faßte die Kante mit seiner großen Pranke.

„Hübsch, was?" lächelte er Eva an. „Sehn Se mal hier, überall unter der Tischplatte elektrische Klingeln. Ich kann sitzen, wo ich will. Feine Erfindung."

Der Diener trat in das Zimmer und sah seinen Herrn fragend an.

„Wir wollen oben Kaffee trinken," sagte Traugott Lehmann, „und denn 'n bißchen Torte und Königskuchen und so was für die junge Dame, und für uns 'n Kognak und Zigarren."

Der Diener nickte und verschwand. Der Architekt aber sagte: „Wollen wir nicht erst das Haus besichtigen, solange es noch hell ist?"

„Aber jerne," stimmte Lehmann zu, und er drückte wieder auf einen seiner Klingelknöpfe unter der Tischplatte.

Diesmal erschien ein schwarzes Mädchen mit weißer Schürze, aber ein anderes. „Sagen Sie meiner Frau, der Herr Gieseler wäre hier mit 'ner jungen Dame, und wir würden uns die Appartements besehen; daß alles in Ordnung ist."

Eva bekam einen neuen Schreck. Diesmal vor Frau Lehmann.

„Wollen Sie führen, oder soll ich?" fragte Lehmann, „oder woll'n wir beide?"

„Das wird das beste sein," entschied Gieseler.

Und Traugott begann. „Also dies hier ist der Speisesaal, wenn wir große Gesellschaft haben – mit der Aussicht nach

dem See und der Terrasse davor. Im Sommer machen wir die Fenster alle auf, denn können wir gleich ins Freie; denn sie gehn bis runter. Wenn wir allein sind, essen wir oben. Da is jemütlicher."

Eva blickte in dem riesigen Raum umher. Über dem Tisch hingen zwei Kronleuchter aus Hirschgeweihen; an den Wänden rechts und links ragte je ein gemauerter Kamin, an der langen Wand gegenüber den Fenstern über einer Anrichte und einem niedrigen Schrank mit allerhand Vasen hingen ein paar Bilder.

„Besehen Se sich man alles," sagte Herr Lehmann, „das is mein Rubens, und das da — ich hab vergessen, wie der Maler heißt."

Eva sah den Architekten Gieseler an. Der vermied ihren Blick. Er vermied auch, das Bild anzusehen, das sein Besitzer als Rubens bezeichnete.

„Schön, was?" fragte Herr Lehmann. Eva nickte stumm.

„An der einen Seite liegt nu mein Arbeitszimmer, an der andern ist die Bibliothek." Er öffnete zuerst die Türe zum Arbeitszimmer.

Es war ein mittelgroßer dunkler Raum mit einem großen Schreibtisch, ein paar Schränken, einigen Klubsesseln. An der Wand hingen in goldenem Rahmen zwei Vergrößerungen in Kreidemanier: ein ehrwürdiger alter Herr mit einem zweigeteilten Vollbart und einer kahlen Platte und eine durch Schuld des Photographen offensichtlich noch abundativer wirkende ältere Dame mit melancholischen Hängebacken.

Traugott sah gerührt auf die beiden Porträts: „Meine Eltern," stellte er vor. „Die hätten sich das auch nicht träumen lassen, daß ihre Bilder 's nochmal so gut haben würden."

Über dicke Teppiche gingen sie hinüber zur Bibliothek. Der See strahlte in einem milden, gelbvioletten Licht; die Bäume, die den Ausblick aus den Fenstern rahmten, standen als scharfe Silhouetten vor der schwebenden Helle. Die Müggelberge begannen sich in violetten Duft zu lösen.

Die Bibliothek entsprach in der Größe dem Arbeitszimmer. Die Fenster waren etwas höher gelegt, die Wände darunter ringsumher mit Bücherschränken bestellt. In der Mitte ein Tisch, Klubsessel, ein Liegesofa.

Herr Lehmann drehte das elektrische Licht an. Auf dem Tisch glühten, von dunkelgrünen Schirmen überdeckt, ein paar Stehlampen auf. „Alles gebunden," sagte er, aber seine Stimme klang ein bißchen gedrückt.

Eva trat an einen der Schränke. „Schöne Bücher haben Sie, Herr Lehmann."

Er knurrte etwas: „Ist ja doch alles zu spät."

Und als sie sich fragend umwandte, lachte er verlegen: „Ja, sehen Sie, Fräulein, früher da hatte ich keine Bücher, und wenn ich welche gehabt hätte, hätte ich keine Zeit gehabt, sie zu lesen. Jetzt habe ich Zeit, und manchmal versuch ich auch reinzukucken; aber nu geht's nich mehr."

„Sie müssen sich Zeit lassen," meinte Eva.

Traugott Lehmann schüttelte den Kopf. „Da hilft keine Zeit; es ist zu spät. Es muß ja alles da sein, in so 'm Haus. Aber ich hab nichts mehr davon. Sehn Se hier,

Joethe. Na ja, ick kenn' ihn aus'm Tiergarten. Aber lesen? Das is nischt für mich. Da muß man früher anfangen."

„Es braucht ja nicht gleich Goethe zu sein," tröstete Eva.

„Sie meinen, Schiller tut's auch," sagte Herr Lehmann. „Jewiß, aber das Richtige für mich ist doch der blutige Pantoffel oder der Mord in der Laubenkolonie. Und die darf ich hier nicht herstellen. Aber es schadet nichts, mit den Büchern finde ich mich schon ab; die stehn still und sehn hübsch aus, und wenn man dran herumgeht und die Titel liest, dann kann man sich noch alles mögliche dabei denken. Und mehr wie den Titel haben die andern ja ooch nich jelesen."

Der Architekt lachte. „Stören die anderen Sie?"

Lehmann steckte die Hände in die Hosentaschen und wippte ein bißchen auf den Zehen: „Stören? Das kann ich nich sagen; aber ich merk jetzt viel mehr, daß se da sind. Und das bringt manchmal auf dumme Gedanken."

Eva sah ihn unsicher an. Er lachte: „Sie wissen nich, wer das ist, die andern. Das ist auch schwer zu sagen. Können Sie's nich, Herr Gieseler?"

Aber der Architekt schüttelte den Kopf: „Für mich ist das noch viel schwerer."

„Wenn ich dabei bin, meinen Sie," äußerte Lehmann. Dann wandte er sich wieder zu Eva: „Ja, Fräulein, die andern: wie soll ich das sagen? Das sind die, die glauben, daß sie eigentlich hier hereingehören und nicht ich. Sehn Sie, das alles hier," er zog mit seiner großen Hand einen gewaltigen Kreis um sich, — „das alles hier hab ich ge-

macht. Jewiß, ich hab Glück jehabt, aber jemacht hab ich's. Wär mein Vater in diese Zeit jeraten, der säß noch heute in der Schlächterbude am Schlesischen Bahnhof, in der ich auch vor zehn Jahren saß. Ick sitz hier. Ick hab 'ne Villa, ich hab Diener und Mädchen, ich hab 'n Auto und habe Bücher. Ich kann's mir leisten, und schön is es auch. Aber da sind nu die andern."

In diesem Augenblick sah er auf einem Tischchen eine Zigarrenkiste stehen: „Herrgott, ick hab Ihnen ja noch gar nischt zu rauchen angeboten," unterbrach er sich, faßte in die Tasche und hielt dem Architekten eine große lederne Zigarrentasche entgegen. Der dankte.

„Nehm' Se ruhig," ermunterte Herr Lehmann, „se is gut, und bei den teuren Zeiten."

Zugleich faßte er in eine andere Tasche und hielt Eva ein goldenes Zigarettenetui entgegen: „Bitt scheen, Fräulein, die jungen Damen rauchen ja heute alle."

Eva dankte ebenfalls; so steckte er betrübt das Etui wieder ein, biß eine Zigarre ab und zündete sie an. „Dann muß ich allein rauchen."

Danach aber fuhr er fort: „Sehn Sie, da haben wir's. Sie wollen wissen, wer die anderen sind. Die anderen sind Sie und der Herr Gieseler und all die feinen Leute, die die Bildung schon als Kinder gelernt haben und nicht erst kaufen müssen. Mein Vater, der hatte 'ne Bibel und 'n Gesangbuch im Schrank. Ich hab seit der Schule kein Buch mehr gehabt. Jetzt bin ich 'n reicher Mann und hab 'n großes Haus; jetzt muß ich Bücher kaufen, weil die anderen sonst lachen. Bloß weil's dazu gehört. Verstehn Sie nu?"

Eva fing an zu begreifen. Traugott Lehmann aber blies einen gewaltigen Rauchstrom von sich, so daß sie husten mußte. „Na, denn könn' wir weitergehn."

Sie kehrten durch den großen Speisesaal in die Diele zurück und wanderten die teppichbelegte Treppe hinauf in den ersten Stock. Herr Lehmann öffnete eine Türe, ein schwarzes Mädchen kam heraus.

„Haben Se meiner Frau Bescheid gesagt?" fragte er.

Das Mädchen nickte: „Die gnädige Frau läßt sich entschuldigen; sie hatte sich auf vier Uhr bei der Schneiderin angemeldet. Sie ist mit dem kleinen Wagen nach Berlin."

Herr Lehmann grunzte: „Schon wieder Schneiderin. Na meinetwegen. Denn müssen Se mit mir allein Kaffee trinken."

„Es ist drüben im Eckzimmer serviert," sagte das Mädchen.

Sie wanderten die Galerie entlang bis zum Ende. Herr Lehmann öffnete und ließ die beiden eintreten.

Das Zimmer war nicht eben groß; aber es hatte an zwei Seiten Fenster. Das eine sah auf den See, das andere nach Westen zur Stadt hinüber. Der Raum war ganz voll Licht, die Sonne schien breit und rötlich durch die großen hellen Scheiben herein.

„Es muß gut tun, das alle Tage zu sehen," sagte Eva, ans Fenster tretend.

Traugott Lehmann lachte: „Jewiß, Fräulein, es is schön. Aber woll'n Se glauben, früher, wenn ick Sonntags mit Muttern und den Kindern rausfuhr nach Erkner und der Woltersdorfer Schleuse oder hierher, und denn zu

Fuß rüber nach Rübezahl und Grünau und abends mit'n Dampfer zurück oder später mit'n Rad, eh wir den Jummi abliefern mußten — woll'n Se glauben, daß da alles eijentlich viel schöner war? Jewiß, heute hab ich's alle Tage, und damals hatte ich's bloß Sonntags; aber vielleicht war das viel besser. Denn Sonntags, da hatten's alle, und da gehörte es uns, und die Sache war richtig. Heute hab ich's auch in der Woche, wo jearbeitet wird, und wo ich's bloß allein habe, und da fehlt was. Da is was nich richtig."

Eva sah ihn nachdenklich an: „Das kann ich mir vorstellen; aber gewöhnt man sich nicht?"

Herr Lehmann lachte, die Zigarre im Mund, die Hände in den Hosentaschen: „Man jewöhnt sich an alles, und ich komm mir deswegen auch nich bedauernswert vor. Wenn ick heute wieder in der Madaistraße de Aussicht auf'n zweiten Hof jenießen sollte mit'n Müllkasten unterm Fenster und Freitag und Sonnabend Teppichklopfen — ich weiß nich, ob mir das noch jefallen würde. Bloß ganz so schön, wie Sie das finden, wenn Se mal auf'n Sprung rauskommen, — so schön is es für mich nich mehr. Aber ich hatte mir früher immer jedacht, wenn ich morjens um vier nach'n Viehhof mußte und saß auf'n Bock und schlief noch halb und de Sterne schienen uff die Straßenreinigung, denn dachte ick mir, wenn de mal viel Geld hast, denn bauste dir 'n Haus oder wenigstens 'ne Laube an'n Müggelsee. Det war morjens immer mein Traum. Daß der Traum mal so'n Haus werden würde, hab ich mir allerdings nich jedacht, wenn ich nach'n Viehhof fuhr."

Eva hatte sich wieder zum Fenster gewandt: „Ich möchte nicht unbescheiden sein; aber wäre es nicht fast schöner gewesen, um den See herumzugehen und drüben irgendwo eine Tasse Kaffee zu trinken?"

„Nee," sagte Herr Lehmann, „nee." Er sagte es ernst, aufgerichtet und sachlich, und dann setzte er hinzu: „Das geht nich."

Eva war wieder ein bißchen rot geworden: „Entschuldigen Sie, ich wußte nicht."

„Das könn' Sie auch nich wissen," sagte er ruhig, „und das schad' auch nichts. Aber den Kaffee trinken wir hier."

Damit öffnete er die Tür zum Nebenzimmer und drückte auf einen Klingelknopf. „Hier steht ja schon alles."

Mitten in dem etwas kleineren Zimmer stand weiß gedeckt ein großer runder Tisch mit drei Tassen, Tellern, einer Torte, einem silbernen Korb voll Teegebäck und einer großen weißen Schale, angefüllt mit sämtlichen Erzeugnissen der Berliner Konditorkunst: – Streuselkuchen, Kranzkuchen, Pfannkuchen, Blätterteig, Mohrenköpfen, Bienenstich, Napoleonschnitten, Schillerlocken (mit Creme).

Vom Korridor her kam das Mädchen in Schwarz mit der weißen Schürze, auf silbernem Tablett eine riesige silberne Kaffeekanne hereintragend.

„Bringen Sie auch den Kognak," befahl Herr Lehmann, „und für das Fräulein 'n Benediktiner oder 'n Curaçao."

Eva schauderte.

„Rauchen Sie jetzt 'ne Zigarre?" fragte Lehmann den

Architekten mit gezückter Zigarrentasche. Dieser dankte: „Nachher vielleicht."

Das Mädchen schenkte ein. „Nehm' Se Sahne?" fragte Herr Lehmann. Eva nahm Sahne.

„Hier sind wir auch gleich am Ort der Tat," sagte der Hausherr, den Blick zur Decke erhoben. „Dies Zimmer möcht ich nämlich anders haben."

Der Architekt sah ihn wartend an. Er aber vermied diesen Blick und rührte in seiner Kaffeetasse.

„Wie soll es denn werden?" fragte Gieseler, einen Klang von böser Ahnung in der Stimme.

„Altdeutsch," sagte Traugott und hob seine Augen trotzig zu dem Nachbar empor.

Der Architekt schlotterte: „Alt.....?"

„Deutsch," vollendete Herr Lehmann, froh, daß der andere ihm wenigstens die Hälfte des ominösen Worts abgenommen hatte.

„Wollen Sie 'n Kognak?" setzte er hinzu, da der Architekt ihn gebrochen anstarrte.

Gieseler schüttelte den Kopf. Traugott kehrte zu seiner Kaffeetasse zurück: „Ich weiß, das macht man heute nicht mehr; es is nich modern, so wenig wie die Blattpflanzen und die Kühe aus Pappmachee im Schaufenster von den Schlächterläden. Aber mir gefällt's. Ich war im Sommer mit'n Auto in Rothenburg: das ist das Richtige. Holzgetäfelt und mit Butzenscheiben, und Wandschränke und 'n Leuchterweibchen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie gut mir das jefällt. Und so was will ich hier haben und, und Sie müssen mir das machen. Und dann – "

Gieseler sah ihn, nichts Gutes ahnend, an.

Traugott ergriff die Kognakflasche, füllte ein Glas, goß es hinunter, sah sein Gegenüber gewaltsam mutig an und bekannte halb aggressiv, halb ängstlich: „Und dann will ich 'n Erker."

„Einen Erker?" fragte der Architekt klanglos.

„Einen Erker," wiederholte Lehmann, „wollen Sie 'n Kognak?"

Jetzt wollte Gieseler. Er goß den tröstenden Trank hinunter; dann faßte er sich: „Das geht nicht."

„Es muß gehen," erklärte der Hausherr.

„Es ist ausgeschlossen," widersprach der Architekt. „An ein Haus wie dieses, das rein aus kubischen Vorstellungen und zweckmäßiger Gliederung des Räumlichen entstanden ist — an solch ein Haus einen Erker ansetzen, — lieber erschieße ich mich."

„Sie werden sich nicht erschießen," grinste Traugott, „Sie wissen ja gar nich, ob Se den Sarg bezahlen können. Und den Erker will ich haben."

Gieseler ächzte. „Aber lieber Herr Lehmann, das müssen Sie doch einsehen."

„Nein," sagte der liebe Herr Lehmann, „ich sehe gar nichts ein. Ich will mein Leuchterweibchen und meine getäfelte Stube und will meinen Erker."

„Sie sollen Ihr Leuchterweibchen haben und Ihre getäfelte Stube und Ihre Butzenscheiben; aber erlassen Sie mir den Erker," flehte der Architekt, „der macht ja das ganze Haus kaputt."

„Gar nichts macht er kaputt," protestierte Herr Leh-

mann und goß sich wieder einen Kognak ein. „Er kommt ja bloß nach hinten raus, nach'm See, wo ihn niemand sieht."

„Aber die Seeseite ist doch die Schauseite," schrie der Architekt.

„Vom Wasser schaut keiner," grinste Lehmann, „höchstens die Leutchen, die da baden gehen, und die schaun nach ganz wat anderm; verlassen Se sich drauf. Denn das Damenbad ist nebenan."

Bei diesen Worten lächelte er Eva freundlich an: „Entschuldjen Se, Fräulein, aber habe ich nich recht?"

Dieses konnte Eva schon aus Rücksicht auf den Architekten nicht bestätigen; aber sie suchte zu vermitteln: „Läßt sich nicht vielleicht ein Ausweg finden, zum Beispiel, daß man den Erker nur innen anlegt und nach außen nicht sichtbar werden läßt?"

„Wie Sie das machen, is mir egal," sagte Lehmann, „Hauptsache is, ich kriege meinen Erker."

Der Architekt seufzte erleichtert auf: „Darüber ließe sich reden. Innen will ich Ihnen alles machen."

„Aber mit bunten Scheiben," beharrte Traugott.

„Was heißt mit bunten Scheiben?" fragte Gieseler.

„Ich will Fenster mit bunten Scheiben in den Erker haben," erklärte Lehmann halsstarrig. „In eine Ecke ein rotes, in die andere ein blaues und in den übrigen grün und gelb. Und dazwischen Milchglas mit Muster."

„Aber, Herr Lehmann," lächelte Eva.

„Wat heißt aber, Fräulein? Können Sie das nicht versiehn? Ich habe mir hier vom Herrn Baumeister" — Gie-

seler zuckte zusammen, denn er war Architekt – „ich hab mir hier vom Herr Baumeister 'ne Villa bauen lassen. 'ne große Villa. 'ne schöne Villa; 'ne Stange Gold hat se gekostet. Ich wohn hier sehr fein und sehr nobel. Nu will ich aber auch was haben, was mir gefällt. Meinetwegen, es is nich fein. Am Ende bin ick auch nich fein. Ich kann nichts dafür, daß ich aus der Madaistraße stamme und daß mir Altdeutsch jefällt. Viel besser jefällt als die kubische Vorstellung oder was der Herr Baumeister sonst noch gemacht hat. Und ich seh nich ein, warum ich nich haben soll, was mir jefällt. Ich hab mir doch schon die vielen Bücher jekauft; nu soll man mir wenigstens meinen Erker lassen. Hab ich nich recht?"

Diesmal mußte Eva nicken: „Ich glaube ja. Ich glaube, Sie haben recht."

Der Architekt ächzte wieder. Traugott Lehmann aber strahlte: „Na sehn Sie, ich hab's ja immer jesagt. Woll'n Se 'n Benediktiner? Und nu will ich Ihnen auch sagen, daß ich den Erker bloß wegen der bunten Fenster will. Haben Sie nie gesehn, wie schön das is? Wenn der ganze See rot daliegt, als ob alles brennt, und denn mit einmal is blau wie lauter Mondschein, und alles dicht neben'nander? Bloß immer, wie's draußen is – ich sag Ihnen, wenn man das alle Tage hat, das wird ebenso langweilig wie der zweite Hof in der Madaistraße."

Er füllte Evas Glas und hielt ihr die Schüssel mit dem Streuselkuchen und den Schillerlocken hin: „Nehm' Se ordentlich; Sie haben noch 'n weiten Weg."

Eva dankte und nahm. Und dann sah sie wieder zum

Fenster: „Ich würde so gern noch ein Stück um den See ...," sie warf einen fragenden Blick auf den Architekten.

Der nickte und leerte seine Tasse: „Wie Sie wollen; mir ist ein Stein vom Herzen wegen des Erkers."

Traugott Lehmann aber lachte und steckte seine ausgegangene Zigarre wieder an: „Ihr seid komische Menschen. Wenn zu mir einer jekommen wär, wie ich noch mein Jeschäft hatte, und hätte ausjerechnet Schöpsenfüße als Eisbein verlangt, ich hätt sie ihm gegeben. Selbstverständlich. Er ist doch verrückt, nich ich. Er muß bloß ordentlich bezahlen. Und Sie tun so, als ob Ihnen der Kopp abgerissen werden soll, wenn ich von Ihnen 'n Erker haben will. Ich muß 'n Ihnen doch auch bezahlen."

Gieseler lächelte überlegen: „Das ist doch ganz etwas anderes."

„Das ist genau dasselbe," sagte Lehmann, „aber ich weiß schon, jetzt kommen Sie wieder mit Ihrer Vorstellung und mit der Kunst, und da kann ich nich mit. Ich versteh nichts davon; aber ich kann mir nich helfen, ich hab immer das Gefühl, daß ich für mich wichtiger bin als die Kunst für Sie."

Er füllte sein Kognakglas noch einmal, leerte es und sah Eva an: „Da haben Sie sie wieder – die andern. Das Leben is nich leicht, Fräulein."

„Das ist doch alles nicht so schlimm," tröstete Eva.

„Doch," sagte Herr Lehmann, „doch, es ist schlimm; denn ich lern's nich mehr. Ich bin zu alt mit meinen Fünfzig. Und darum werde ich nie dazugehören, wenn ich auch

mehr Geld habe als sie. Sie werden immer über mich reden und werden lachen, wie der Herr Baumeister über meinen Erker lacht, und ich werde immer das Gefühl haben wie damals, als ich bei 's zweite Garde-Feld in Potsdam diente. Da kam mal 'n Onkel und nahm mich mit in 'n Lokal, wo bloß Offiziere saßen. Er hielt mich frei, und es gab Eisbein und Echtes und noch 'n Schnaps, aber ich kann Ihnen sagen: ich war froh, wie ich wieder 'raus war. Genau so geht's mir jetzt; bloß jetzt kann ich nich mehr raus; denn dann müßt ich mein Geld aufgeben."

„Und dazu hätten Sie keine Lust?" fragte der Architekt.

„Etwa Sie?" fragte Herr Lehmann zurück.

„Ich habe kein Geld," sagte Gieseler.

„Na, 's lebt sich auch so," beruhigte Lehmann.

Er bot Eva eine weitere Tasse Kaffee an; sie dankte. „Seien Sie nicht böse, wenn ich nochmals zum Aufbruch dränge. Noch scheint die Sonne, und ich komme so selten heraus."

„Wollen Sie 's Auto?" fragte Lehmann.

Eva dankte: „Ich möchte gerne ein Stückchen zu Fuß gehen. Vielleicht bis zum Müggelturm."

Traugott Lehmann knipste seine goldene Kapseluhr auf: „Halb fünf; ja, das schaffen Sie noch."

Eva fragte, ob er nicht mitginge.

Er schüttelte energisch den Kopf: „Nein, ich bleibe hier. Das kann ich auch nicht."

Sie sah ihn erstaunt an: „Was können Sie auch nicht?"

„Mitgehen," sagte er. „Da sind die andern Andern. Wenn ich da hingehe, treffe ich immer Bekannte von

früher, aus der Madaistraße und vom Andreasplatz. Und der Wirt kennt mich auch, weil wir früher zusammen am Sonntagabend Skat gespielt und manchen Schnaps verdrückt haben."

„Aber das schadet doch nichts, Herr Lehmann," meinte der Architekt.

„Nein," sagte Traugott Lehmann, „es schadet nichts, aber es nützt auch nichts. Es ist unangenehm für mich und für die andern auch. Aber noch mehr für mich. Die können reden und hinterher Schieber sagen, weil sie es nicht so weit gebracht haben; aber ich bin der Pfingstochs. Und wenn sie dann kommen und freundlich sind und Traugott hier und Herr Lehmann da, und ich weiß, daß sie mich jetzt genau so unter die Kapitalisten rechnen wie wir früher zusammen die andern und hinterher Blutsauger sagen, dann is mir eklig, und ich genier mich. Und darum geh ich nicht mit."

Gieseler lachte: „Was Sie alles für Schwierigkeiten haben, Herr Lehmann." Eva aber sah den großen, breiten Mann mit dem roten Gesicht und dem blonden Schnurrbart nachdenklich an. Und auf einmal nickte er ihr langsam ein bißchen zu und lächelte, halb wie ein Junge: „So geht es mir nu; Sie sehen, daß es nicht ganz leicht ist. Ich möcht mal wissen, wo ich eigentlich hingehöre."

Eva hörte mit der Nachdenklichkeit auf: „Sie haben doch Ihre Familie."

„Jawoll," sagte Herr Lehmann, „die hab ick. Zwei Jungens auf'm Gymnasium und eine Tochter in Pension. Und vor der hab ich die meiste Angst."

„Ihre Frau Gemahlin ist doch auch noch da?" meinte der Architekt.

„Ja," bestätigte Herr Lehmann, „die ist auch noch da. Wenn sie da ist. Aber sie ist nicht viel da. Die hat's geschafft. Die gehört bald mehr zu den andern als zu mir." Dann aber goß er sich einen letzten Kognak ein und kippte ihn herunter: „Wenn Sie noch raus wollen, dann schlage ich vor, daß Sie jetzt gehen. Sie haben noch 'ne gute Stunde Licht; da können Sie hin und zurück sein. Woll'n Se nachher hier 'ne Kleinigkeit essen, so'n bißchen Schweinevesper?"

Eva lehnte ab: „Wir haben doch bis jetzt gegessen."

„Gar nichts haben Sie gegessen," lächelte Lehmann sie freundlich an. „Dann werde ich das Auto für Sie bereitstellen, in einer Stunde etwa. Aber Sie kommen doch, ehe Sie fahren, nochmal rauf?" Er sah sie bei diesen Worten bittend an.

Sie lächelte: „Gerne, Herr Lehmann." Der Architekt aber meinte: „Wir stören Sie doch bloß."

Lehmann machte ein böses Gesicht: „Quatsch, Sie stören gar nicht, und unterwegs können Sie sich die Geschichte mit dem Erker überlegen. Wie Sie es machen wollen. Denn haben will ich ihn. Und wenn Sie's nicht machen, machts 'n anderer."

Das war nun beinah grob; aber Gieseler nahm es als Scherz: „Ich mache es schon; nächste Woche bekommen Sie die Zeichnung."

„Bringen Sie sie selbst?" fragte Traugott Lehmann. Der Architekt nickte.

„Kommt das Fräulein wieder mit?"

Gieseler sah Eva fragend an.

„Sie hat die Villa doch erst halb gesehn," sagte Herr Lehmann bittend. Eva nickte lächelnd.

Als Eva und Gieseler von ihrem Spaziergang zurückkehrten, stand die Sichel des zunehmenden Mondes gelb über den Müggelbergen, und durch den See schwankte blaß der spiegelnde Reflex. Ein leichter Dunst lag über dem Wasser, und es war kühl geworden.

Der Diener bat sie, in die Halle zu treten. Das Auto würde sofort kommen.

„Na, war's schön?" fragte Traugott Lehmann, der auf einmal in der Tür des Speisesaals stand und sie nötigte, noch einmal hereinzukommen.

In dem langen Raum brannten einsam ein paar kraftlose Glühlampen. Durch die großen Fenster, in denen sie sich spiegelten, schimmerten matt See und Himmel und dazwischen die dunkle Silhouette des Höhenzugs.

Eva sah ein bißchen ängstlich zu den traurigen Lampen an der Decke empor und schauerte leicht zusammen. Lehmann lachte: „Ja, ein bißchen leer ist es manchmal. Selbst noch, wenn Leute hier sind. Es ist, als ob man nirgends mehr recht dazugehört."

„Das geht uns heute doch allen so," behauptete der Architekt.

„Nee," sagte Traugott Lehmann, „das glaub ich nich. Gewiß, Ihnen geht's schlecht; aber es ist doch dasselbe jeblieben im Grunde, dieselben Menschen und dasselbe Leben

und dieselbe Arbeit, bloß weniger Geld. Bei Ihnen hat's keinen Ruck gegeben."

„Was für einen Ruck?" fragte Gieseler.

Traugott Lehmann sah ihn an: „Was für einen Ruck? Ja – den, der einen auf einmal aus allem rausreißt und irgendwo hinwirft, wo nichts ist als viel Geld."

„Viel Geld ist doch kein Unglück," lachte der Architekt.

„Nee," sagte Herr Lehmann, „und ich geb's auch nich wieder her; aber irgend was is anders jeworden, und das merkt man am meisten, wenn so wie jetzt die Lampen brennen, und alles ist leer, und darum schudderts dem Fräulein."

„Da ist das Auto," sagte Eva. Draußen fauchte der Motor. Lehmann horchte: „Vielleicht is es auch erst meine Frau."

Aber es war nicht Frau Lehmann. Es war das große, offene Auto. Eva wurde sorglich in Decken gewickelt und in eine Ecke gesetzt; dann bekam auch Gieseler einen Pelz, und zuletzt schlug Herr Lehmann die Wagentür zu.

„Kommen Sie bald wieder und vergessen Sie den Erker nicht, und Sie kommen mit, Fräulein, nicht? Das nächste Mal können Sie vielleicht schon Radio bei mir hören."

„Was ist das, Radio?" fragte Eva. Herr Lehmann errötete: „Ganz genau weiß ich's auch nicht. Aber es ist was ohne Draht, und Sie können damit bis London hören. In Amerika haben's schon alle, und ich lasse es mir jetzt auch machen, von so 'nem jungen Mann aus der Kurfürstenstraße. Kommen Sie man mit." – Eva nickte.

Als sie wieder durch das Wiesenland fuhren, das ferne der Wald neblich verschleiert umschloß, äußerte der Architekt halblaut: „Komischer Kerl, nicht? Er ist der reichste Mann von Friedrichshagen."

„Aber er ist nicht glücklich," erwiderte Eva. Gieseler lachte: „Glücklich – weiß der denn überhaupt, was das ist? Was braucht denn so was mehr als gutes Essen und Trinken und ein Auto und dann und wann eine Partie Skat. Das ist doch alles bloß Gerede."

Eva Jordan schwieg. Aber als sie in die Köpenicker Straße einbogen, sagte sie: „Ich glaube, die Leute, die so dazwischensitzen wie er, sind schlimmer dran als wir, trotz ihres Geldes."

„Mit Dollars und Devisen läßt's sich schon aushalten," meinte der Architekt.

Das Auto fuhr zuerst nach dem Hause in der Kurfürstenstraße. Eva stieg aus und schüttelte Gieseler die Hand: „Auf Wiedersehen und vielen Dank." Und als der Wagen schon wieder anruckte, setzte sie noch hinzu: „Wenn du die Zeichnung hinausbringst, sagst du's mir, ja?"

Wege zu Kraft und Schönheit

In Tonis beschäftigungslosem Gehirn hatten inzwischen all die Möglichkeiten, die Fräulein Gutbier vor ihr ausgebreitet hatte, einen bacchantischen Reigen aufgeführt. Sie sah sich in einem großen Atelier vor einer Staffelei stehen und die herrlichsten Gewebe entwerfen, die bewun-

dernde Schülerinnen ihr entrissen und zur Ausführung davonschleppten. Sie sah sich als Iphigenie auf der Bühne, das Land der Griechen mit der Seele suchend. Sie kämpfte mit Asta Nielsen um den Besitz Harry Piels, und sie saß mit ernster Miene auf dem erhöhten Pult einer Bureauvorsteherin, ein Heer von Schreibmaschinenmädchen nach dem geheimnisvollen Willen der Direktion, um den sie allein wußte, dirigierend und lenkend. Sie hatte so viel berufliche Erfolge, daß sie über deren Ausmalen überhaupt nicht dazu kam, mit irgendeiner Tätigkeit anzufangen.

Bis eines Tages der Zufall eingriff. Es klingelte, und das Mädchen Frida meldete: „Das Telephon für Fräulein Toni." Frau Amélie machte ein mißtrauisches Gesicht, Eva sagte gar nichts; Toni aber wanderte langsam, die Restbestände eines Kuchenstücks vorsichtshalber mitnehmend, den Korridor entlang zu Großmutter Luischens Tür. Sie erwartete keine Anrufe mehr, die wie früher ihre Schritte beflügelt hätten.

Sie aß erst den Rest des Apfelkuchens auf, schluckte noch einmal und sagte dann etwas gequetscht: „Hallo?" Man konnte nie wissen.

Von der anderen Seite klang eine weibliche Stimme: „Bist du's, Toni? Hier ist Inge."

„Tag Inge," sagte Toni leichthin und bedauerte, nicht noch ein zweites Stück Apfelkuchen mitgenommen zu haben. Ein Gespräch mit Inge vertrug durchaus die Pausen des Kauens.

„Du – Toni –" sagte Inge.

Toni stieß zur Antwort einen Laut aus, der etwa die Mitte zwischen He und U hielt.

„Sag mal," begann Inge von neuem.

„Was soll ich denn sagen?"

„Ich habe Billetts bekommen für das Nollendorf-Theater," klang es etwas zögernd im Telephon.

Toni zeichnete mit ihrem Nagel träumerisch kunstgewerbliche Muster in die Tapete: „So? Was wird denn gegeben?"

„Die Wigman tanzt mit ihrer Gruppe," meldete die Freundin.

„Wer ist die Wigman?" erkundigte sich Toni.

„Du kennst die Wigman nicht?" fragte vor Eifer eine halbe Oktave höher die Stimme Fräulein Inges.

„Nee," sagte Toni und dachte sehnsüchtig an ihren Kuchen.

„Da mußt du unbedingt hin," behauptete Inge. „Deswegen habe ich doch angerufen. Ich habe zwei Karten."

In diesem Augenblick begriff Toni, daß sich hier eine Gelegenheit bot, einen ihrer zukünftigen Berufe einmal aus der Nähe kennenzulernen.

„Da hast du Glück," sagte sie, „ich habe zufällig noch nichts vor."

„Also du kommst," sagte Inge. „Um neun am Nollendorfplatz."

„Gut," schloß Toni und kehrte langsam zum Kaffeetisch zurück. Träumerisch nahm sie den Apfelkuchen, nach dem sie sich während des Gesprächs gesehnt hatte, und

äußerte beiläufig in einer Vertilgungspause: „Ich gehe heute abend zur Wigman – mit Inge."

„Wer ist das," fragte Frau Amélie mißtrauisch, „und woher kennst du die Person?"

„Das ist eine berühmte Tänzerin, Amélie," sagte Toni mit überlegenem Wissen. „Sie tanzt im Nollendorf-Theater mit ihrer Gruppe."

„Gruppe," sagte die Mama feindlich, „früher nannte man so was Ballett. Aber geh nur hin, du bist ja jung. Da muß man sich für alles interessieren."

Und Toni interessierte sich und ging am Abend durch den leichten Nebeldunst, der den Asphalt blank und feucht machte, daß die wenigen am Leben gebliebenen Laternen ihre Verlassenheit traurig und melancholisch bespiegeln konnten, durch die Maaßenstraße zum Nollendorfplatz. Fräulein Inge wartete bereits.

„Die Plätze sind sehr gut," sagte sie, als sie die Garderobe abgaben, „fünfte Reihe." Toni erwiderte nichts, sondern vertiefte sich in das soeben erworbene Programm.

Es war ein Heft mit Abbildungen: Man sah Mädchen mit beschatteten Augen in langen Gewändern, mit drohender Gebärde einen Arm gen Himmel reckend oder wie in tiefem Leibweh am Boden zusammengekrümmt. Dazwischen standen Inserate, in denen mitgeteilt wurde, wo man neue Korsetts und das beste Abendessen, Reformschuhe und echten Bienenhonig beziehen könnte. Ein Aufsatz meldete die Wiedergeburt der Religion aus dem Gruppentanz, ein anderer verkündete die Notwendigkeit der Alleinherrschaft des absoluten, musiklosen Tanzes. Der Verfasser erklärte

die Existenz von Musik überhaupt für einen Anachronismus und hielt es durchaus für möglich, auf visuellem Wege, rein durch die Summierung rhythmischer Bewegungsabläufe im Zuschauer genau die gleichen Gefühle zu erzeugen wie durch die früher übliche Bearbeitung seines Trommelfells durch Tonabläufe. Der innere Sinn einer Beethovenschen Symphonie, das heißt ihr Gefühls-, nicht ihr Tongehalt, wäre auf dem Umweg über Beine und Arme einer Bewegungsgruppe viel reiner vergeistigt zu materialisieren als bei der primitiven alten Methode der rhythmischen Bearbeitung von Blech- und Holzröhren nach Kommando.

Toni verstand kein Wort. Infolgedessen machte die Sache tiefen Eindruck auf sie, namentlich die Summierung der rhythmischen Bewegungsabläufe. Sie wurde ordentlich neugierig.

Das große Theater war nur halbvoll. Es war ziemlich dunkel in dem hohen Raum; ein paar magere Glühbirnen an den Rangbrüstungen, die Notbeleuchtung an den Türen und ein bißchen Rampenlicht vor dem Vorhang verbreiteten kümmerliche Helle. Der große Kronleuchter hüllte sich in vornehmes Dunkel; ihn anzuzünden kostete zu viele Milliarden.

Die beiden Damen begaben sich auf ihre Plätze und betrachteten, da die Bühne noch geschlossen war, das Publikum. Toni fiel die Menge junger Mädchen auf, die auch alle beschattete Augen hatten und so aussahen, als ob sie sich im nächsten Augenblick ebenfalls in tiefem Leibweh auf dem Boden zusammenkrümmen würden. Ihre Begleiter, obwohl männlichen Geschlechts, hatten meist längere Haare

als sie. Die Männlichkeit betonten sie durch dunkle Hornbrillen und gekrümmte Haltung des Rückens. Sie sahen so aus, als ob sie mehr die Wiedergeburt des Religiösen übernommen hätten. Dafür vertrat die Weiblichkeit mehr die Alleinherrschaft des musiklosen Tanzes.

Vor allem ein Teil der Besucherinnen schien das Antimusikalische schon in seiner Tracht betonen zu wollen: Hemdblusen mit hohem Stehkragen, lange schmale Selbstbinder und steife Manschetten, steil senkrecht fallende Jacken, ganz kurz geschnittenes Haar unter peinlicher Vermeidung jedes Anklangs an den zwischengeschlechtlichen Bubikopf – und bei den ganz Strengen als Krönung des Ganzen selbstverständlich Monokel. Daß sie nicht männliche, sondern weibliche Begleiter hatten, versteht sich von selbst. Die Haltung dieser Gefährtinnen durfte dafür desto hingebungsvoller sein. Die Kleidung ebenfalls.

Nach und nach füllte sich das Theater; aber heller wurde es trotzdem nicht. Auch das gewohnte freundliche Stimmen der Instrumente, die beliebten Läufe nach abwärts auf Oboe und Klarinette blieben aus. Die Sache war musiklos; infolgedessen behielt auch die Unterhaltung etwas Gedämpftes, Bedrücktes, als ob die Redenden die Nähe der Religion ahnten.

Dann erloschen langsam die einsamen Glühbirnen, das Rampenlicht wurde heller. Ein Gongschlag ertönte, und der Vorhang hob sich.

Alles starrte wie gebannt auf die Bühne. Sie war leer, ganz schwarz. Schwarzer Hintergrund, schwarze Kulissen. Man sah nichts.

Dafür begann man etwas zu hören. Ganz musiklos schien die neue Religion doch nicht zu sein. Irgendwo hinter der Szene wurden Gongs geschlagen, langsam, feierlich, in verschiedener Höhe abgestimmt.

Und dann erschien, ebenfalls feierlich abgestimmt, mit langsam abgemessenen Schritten, die Gruppe. Sie bestand aus lauter weiblichen Wesen in schwarzen Badekostümen mit nackten Armen und nackten Beinen und nackten Bubiköpfen. Infolgedessen sah man vor dem schwarzen Hintergrund nur die nackten Arme und Beine und Köpfe.

In feierlich gemessenem Schwung umwanderte die Gruppe im Gänsemarsch das Theater. Es waren hübsche Mädchen dabei; aber dafür waren Inge und Toni nicht zuständig. Die Monokel indessen glänzten sachverständig.

Der erste Eindruck dieser stummen Wanderung auf Toni war erstaunlich. Sie versuchte, einzelne Gestalten aus dem Reigen herauszulösen; aber es gelang ihr nicht. Manchmal sah sie bloß ein weißes, langes Zickzackmuster sich vorbeibewegen — das waren die vielen nackten Mädchenbeine. Dann wieder schob sich alles vor- und hintereinander, so daß sie vor allen Dingen bei dem ständigen Schlagen der Gongs in einen merkwürdig verworrenen Betrachtungszustand geriet.

Auf einmal knieten all die Mädchen in zwei Haufen einander gegenüber und hoben mit scharfem Ruck ihre Arme gen Himmel. Zugleich tanzte von hinten mit horizontal gebreiteten Armen eine zweite Gruppe herein, mitten zwischen die beiden Reihen der Knienden. Sie wich wieder zurück, stieß von neuem vor, die Knienden beugten

sich weit nach rückwärts, immer begleitet von den dumpfen, bedeutungslos tiefsinnigen Gongschlägen. Plötzlich sprangen alle wieder auf, stürmten gegeneinander, lösten sich, schlossen sich zusammen, gingen, schritten, senkten die Häupter, bogen die Häupter, bis sie am Ende mit erhobenen Armen in der Mitte der Bühne wie zu einer einzigen großen, vielbeinigen Pflanze zusammenwuchsen. Der Vorhang fiel, und die Monokel klatschten wie wild, die Hornbrillen ebenfalls. Die älteren Herrschaften wußten nicht recht, was sie sagen sollten.

Toni ging es ebenso. Aber sie mußte zugeben, daß einiges an der Sache ihr Spaß gemacht hatte. Es sah hübsch aus, wenn einmal da, einmal dort, aus drei, vier, sechs jungen Körpern ein Gebilde zusammenschoß, das aus Armen, Beinen, Köpfen und schwarzen Badeanzügen bestand und doch etwas hatte, das im Gedächtnis blieb. Es war ein bißchen langweilig manchmal, aber auf eine feierliche Weise, und bei feierlich mußte man sich schließlich etwas denken können. Inge war begeistert und fand es herrlich. Zu schön. Sie wollte es auch lernen.

Toni schwieg und studierte das Programm. Merkwürdige Titel standen da: Kreis, Dreieck, Aufruf, Wanderung. – Und das Ganze hieß: Szenen aus einem Tanzdrama. Sie konnte sich nicht viel dabei vorstellen und horchte infolgedessen eifrig auf die Unterhaltung, die in der Reihe vor ihr ein Monokel und eine Hornbrille mit einer seelischen Teilnahme führten, daß man glaubte, in jedem Augenblick nach einem Schupomann rufen zu müssen. Die Hornbrille war dagegen, das Monokel war

dafür. Das Monokel sah bereits eine vollkommen neue Kultur des Dramas jenseits aller Wirklichkeit, rein aus dem Kultisch-Rituellen der Bewegung entstehend, inhaltlos im Sinne einer höchsten Inhaltlichkeit. Fritz Böhme hätte neulich auch so was geschrieben. Die Hornbrille sträubte wütend ihre langen Haare und schrie: „Es sind noch nicht einmal Vorstufen. Spazierengehen und knien kann ich auch."

„Aber nicht kultisch – mein Lieber," hohnlächelte das Monokel.

„Ich habe nichts Kultisches gesehen," krächzte die Hornbrille.

„Und dann würde es bestimmt weniger hübsch aussehen," sagte das Monokel ruhig.

„Was?" fragte die Hornbrille drohend.

„Wenn Sie da mit nackten Beinen spazierengingen."

Toni fand das Monokel sehr unsympathisch; aber hier mußte sie ihm recht geben.

Wieder tönte der Gong, wieder verblaßten die Glühlampen, und der Vorhang hob sich. Diesmal sah die Geschichte ein bißchen anders aus. Erstens war die Bühne nicht leer, sondern in ihrer Mitte lag, also daß alle Zuschauer im Parkett die Hälse reckten, auf den Boden gedrückt ein Kreis junger Mädchen, und zweitens war diesmal nicht alles schwarz in schwarz (mit Ausnahme der nackten Beine), sondern die Mädchen trugen braune Gewänder, also daß sie von vornherein auch mit dem Mittelstück sich deutlicher von dem Hintergrund abholen. Irgendwo läutete wieder monoton und einsam ein Gong,

bis sich ihm nach einiger Zeit ein träumerisches Klavier gesellte. Zugleich hob sich mitten aus dem braunen Haufen langsam ansteigend eine feierlich violette Gestalt, immer größer werdend, einsam über die Liegenden empor.

„Das ist sie – das ist Mary Wigman," flüsterte Inge. „Ich kenne sie aus der Illustrierten."

Toni betrachtete interessiert die große, schlanke Frau mit den dunkeln Augen und den langen weißen Armen. Sie suchte unwillkürlich, vom vorigen Bild beeinflußt, die zugehörigen langen, weißen Beine. Aber sie fand sie nicht. Die Tänzerin trug seidene Hüllen, die unten eng über dem Fuß abschlossen. Wie mein Pyjama, dachte Toni und war ein bißchen enttäuscht.

Und nun begann wieder das Steigen und Sinken, das Heben und Fallen. Die Tänzerin löste sich aus dem sie umschlingenden Haufen, wich zurück; sie stand und lockte die braunen Mädchen am Boden; die folgten ihr. Sie lief davon mit federnden, springenden Schritten. Warum trägt sie schwarze Sohlen? dachte Toni; ein Teil der Mädchen aber blieb rechts und links liegen. Hinter der Bühne hob lautes Trommeln an, die ganze Geschichte kam ins Rollen. Toni versuchte immer wieder vergeblich, etwas Einzelnes festzuhalten. Zuweilen hatte sie das Gefühl, daß eine Bewegung, ein Heben, ein Senken der Arme, ein weites Sichzurückbeugen der Tänzerin sehr schön war; aber dann begann wieder der Dauerlauf, und sie sah von ihrem Parkettplatz aus nichts als ein wirres Durcheinander sich überschneidender Beine.

„Wir müßten oben sitzen," sagte sie leise zu Inge. „Da sieht man's besser."

Inge drückte ihr Köpfchen an ihre Schulter. „Ich finde sie süß. Ich möchte ganz vorne sitzen. Ich möchte auf die Bühne."

Toni sah sie von der Seite an; aber sie schwieg.

In der Pause wuchs Inges Begeisterung sich dahin aus, daß sie vorschlug, gemeinsam in die Gruppe einzutreten und ebenfalls tanzen zu lernen. Nicht so sehr wegen des Kultischen und der Religion als wegen der Nähe der Meisterin.

Toni behandelte die Angelegenheit etwas kühler, zumal vor ihr gerade die Hornbrille krächzend bewies, das von irgendeiner räumlichen Bewegungsordnung auf der Bühne keine Rede sein könnte, weil Raum sich überhaupt nicht mit Beinen in Bewegung bringen ließe, und die Beine wären nun mal die Hauptsache an dem ganzen Unternehmen.

„Das ist eben der untergeordnete männliche Standpunkt," erwiderte das Monokel.

Die Hornbrille stieß ein Hohngelächter aus: „Können Sie ohne Beine tanzen?"

Das Monokel zog die Stirne hoch, soweit die Sicherheit seiner selbst es erlaubte: „Was hat das mit Ihrer Art von Interessiertheit zu tun?" fragte es tiefsinnig.

„Ich bin normal," reckte die Hornbrille sich in männlichem Stolz auf.

„Leider," sagte das Monokel sachlich, „und Sie wollen über Kunst reden!"

Da die Pause ziemlich lange dauerte, begaben Toni und Inge sich in den Wandelgang. Die Beleuchtung war auch hier nur kümmerlich, das Publikum desgleichen. Die Begeisterung schien ungefähr der des Monokels zu entsprechen.

Plötzlich griff Toni nach Inges Arm. „Um's Himmels willen, da kommt Fred Neumann!"

Es war in der Tat der Bankbeamte Neumann, der herantrat und sie begrüßte.

„Seit wann interessieren Sie sich für den modernen Tanz?" fragte er Toni.

„Schon lange," versetzte sie kühl. Der etwas erstaunte Blick Inges störte sie nicht. Sie wußte, daß sie sich auf die Freundin verlassen konnte.

„Wie finden Sie es denn?" ging sie entschlossen zum Gegenangriff über.

Seine Züge verwirrten sich leicht: „Ich habe nur wenig Erfahrung."

„Das ist schade," sagte Toni streng. „Ich wüßte gern, wie Sie darüber denken. Wir haben die Absicht, in eine Tanzgruppe einzutreten. Nicht wahr, Inge?"

Inge bestätigte. „Ist sie nicht süß?" wandte sie sich mit geneigtem Köpfchen an Fred.

Über Freds Antlitz lief ein Schreck. „Selbstverständlich," stimmte er zu und sah Toni an.

„Sie meint Mary Wigman," berichtigte diese, und der Bankbeamte Neumann machte ein enttäuschtes Gesicht. Aber er stimmte auch hier zu: „Bloß, daß sie Hosen trägt," sagte er, „ich weiß nicht."

„Sie kann tragen, was sie will," erklärte Inge, „und wenn sie gar nichts trägt."

Darüber errötete sie und sah sich hilfesuchend um. „Ich komm gleich wieder, ich hole bloß Schokolade." Und ehe Toni ihren Ärmel erreichte, war sie bereits zum Büfett entschwunden.

Fred Neumann mißbrauchte ihre Abwesenheit zu einem Bekenntnis: „Ich sah zufällig, daß du hier hineingingst."

„Es tut mir leid, daß ich dich zu Ausgaben verleitet habe," entschuldigte sich Toni.

„Warum sagst du so etwas?" fragte er gekränkt. „Du weißt doch —"

Aber Toni wollte nicht wissen. „Wie geht es dir?" fragte sie ablenkend.

„Das ist ja so gleichgültig," behauptete Fred. „Danke, es geht mir gut. Wir haben noch immer viel zu tun; seit die Mark nicht mehr fällt, ist Hoffnung, daß es weniger wird."

„Das ist gut für uns, nicht wahr?" Toni griff erleichtert nach der Volkswirtschaft.

„Es rechnet sich leichter mit Billionen," gestand der Bankbeamte. „Aber du, du — ach, Toni —"

Er fängt schon wieder an, dachte sie und fragte dumpf entschlossen: „Was ist das eigentlich, eine Billion?"

„Ich weiß nicht," sagte Herr Neumann. „Ich weiß bloß, daß ich dich liebe!"

Toni sah ihn vorwurfsvoll an: „Fred!" Fast hätte sie Teddy gesagt.

Der Jüngling machte traurige Hundeaugen: „Du hast's gut; du gehst tanzen; ich muß Aktien umrechnen.

Aber ich glaube es nicht, daß du tanzest," setzte er plötzlich drohend hinzu.

Sie entwich ins Beleidigtsein: „Mit welchem Recht zweifelst du daran?"

Er ließ jedoch nicht locker. „Wo lernst du denn?"

Sie fächelte sich mit dem Programm. „Vielleicht bei Mary Wigman selber, sonst anderswo." In diesem Augenblick trat Inge kauend und lächelnd wieder zu den beiden.

„Ich sagte soeben, daß wir eventuell auch zur Wigman gehen wollen," berichtete Toni.

„Nee," lehnte Inge unbefangen ab, „die haust ja in Dresden. Wir gehen zur Henckel nach dem Grunewald."

Das Gesicht des Bankbeamten wurde noch mißtrauischer. Toni bewahrte Haltung: „Das werde ich mir noch überlegen. Wenn schon, denn schon."

Die elektrischen Klingeln begannen zu schwirren, das Publikum begann zu strömen. Fred machte ein trauriges Gesicht.

Toni streckte ihm mit erleichtertem Aufatmen die Hand hin: „Auf Wiedersehen, Herr Neumann."

Er machte eine Verbeugung: „Bleiben Sie bis zum Schluß?"

„Ich weiß nicht," wich sie aus. „Selbstverständlich," erklärte Inge. Und Toni konnte ihr nicht einmal einen Knuff geben.

Dann begann der Tanz von neuem. „Chaos", sagte das Programm, und „Begegnung", „Wende" und „Vision" und „Gruß". Wieder klangen der Gong und der

Flügel, die Trommeln und die Kastagnetten. Stärkere Farben tauchten auf, Lachsrot und Blau und blasses Grün. Und Glockenläuten. Und all die vielen nackten, weißen Mädchenbeine liefen die Kreuz und die Quere, und durch ihren Reigen schwebte ernst, mit bewegungslosem Gesicht, die Gestalt der Meisterin, bald herauswachsend aus geballten Gruppen, bald verschlungen von dem Strudel der bewegten Leiber, der über ihrer in sich versinkenden Gestalt wie ein Meer zusammenschlug. Bald fiel helles, grelles Scheinwerferlicht auf die Schreitenden und Laufenden, bald versank alles in fahlem Dämmer; nur das Schlagen des Gongs ging eintönig weiter; also daß zuletzt aus dem Sehen ein halb hypnotisiertes Starren und Mitträumen wurde.

Wenigstens bei Toni. Sie folgte diesem merkwürdigen Theater ohne Worte mit aller Energie der Aufmerksamkeit, deren sie fähig war; sie konnte nicht hindern, daß ihre sachliche Neugier je länger je mehr Lust zum Mittun wurde. Und als beim vorletzten Bild Inge noch einmal begeistert, Schokolade essend, fragte: „Nicht wahr, wir gehen gleich morgen hin?" da nickte sie Zustimmung und hatte das Gefühl, daß hier vielleicht wirklich das für sie zu finden war, was sie seit der Fahrt nach Neubabelsberg in halber Angst vor dem Leben zu suchen begonnen hatte.

„Ich komm dich abholen," sagte Inge, „morgen nachmittag um drei. Dann fahren wir zusammen in den Grunewald."

Toni nickte wieder und nahm dankend von der dargebotenen Schokolade, während auf der Szene die Tänzerin

ein dunkles Persephoneschicksal mit Armen und Beinen und ihrer Seele sichtbar zu machen suchte.

Es war nicht ganz leicht, die Schule der bewegten Weisheit im Grunewald zu finden. Inge hatte zwar die genaue Adresse, Hausnummer und Straßennamen mitgebracht; als sie aber mit der 57, die noch alle Stunde fuhr, zum Roseneck hinausgelangt waren und sich auf die Suche machten, stellte sich heraus, daß niemand unter den wenigen Fußgängern, die sie trafen, auch nur den Namen der Straße kannte.

„Ich werde mal in das Café dort gehen und fragen," erklärte Toni energisch.

Das Café war ein kleines Restaurant. Hinter einem Vorgarten mit hohen, schattigen Bäumen lag ein hölzernes Haus, und in dem Haus stand hinter einem Bierkran ein rundlicher Herr mit geröteten Wangen, an den sich Toni hoheitsvoll mit ihrem Anliegen wandte.

Der rundliche Herr hörte sie geduldig an, dann nickte er: „Det kann ick Ihn' ganz jenau sagen." Und er kam hinter seinem Tisch hervor und ging mit ihr bis an die Glastüre, die in den Garten führte.

„Da jehn Se erst mal drüben jradeaus de Cecilienallee, vastehn Se? Und denn jehn Se de erste — nee de zweite Querstraße rechts jradeaus. Da kommen Se an 'ne Bank, und da jeht rechts wieder 'n Weej ab, und den jehn Se, bis Se auf 'ne Straße kommen; denn jehn Se aber nich die Straße, sondern rüber auf de andre Seite, da is 'n Sandweej, und an den Sandweej, der keene

Straße is und bloß so heißt, da is et det zweite Haus. Hab'n Se vastanden?"

Toni sah ihn mißtrauisch an. Der rundliche Herr grinste freundlich: „Sie meenen, woher ick det weeß? Hier kommen alle Nase lang junge Damen fragen; Sie jehn doch ooch tanzen, nich?"

Sie nickte, bedankte sich und ging.

Trotz der exakten Beschreibung war es nicht ganz leicht, den Weg zu finden. Sie verliefen sich mehrmals; aber schließlich standen sie, als bereits die Dunkelheit über dem Walde hing, vor einem Hause, das klein, bescheiden, zurückgezogen hinter einem schmalen Vorgarten an der Straße lag, die keine Straße, sondern ein Sandweg war, dafür aber in der Tat die von Inge angegebene Hausnummer aufwies. Ein Name war nirgends zu sehen, nur neben der Gittertüre eine elektrische Klingel.

Inge drückte entschlossen auf den kleinen Knopf. „Hoffentlich ist es hier."

Es dauerte nicht lange, da öffnete sich die Türe des Hauses, und auf der Schwelle erschien ein für den Grunewald etwas seltsam kostümiertes Geschöpf. Es trug, soweit man das in der Dämmerung erkennen konnte, einen grün- oder blauseidenen Badeanzug, offenes Haar und an den nackten Füßen leichte Sandalen. In der Hand schwenkte es einladend ein Tamburin.

Das Märchenwesen näherte sich trotz seiner leichten Tracht, die besser in den Sommernachtstraum als nach Dahlem gepaßt hätte, unbefangen der Vorgartentüre und den beiden Damen. Statt Guten Tag zu sagen, lächelte es.

„Wohnt hier ...," begann Inge, deren Begeisterung sich durch ihre bürgerliche Tracht etwas weniger geniert fühlte als die Tonis. „Wohnt hier —?"

„Ja, hier wohnt Fräulein Henckel," sagte das grüne Wesen und öffnete die Gartentüre. „Sie ist auch zu Hause, und die Übungen haben gerade angefangen. Kommen Sie rasch, sonst versäumen Sie den Anfang, und das hat Fräulein Henckel nicht gern."

Sie folgten dem grünen Badeengel ins Haus und sahen sich zuerst etwas erstaunt um, denn sie kamen in einen Vorraum von wahrhaft liliputanischen Dimensionen. Der grüne Badeengel knipste Licht an, das hell auf sein rotes, spärliches Haupthaar fiel, und zog einen violetten Vorhang zur Seite. In der weißen Wand zur Rechten öffnete sich eine Garderobe, in der sich bereits eine Menge Mäntel und Hüte beiderlei Geschlechts, so gut es ging, in den vorhandenen Platz teilten.

„Ich würde raten abzulegen," sagte das Meerwunder einladend, „es ist ziemlich warm drinnen, und Hüte sind Fräulein Henckel unangenehm."

Toni und Inge klemmten ihre Sachen in eine Ecke und folgten der voranwandernden Maid.

Die öffnete gegenüber eine weiße Türe. Sie traten ein und befanden sich in einem Zimmerchen, dessen Abmessungen denen des Vorraums durchaus entsprachen. Es war erstaunlich, daß es möglich gewesen war, in diesem Raum einen Tisch, einen Ofen, sogar einen tätigen Ofen, einen Lehnstuhl, ein Sofa und auf diesem Sofa zwei Damen mit tief herabgezogenen Scheiteln unterzubringen.

Über dem Tisch hing eine verschleierte Lampe, deren gedämpftes Licht das tiefe Blau der Wände noch tiefer machte.

Das grüne Mädchen öffnete eine zweite Türe, für die der Architekt erstaunlicherweise auch noch den nötigen Platz gefunden hatte. Die Gäste, etwas konsterniert durch die Scheiteldamen auf dem Sofa, folgten zögernd.

Der Raum, in den sie nun traten, war nicht viel größer als der, den sie verließen. Nur dadurch, daß er keinen Tisch enthielt, sondern lediglich kissenbedeckte weiße Bänke an den roten Wänden, wirkte er größer. Ein weißer Kachelofen in der Mitte der rechten Wand zeigte sich noch leistungsfähiger als sein Konkurrent im ersten Zimmer.

Das grüne Wesen durchschritt auch diesen Raum, auf dessen Bänken hingegossen eine Anzahl Schwestern von ihm verträumt zu dämmern schienen; denn vier, fünf Paar in Sandalen endigender Mädchenbeine, die aus ebenfalls grünen Badeanzügen herauswuchsen, strebten in der Mitte des Raums zusammen, während die Häupter mit emporgespannten Blicken an den Wänden lehnten. Niemand regte sich, niemand beachtete die Eintretenden.

Und dann faßte die Führerin einen goldbraunen, schweren Vorhang, der an der Wand gegenüber dem Eingang niederhing, zog ihn seitwärts halb empor und sagte: „Bitte!"

Was sich nun vor ihnen auftat, war von wesentlich anderer Art als das Bisherige und führte sie sogleich mitten in ihre neugeplante Tätigkeit hinein. Es war ein großer, hoher, wie eine Turnhalle wirkender Saal, den ein mäch-

tiger Kronleuchter aus dem Gebälk von oben beleuchtete. In diesem Raum stand vor einem dunkelroten, schweren Vorhang, hinter dem die Halle offenbar noch erheblich weiter ging, an den Enden leicht nach vorne vorgezogen, eine Reihe von zwölf Herren. Diese zwölf Herren unterschieden sich in ihrem Äußeren von dem sonst üblichen Aussehen männlicher Wesen in geschlossenen Räumen dadurch, daß sie nur mit je einer schwarzen Badehose bekleidet waren. Nur ein einzelner Herr, der ein wenig abseits von der Reihe ganz rechts stand, trug einen streng auf Taille gearbeiteten, mit einem Knopf geschlossenen dunkelblauen Jackettanzug und in seiner linken Hand mit zierlich abgespreiztem kleinen Finger einen Gong.

In dem Moment, in dem die beiden jungen Damen unter dem goldbraunen Vorhang hindurch die Halle der bewegten Leiber betraten und nicht ohne einiges Erstaunen die Badehosen im geschlossenen Raum betrachteten – in diesem Moment, noch ehe der Vorhang hinter ihnen Zeit gehabt hatte, wieder zurückzufallen, schlug der bekleidete Herr mit nachlässiger Gebärde mitten auf den Gong, neigte selbst leicht sein Haupt, und die zwölf Badehosenmänner sanken vor den beiden eintretenden Mädchen in eine ehrfurchtsvoll tiefe Verbeugung, also daß sie plötzlich nicht mehr zwölf schwarze Badehosen, sondern zwölf mehr oder weniger weiße Jünglingsrücken von oben sahen.

Die Folge war, daß die beiden jungen Damen ebenfalls ihre Häupter neigten, so daß das Ganze auf einen unbeteiligten Zuschauer den Eindruck einer feierlichen Begrüßungsszene gemacht hätte. Als aber der junge Mann

im blauen Anzug von neuem, diesmal etwas leiser, an seinen Gong klopfte und die Jünglinge daraufhin zuerst ihre Oberkörper wieder in senkrechte, dann ihre rechten Beine in wagerechte Lage brachten, — da erkannten die beiden Mädchen nicht ohne Erröten, daß diese Verbeugung keine Verbeugung, sondern rhythmische Gymnastik gewesen war. Und sie hoben ihre Häupter, ein bißchen geniert durch die Abwesenheit von soviel männlicher Bekleidung, und sahen sich vorsichtig nach Gefährten oder nach einer Möglichkeit des Entweichens um.

Zu ihrer Beruhigung entdeckten sie bald, daß sie nicht die einzigen weiblichen Wesen in diesem Teil der Halle waren. Unweit von ihnen, an einem großen Kamin lehnte, vom rötlichen Feuer reizvoll bestrahlt, eine junge Dame, die ebenfalls mehr tänzerisch als gesellschaftlich bekleidet war. Außer einem goldbraunen Bubikopf trug sie ein hellviolettseidenes Badekostüm, das sich von dem der Meermädchen draußen durch ein kurzes Röckchen unterschied, das kokett und dekorativ zugleich nach unten zu die spärliche Gewandung abschloß. Von der Tracht der männlichen Wesen unterschied sie überdies der Besitz von Sandalen.

Diese junge Dame, die die eingetretenen Mädchen bewegungslos musterte, war die erste Beruhigung; die zweite, wesentlichere erblickten sie zur Linken. Denn dort saßen auf einer weißlackierten Gartenbank zwei Damen mittleren Alters und mittleren Gewichts, hutlos wie sie, aber im übrigen bekleidet wie sie.

Inge und Toni hatten nie zuvor erlebt, was für ein Gefühl der Geborgenheit der Anblick einer Bluse über

einem dunkeln Rock unter Umständen geben kann. Während die Jünglinge weiter zu dumpfen Gongschlägen den Oberkörper beugten und abwechselnd das rechte und das linke Bein hoben, zogen sie sich langsam und vorsichtig auf diese Bank zurück. Und als die Damen, wenn auch nicht ohne vorwurfsvolle Blicke ob der Störung, soweit es ihr Umfang zuließ, zur Seite rückten, also daß die Mädchen auch noch zwei schmal bemessene Sitzplätze erhielten, — da fühlten sie sich direkt geborgen.

Und dieses war gut. Denn kaum saßen sie, da sprang der junge Mann im Taillenjackett plötzlich mit ein paar Sätzen rückwärts gegen den Kamin, lehnte sich gegen seine andere Ecke und begann den Gong mit schnellen, harten Schlägen zu bearbeiten. Bam, bam, bam, bam; und ebenso plötzlich begannen die Jünglinge, linksum machend, in wilden Sprüngen kreisend, den Raum zu durchjagen. Die Stelle, an der die beiden Mädchen gestanden hatten, wurde in wehendem Schwung von ihnen überrannt; Inge malte sich schaudernd aus, was passiert wäre, wenn sie dort stehengeblieben wären.

Der Gongschläger am Kamin hielt unvermittelt mit der Bearbeitung seines Instrumentes inne, rief ein unverständliches Wort in den Raum und fuhr sich mit einem seidenen Tüchlein über die Stirn, als ob er symbolhaft diese Handlung für alle übernehmen wollte. Man sah nämlich den Jünglingen deutlich an, wie warm ihnen trotz ihrer Bekleidung geworden war. Auf den Befehl ihres Herrn und Meisters hörten sie a tempo mit den Sprüngen auf und schritten nun mit gesenkten Häuptern

und hängenden Armen langsam, in trauervoller Runde dahin, die Füße jeweils sorgfältig mit der Fußspitze und den Zehen zuerst aufsetzend und dann von außen her die Sohle langsam an den Boden ansaugend.

Eine Weile ließ der junge Mann sie also wandern. Er ließ es auch zu, daß ein kleiner Dicker plötzlich aus der Tiefe seiner Badehose ein Taschentuch hervorholte und sich ebenfalls die Stirn wischte, worauf er das Tüchlein wieder versenkte. Dann aber breitete er die Arme aus, und die Jünglinge taten desgleichen. Er neigte sich langsam nach hinten hinüber, die Jünglinge taten im Gehen dasselbe. Er markierte einen leichten Sprung auf der Stelle; sie setzten ihn in badehosenbekleidete Wirklichkeit um.

Toni und Inge, sobald sie sich an den Anblick dieser Badeanstalt ohne Wasser gewöhnt hatten, sahen dem Unternehmen der Jünglinge nicht ohne Interesse zu. Toni machte in Gedanken mit und kam zu dem Ergebnis, daß das eigentlich nicht so schwer sein könnte, zumal wenn man nichts anhätte. Sie fand die Sache ganz nett und wert, daß man sie einmal probierte. Was sie störte, war einzig die hellviolette junge Dame mit den vom Kaminfeuer stimmungsvoll bestrahlten Beinen, die reglos, das Bubiköpfchen in die linke Hand gestützt, am Feuer lehnte und den Bocksprüngen der Männlichkeit zusah.

Eine Weile ging dieser Reigen noch weiter; dann rief der junge Mann, Gong und Schlegel senkend, halblaut wieder etwas Unverständliches, und die gespannten Glieder der Jünglinge, die straffe Ordnung ihres Kreises löste sich, aus dem Tänzerischen trat das Menschliche zutage.

Sie trockneten sich die Stirnen und lächelten, einer kratzte sich die Schulter, einer fuhr sich mit den Händen durch die Locken, und zweie gingen hin und zogen den dunkelroten Vorhang, der den zweiten Teil der Halle abschloß, langsam unter einigem Quietschen der schweren Ringe auseinander.

Nun erst lag der ganze Raum vor den erstaunten Augen von Toni und Inge. Er sah in der Tat einer Turnhalle verzweifelt ähnlich. Statt der Decke offenes braungestrichenes Gebälk, das bis zu den niedrigen weißen Wänden unten herabging. Am Ende der Halle eine hohe, weiße, spitze Giebelwand mit zwei hohen, jetzt durch gelbe Vorhänge verschlossenen Glastüren.

Dieser zweite Teil der Halle wurde ebenfalls von zwei großen Kronleuchtern hell überstrahlt, und am Ende zwischen den beiden hohen Glastüren an der Giebelwand brannte in einem Kamin ebenfalls ein flackerndes Holzfeuer. An den beiden Seiten waren ein paar kleine Kojen durch dunkle Vorhänge abgetrennt; den freien Raum in der Mitte aber füllte ein Reigen von jungen Mädchen und Frauen. Sie trugen alle ebenfalls eine Art von seegrünem seidenem Badekostüm, einige mit, einige ohne Lendenschurz. Sie standen zwanglos in Gruppen umher, untergefaßt oder die Arme um die gegenseitigen Schultern geschlungen, zuweilen auch einsam in malerisch repräsentativer Haltung an einen der Stützbalken der Halle gelehnt.

Die schwarzbehosten Jünglinge, deren Pensum zu Ende schien, mischten sich unter die Weiblichkeit; da und dort legte ein männlicher Arm sich besorgt um einen weib-

lichen Ausschnitt; die zweite Phase der Exerzitien schien bevorzustehen.

In diesem Augenblick löste sich vom Kamin an der Eingangswand die Gestalt der violetten Dame, die bis dahin in ihrer reglosen Beobachterhaltung verharrt hatte. Sie warf noch einen Blick auf die Schar in der Halle, schritt dann geradewegs auf die beiden Mädchen zu und streckte ihnen ohne weiteres eine Hand entgegen.

„Sie wollen sich unsere Schule ansehen," sagte sie ernst. „Das ist gut, kommen Sie mit."

Toni und Inge waren durch diese Begrüßung etwas konsterniert. Sie nahmen an, daß sie Fräulein Henckel, die Leiterin des Instituts, vor sich hatten. Aber sie wußten es nicht, und so folgten sie der ruhig Voranwandernden mit einem Gefühl halber Unsicherheit, als ob sie sich auch durch sie in ihrem profanen, bekleideten Dasein zwischen all der göttlichen Nacktheit oder wenigstens Halbnacktheit noch nicht genügend legitimiert fühlten.

„Sie wollen teilnehmen?" wandte sich die Führende zu den beiden.

Inge nickte; Toni, etwas mutiger, sagte: „Vielleicht."

Hierauf nickte die Führerin: „Sie müssen es ja auch erst kennenlernen; aber Sie werden teilnehmen. Ich sehe es."

Dabei sah sie indessen nicht etwa den Mädchen ins Gesicht, sondern betrachtete, halb zurückgewendet, die Spitzen ihrer Schuhe. Und dann erst hob sie den Blick zu Tonis Augen: „Sie haben einen guten Gang."

Toni fand infolgedessen, die Sache hätte etwas durchaus Vernünftiges, und es lohnte wohl, daß man sie ein-

mal versuchte. Die rundliche Inge kam etwas zögernder hinterher. Die Führerin wartete einen Moment, legte die Hand auf ihren Arm und sagte: „Kommen Sie hinüber, da sehen Sie mehr, drüben von den Stufen."

Dabei glitt sie langsam mit ihrer Hand an Inges Arm herab, warf einen Blick auf die dazugehörigen wohlgenährten Schultern und stellte fest: „Sie haben eine Renoirfigur mit prachtvollen Wirkungsmöglichkeiten. Für langsam gleitende Bewegungen des leicht Gelösten – fabelhaft."

Inge verstand kein Wort; aber sie strahlte. Sie wurde unter dem Lob noch einmal so rundlich.

Sie wanderten an den Kojen mit den dunklen Vorhängen vorbei. Die violette Dame hob einen der Vorhänge empor. Die Luft, die er entweichen ließ, erinnerte an die in den Zellen einer Badeanstalt. „Hier sind die Auskleideräume," sagte sie. Im Innern an den Wänden und auf Stühlen hingen und lagen weibliche Bekleidungsgegenstände mehr oder weniger intimer Art, die ihre Aussage bestätigten.

„Wir haben Abendkurse und Vormittagskurse," teilte sie im langsamen Weiterschreiten mit. „Vormittags für Jugendliche, abends für solche, die tagsüber im Beruf tätig sind, und Vorbereitungskurse."

„Fräulein Henckel, Fräulein Henckel!" erklang plötzlich von hinten eine hohe weibliche Stimme. Das hellviolette Mädchen drehte sich um: ein kleines, dickes grünes Meerweibchen mit kurzen Beinen und rötlichem Bubikopf kam angelaufen: „Fräulein Henckel, können wir heut nicht nochmal die Verschlingung üben? Die ist so schön!"

Fräulein Henckel – nun wußten die beiden, daß sie es wirklich war – lächelte und nickte der Kleinen freundlich zu: „Gewiß, Fräulein Meyer, das können wir tun, aber erst am Schluß."

„Wie gut Sie sind!" sagte Fräulein Meyer und griff nach der Hand der Führerin. „Schön und gut."

„Das ist auch das Ziel," lächelte Fräulein Henckel. „Wie einst bei den Griechen."

Toni und Inge erkannten staunend, daß hier nicht nur die Beine, sondern auch Seele und Geist gebildet wurden.

Und dann waren sie am Ende der Halle angelangt und betraten das Podest, das im Winkel zwischen dem Giebel und der Seitenwand sich erhob. Eine weißlackierte Bank bot auch hier willkommene Gelegenheit zu ruhevoller Betrachtung.

Sie schauten zurück. Der weite Raum lag hell vor ihnen. Überall standen, hockten, lehnten mehr oder weniger schöne Gruppen zusammen. Es redete, lachte, rief, und über allem lag, erst jetzt auf dem erhabenen Sitz fühlbar werdend, eine Atmosphäre von leichtem Wanderschweiß, gemischt mit dem Duft des in den Kaminen verbrennenden Holzes. Eine leise Erinnerung an Lederstiefel war ebenfalls dabei.

Fräulein Henckel, die in der Rechten eine zierliche Gerte trug, sah ein Weilchen träumend violett auf die Schar ihrer Pfleglinge hinab; Inge aber fühlte sich verpflichtet, eine Unterhaltung zu beginnen. Sie träumte ebenfalls ein Weilchen in den Saal und sagte dann: „Ich finde es himmlisch, beinahe wie bei der Wigman."

Fräulein Henckel wandte ihr Gesicht zu der Redenden und zuckte leicht ihre schönen Achseln: „Die Wigman — mein Gott —"

„Finden Sie sie nicht himmlisch?" fragte Inge errötend.

Die Gefragte lächelte: „Ich kann mir unter himmlisch nichts vorstellen. Aber ich meine, was sie kann, hat sie von uns, und was von ihr dabei ist und nicht nur ihre Schönheit ist, für die sie nichts kann, das ist nichts."

„Aber sie ist doch so berühmt," stotterte Inge.

„Berühmt — wir streben nicht nach Ruhm; wir wollen arbeiten. Wir suchen Wege zu Kraft und Schönheit. Wir wollen Menschen erziehen, indem wir ihre Körper erziehen. Die Wigman ist eine Reklamegröße."

„Ich fand sie wundervoll," sagte Inge mutig.

Toni konnte nicht hindern, daß die Kritik Fräulein Henckels ihr sehr imponierte. Sie horchte gespannt, während die Violette fortfuhr: „Es gibt überhaupt nur einen, der weiß, was Tanz ist — das ist Rudolf von Laban. Sie brauchen nur seine Schriften zu lesen, um die unhörbare Musik des Tanzes und die religiöse Notwendigkeit der tänzerischen Wiedergeburt zu begreifen."

Diesen Höhepunkt zu überbieten, schien ihr selbst unmöglich; so wandte sie sich dem Saal zu, stieg eine Stufe hinab und rief auf einmal laut, scharf und befehlend: „Hallo!"

Alle schauten auf, und nun schritt sie wie eine Königin langsam, die Fußspitzen voran, die beiden Stufen zur Saalebene hinab und wandelte in die Mitte des Kreises,

der sich automatisch zur Aufnahme für sie bildete. Die Mädchen hörten sie ein paar Worte sprechen, und auf einmal wichen all die noch eben vorgebeugten Köpfe zurück, der Kreis erweiterte sich riesengroß, und klein und verlassen und doch herrschend stand die violette Gestalt Fräulein Henckels mitten unter dem Kronleuchter im Leeren.

Einen Augenblick herrschte lautloses Schweigen. Dann warf sie mit einem Ruck beide Arme hoch empor, der Kreis der Badehosen und der grünen Meerjäckchen tat dasselbe; alle machten linksum, und begannen hüpfend im Kreis um den einsamen Mittelpunkt zu schwingen, der auf der Stelle stehend, andeutend die einzelnen Bewegungen vormachte.

Und das war nun sehr merkwürdig: es dauerte nicht lange, da war dieses ringförmige Gebilde aus Schwarz und Grün in der Tat etwas wie eine Einheit geworden. In einer Ecke drüben hatte sich wieder ein Mädchen mit einem Gong aufgestellt. Zu seinen harten, gleichmäßigen Schlägen sprang der ganze Kreis in hartem, gleichmäßigem Rhythmus um die Stehende herum. Es waren nicht mehr viele Einzelne, die hier Arme und Beine hoben, es war ein Ganzes, und dieses Ganze fing widerstandslos auch die beiden jungen Mädchen ein, die auf hohem Podest sitzend dem Tanz der Gruppe zuschauten. Sie fühlten sich gefangen, vor allem Toni, also daß sie schon nach kurzer Zeit entschlossen waren, ebenfalls die Kleider abzuwerfen und als grüne Meerweibchen mit schwarzen Badehosen im Reigen um den violetten Mittelpunkt mitzuschwingen.

Einen Moment gab es freilich, in dem wenigstens Toni noch einmal unschlüssig wurde. Auf einen Wink von Fräulein Henckel legten sich plötzlich alle, die Füße nach der Mitte gewendet, auf den Boden. Fräulein Henckel klatschte in die Hände, und langsam hoben sich dreißig Paar unbekleideter Beine empor, bis sie sozusagen senkrecht gen Himmel standen, was sicher eine sehr gesunde Übung war.

Aber damit begnügte Fräulein Henckel sich nicht. Sie klatschte noch einmal, und nun senkten die Beine sich wieder. Aber nicht in ihre natürliche Lage zurück, sondern in der gleichen Richtung wie bisher weiter. Langsam näherten sie sich den Gesichtern, und ebenso langsam hoben ihre Rückseiten sich zum Licht und die Vorderseiten bargen sich im Schatten. Immer mehr senkten sich die Füße über die Köpfe weg, dem Boden entgegen, immer mehr hoben sich straffgespannte schwarze Badehosen und die ihnen entsprechenden Partien der grünseidenen weiblichen Badekostüme von unten her ans Licht. Es war sicher sehr schwer; aber es sah ziemlich unpathetisch aus, also daß die berlinisch veranlagte Toni Mühe hatte, eine schnöde Anmerkung herunterzuschlucken. Die rundlichere Inge blieb auch jetzt ganz Hingebung.

Als die Übungen zu Ende waren, erhoben sich die beiden Mädchen. Sie schritten hinab auf Fräulein Henckel zu, die mit nachlässiger Gebärde inmitten ihrer Getreuen Cercle hielt, und bedankten sich für den hohen Genuß und die tiefen Eindrücke, die sie empfangen hätten.

„Werden Sie wiederkommen?" fragte Fräulein Henckel.

„Sicher," sagte Inge begeistert.

„Sie nehmen also am Kursus teil?"

„Höchst wahrscheinlich," äußerte Toni.

„So schreiben Sie sich bitte drüben im zweiten Zimmer in das Buch ein, das dort ausliegt. Sie erfahren dann alles weitere über Beginn, Stundenplan, und was sonst notwendig ist. Ich freue mich, Sie wiederzusehen. Es wird schön werden. Gut und schön."

Sie drückte den beiden Mädchen die Hand, daß diese noch einen energischen Eindruck von der kräftigenden Wirkung der rhythmischen Gymnastik bekamen. Auf dem Weg zur Garderobe trat ihnen mit freundlichem Lächeln und einem großen Buch die eine der beiden tiefgescheitelten Damen entgegen, die im ersten Zimmer auf dem Sofa gesessen hatten. „Hier bitte, meine Damen, wollen Sie sich in unser Gästebuch einschreiben."

Es gab kein Entrinnen, zumal der Füllfederhalter auch schon bereit lag. Und sie hatten auch gar nichts dagegen.

Toni trug sich zuerst ein, mit stolzer, steiler Schrift; Inge folgte freundlich rundlich.

Draußen war es völlig dunkel. Der Wald stand schwarz und schweigend, reglos vor dem nicht viel helleren Himmel. Ferne schimmerte eine einsame Laterne durch die Bäume.

Sie wateten durch den Sand. „Ich glaube, das wird ganz nett werden," sagte Toni.

„Ich finde sie süß," schwärmte Inge, „und man wird so wunderschön abnehmen."

Und Tage kamen und Tage gingen; sie wurden kürzer und kürzer und es regnete, und es schneite; zuweilen schien die Sonne, und es war eigentlich wie immer in den Wochen vor Weihnachten. Nur daß vom Dollar nichts mehr in den Zeitungen stand. In dem Augenblick, in dem die Mark in die Billionen entschwunden war, war er auch entschwunden. Das ewige Gesprächsthema, die ewige Spannung, die ewige Angst und die ewige Hoffnung hatten aufgehört.

Es war für die Menschen nicht ganz leicht, sich an diesen neuen Zustand zu gewöhnen. Jahrelang war in ihren Ohren etwas wie ein dauerndes Rauschen gewesen, ein Rauschen von Papiergeld und Aktien und ständig steigenden Werten. Jetzt auf einmal war Stille eingetreten; es rauschte nichts mehr. Das liebliche Spiel des Kaufens und Verkaufens von Papieren, von dem man jahrelang so bequem gelebt hatte, war zu Ende. Man war nicht mehr heute um Milliarden reicher als gestern, sondern wachte ebenso arm, ebenso unsicher auf wie am Tage zuvor. Seit der Dollar nicht mehr über allem schwebte und die arme Mark sich in ein Nichts aufgelöst hatte, war es, als ob das Leben leer und inhaltlos geworden war. Es hatte noch alles den gleichen Wert, die vielen, vielen Millionen und Milliarden und Billionen standen noch immer auf dem Papier; aber es war, als ob sie von Tag zu Tag wesenloser würden.

Es gab viele, die mit diesem neuen Zustand durchaus

nicht einverstanden waren und der Regierung heftige Vorwürfe machten, daß sie nicht Vorsorge getroffen hätte, um die Streichung der Mark zu verhindern. Das Spiel hätte doch ruhig weitergehen können, von den Billionen zu den Trillionen. Es gab ja soviel Nullen auf der Welt.

Zu diesen Unzufriedenen gehörte Frau Amélie Jordan. Sie war empört, und nicht ganz ohne Grund. Denn diese geldtechnischen Vorgänge, die ihr bisher als ziemlich belanglos erschienen waren, griffen jetzt unmittelbar in ihr Leben ein.

Eines Tages, noch in der ersten Hälfte des November, ließ sich nämlich Mister Parker melden, der die beiden großen Vorderzimmer bewohnte, und teilte ihr traurig und ein wenig stockend mit, daß er leider, so schwer es ihm würde, nicht nur die ihm liebgewordene Wohnung, sondern den Aufenthalt in Deutschland überhaupt aufgeben müsse.

Frau Amélie war starr. „Aber wieso, aber wieso?" fragte sie entrüstet. „Haben wir es an irgend etwas fehlen lassen, Mister Parker? Stören meine Töchter Sie? Sind die Mädchen nicht aufmerksam?"

Mister Parker schüttelte traurig den Kopf: „O nein, gnädige Frau; es ist wunderschön bei Sie; aber ich kann nicht mehr. Sie sind zu teuer geworden."

„Aber ich bitte Sie, Mister Parker, wir haben doch seit Monaten denselben Preis gehabt." Mister Parker nickte: „O ja, das ist wahr. Es ist auch nicht wegen Sie. Nicht Sie sind zu teuer. Deutschland ist zu teuer."

Frau Amélie sah ihn verständnislos an: „Das begreife ich nicht."

„Es ist sehr leicht," sagte Mister Parker: „Sehen Sie, für einen Dollar bekomme ich vier und eine viertel Billion. Das ist viel Geld; aber Sie rechnen nicht mehr nach dies Billion. Sie rechnen nicht mehr nach Ihre Mark. Wenn ich früher bekam für einen Dollar eine Million, dann konnte ich für die eine Million Sachen kaufen, für die ich in Amerika drei, vier, fünf Dollar, zehn Dollar bezahlen mußte. Jetzt ist die Mark tot, und Sie rechnen auch mit Dollars, und es ist wie in Amerika. Ich habe bloß gewechselt meinen Dollar in einen und eine viertel Billion; ich bekomme nicht mehr dafür; ich bin wieder ein armer Mann. Ich kann nicht mehr in Deutschland leben. Ich muß nach Amerika zurück."

„Aber das ist ja schrecklich," bestätigte Frau Amélie. „Wollen Sie nicht noch ein bißchen warten? Ich habe gehört, wir kriegen neues Geld, Schatzanweisungen oder so, oder Roggenmark. Ich weiß nicht, wie es heißt. Dann wird es sicher wieder billiger werden."

Mister Parker blieb traurig: „Meine liebe Frau Jordan, ich bin gerne bei Sie; aber ich bin nicht so reich wie Sie. Ich muß zurückgehen in meine Land und wieder arbeiten. Von zwanzig Dollar kann ich jetzt nicht mehr hier leben. Das ist trauriger für mich als für Sie. Good bye, my dear Mrs. Jordan, I am very sorry; ich hoffe, Sie werden kommen nach Amerika, wenn unser Geld wird sein billiger als Ihre. Ich muß zurück."

Frau Amélie war entrüstet über einen Staat, der eine so schlechte Politik trieb, daß die Ausländer, mit denen man doch so gut lebte, nicht mehr bleiben konnten. Sie

war noch entrüsteter, als nach dem Abzug Mister Parkers die Wohnung, trotz aller mündlichen Empfehlungen und Mitteilungen, daß sie zufällig frei sei, fast volle zwei Wochen leerstehen blieb. Es kamen zwar genug Mieter, aber es kamen keine Ausländer. Erst in der zweiten Hälfte des November erschien eines Tages Herr Johanson, ein Norweger, der die Wohnung sehen wollte und auch bereit war, sie zu mieten, aber nur wenn Frau Amélie mit ihrem Preis erheblich herunterginge.

Sie wollte ihn zuerst beleidigt abweisen; aber es fiel ihr noch rechtzeitig ein, daß sie dann von neuem ihre Wohnung anpreisen müßte, und das war unbequem und lästig. So nahm sie mit hoheitsvoll überlegener Miene und einem Achselzucken schließlich das Angebot des Herrn Johanson an – nur vorläufig, wie sie sagte. Sie beschloß aber, ihn keineswegs Sonntags zum gemeinsamen Liebesmahl einzuladen. Worauf Herr Johanson auch weniger Wert zu legen schien als Mister Parker, da er perfekt deutsch sprach.

Infolge dieses Ausfalls des wohltätigen fremden Elements bekamen die gemeinsamen Sonntagsmahlzeiten seit dem Abzug Mister Parkers ein, sagen wir intimeres Gesicht. Als er zum ersten Male fehlte, hatte gewissermaßen sein leerer Stuhl, obwohl man ihn natürlich vom Tisch entfernt hatte, noch nachgewirkt. Und er hatte wenigstens als Gesprächsthema noch dem Familienkreise angehört. Am nächsten Sonntag war er bereits vergessen, und es war schon Gewohnheit, daß man unter sich war.

Man merkte das an allerhand kleinen Anzeichen. Die

Spannung, die sonst die Runde über die bloße familiäre Koexistenz zu jenem höheren Sammelwesen erhob, das man eine Gesellschaft zu nennen pflegt – diese Spannung fehlte; selbst die Bewegungen des Dieners Hohenberg waren lässiger, weniger offiziell geworden. Ihn trug nicht mehr das Bewußtsein, vor einem Angehörigen einer ehemals feindlichen Nation die altehrwürdige Tradition des deutschen Bürgertums in seiner reinsten Eleganz vertreten zu müssen. Vielleicht störte ihn auch ein wenig der Umstand, daß am schwarzseidenen Gewand, das Frau Amélie trug, unten ein Stück abgerissener Spitze achtlos nachschleifte. An solche kleinen Zufälle aber hätte er eigentlich gewöhnt sein müssen; denn Frau Amélie war niemals kleinlich gewesen. Es war zuletzt wohl das Fehlen des einigenden Mittelpunktes, der, weil er ein Fremder war, von allen in seiner Eigenart geduldet wurde, während sie einem der ihrigen dieses niemals konzediert hätten.

Als sie so, im lockeren Kreis, zum zweiten Male ohne Mister Parker das sonntägliche Mittagsmahl einnahmen, zog Toni auf einmal aus ihrem Täschchen einen kleinen Zettel hervor, einen graugrünen, unscheinbaren, durch nichts Besonderes ausgezeichneten Zettel. „Habt ihr das schon gesehen?" fragte sie und hielt das Papier hoch.

„Was denn?" fragte Frau Amélie, von vornherein ablehnend.

„Das neue Geld," sagte Toni, „die Rentenmark."

Onkel Heinrich beugte sich trotz seiner Zurückhaltung ein wenig zu der Nichte über den Tisch hinüber: „Hast du eine?"

„Was heißt das, Rentenmark?" fragte beleidigt Frau Amélie.

„Das ist doch das neue Geld, das wir bekommen," sagte Eva. „Ich sah es gestern auch zum erstenmal."

Frau Amélie griff über den Tisch: „Zeig mal her." Das kleine, olivgrüne Blatt wanderte von Hand zu Hand.

„Eine Mark," sagte Frau Amélie höhnisch. „Wie das klingt. Könnt ihr euch noch besinnen, wie das war, als es noch Scheine von einer Mark gab? Was soll das nun?"

„Es soll an die Stelle des alten treten," erklärte Onkel Heinrich.

„Hört denn das auf?" fragte Frau Amélie. „Ich habe noch eine ganze Menge?"

„Es wird vorläufig noch weiter bleiben," meinte Onkel Heinrich. „Aber einmal wird es verschwinden. Dies neue soll ja wertbeständig sein."

„Was heißt wertbeständig?" fragte Frau Amélie weiter.

„Daß es morgen ebensoviel wert ist wie heute und gestern, daß du immer für vier Mark 20 dir einen Dollar kaufen kannst." Onkel Heinrich sagte es in ruhig belehrendem Tone. Frau Amélie aber erschrak: „Für vier Mark 20 einen Dollar? Ich denke, der kostet Billionen?"

„Billionen Papiermark," belehrte Onkel Heinrich, „dies hier ist aber eine Rentenmark."

„Die ist aber doch auch aus Papier," beharrte Frau Amélie.

„Gewiß," lachte er, „aber sie behält ihren Wert wie der Dollar, und sie ist so viel wert wie eine Billion."

Frau Amélie sah ihn starr an: „Eine Mark so viel wie eine Billion? Das ist doch Unsinn; dann wäre ja eine Billion gar nichts."

„Nein," bestätigte Onkel Heinrich, „sie ist auch nichts mehr. Sie ist eine Mark."

„Nehmen denn die Leute in den Läden das Geld?" fragte Frau Amélie mißtrauisch.

„Aber ja," mischte sich Eva ein. „Sie geben sogar Rabatt darauf. Ich hatte gestern auch ein paar Rentenmark bekommen. Als ich nachmittags Kaffee mitbringen sollte, sagte der Verkäufer, er hätte keinen; aber dann fragte er plötzlich: ‚Haben Sie wertbeständig?' Und als ich meine Rentenmark vorholte, hatte er auf einmal doch welchen, und ich bekam ihn sogar noch billiger. Es war beinahe wie vor dem Krieg."

Frau Amélie schaute die Tochter ein Weilchen an: „Aber das geht doch nicht," sagte sie wieder beleidigt. „Es ist doch alles ganz anders geworden."

Der Bruder beruhigte sie: „Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, Amélie; das Ganze ist eine reine Formsache. Ich habe einen höheren Bankbeamten gefragt, ob man Rentenmark kaufen und hinlegen soll. Er sagte ‚um Gottes willen nicht; es ist ganz ausgeschlossen, daß man die Rentenmark hält. Ein paar Wochen werden die Sammler von Notgeld und die Neugier des Publikums ihr einen gewissen Wert verleihen; dann wird sie denselben Weg gehen wie die Papiermark.' Er sagte wörtlich: ‚Sie können ruhig in ihr Tagebuch schreiben: November 1923 begann die zweite Inflation.'"

Frau Amélie atmete erleichtert auf: „Gott sei Dank, ich dachte schon, man würde nun wieder wie früher mit Mark und Pfennigen rechnen müssen, und gar nichts mehr davon haben, wenn man Dollarscheine und Devisen hat."

Sie sah träumerisch ins Weite: „Sage mal, eine Billion ist gleich einer Mark von dieser Sorte?"

Heinrich Voßwinkel bestätigte es. „Dann sind ja die teuersten Aktien nur ein paar Mark wert."

Er lächelte: „Schon daraus siehst du, daß das Ganze ein Unsinn ist und nicht bleiben kann."

„Warum soll denn das nicht bleiben?" ließ sich plötzlich Großvater Josias vernehmen. „Wir haben doch früher auch Geld gehabt, das immer gleichviel wert war."

„Ja früher, früher," sagte Frau Amélie ablehnend. Und plötzlich zu Onkel Heinrich: „Was ist das jetzt überhaupt? Ich brauche Geld für ein Kleid, ich will ein paar Aktien verkaufen. Seit vierzehn Tagen ist keine mehr gestiegen. Wovon soll man denn da leben?"

Großvater Josias lachte: „Das kam auch früher manchmal vor, daß die Aktien wochenlang nicht stiegen."

„Früher," lehnte Frau Amélie ab, „früher war das ganz was anderes. Jetzt ist das ein durchaus ungesunder Zustand. Ich hoffe, daß dein Freund, der Bankdirektor, recht hat. Ich werde noch ein paar Tage mit dem Kleid warten."

Josias aber wandte sich an Eva, da der Diener Hohenberg gerade den Braten brachte: „Entschuldige, liebes Kind, mir ist heute so nach einem Schluck Burgunder zumute. Würdest du so liebenswürdig sein?"

„Jetzt fängst du auch schon mittags mit dem Trinken an, Josias," sagte Luischen strenge.

„Ich tue es nur meines Magens wegen, liebes Kind," entschuldigte er sich.

„Du hast es immer nur deines Magens wegen getan," kam die Antwort, „wenn diese Ausrede jemals wahr gewesen wäre, müßtest du längst im Grabe liegen."

Eva kam zurück, eine Burgunderflasche mit vertrauenerweckend vergilbtem Etikett vorsichtig vor sich hertragend. Sie stellte sie neben Josias auf den Tisch. „Es ist aber die letzte, Großvater."

Josias Voßwinkel sagte nichts; er betrachtete lange stumm das fleckige Papier auf der dicken Flasche, während Frau Amélie erklärte: „Das ist eine unerhörte Bummelei; da muß morgen sofort welcher besorgt werden."

Josias blickte auf und sah die Tochter an. „Es ist sehr freundlich von dir, liebe Amélie, aber ist das nicht dasselbe wie mit deinem neuen Kleid?"

„Wieso?" fragte sie.

Der alte Herr lachte. „Um Wein zu kaufen, braucht man Geld. Um Geld zu haben, muß man Aktien verkaufen. Die Aktien steigen aber nicht mehr; also hat man kein Geld. Ich denke, ich warte mit meinem Burgunder genau so wie du mit deinem neuen Kleid."

Der Diener Hohenberg stand am Büfett, diskret die Flasche entkorkend; Großmutter Luischen aber sagte: „Wenn man euch so hört, könnte man denken, wir sind auf dem besten Wege, arme Leute zu werden. Ich verstehe das überhaupt nicht. Es ist sehr gut, daß kein Burgunder

mehr da ist! Josias hat schon viel zu viel in seinem Leben getrunken. Wenn er aber neuen haben will, so wird wohl trotz der Teuerung noch so viel Geld da sein, um welchen zu kaufen, und er wird ihn sicher kaufen, schon weil ich es für überflüssig halte."

Josias dankte mit einer Kopfbewegung dem Diener Hohenberg, der vorsichtig einschenkte. „Du hast natürlich recht wie immer, liebes Kind; wäre ich noch egoistischer als ich bin, so würde ich sagen: solange ich noch zu leben habe, wird es wohl für den Burgunder reichen."

„Es sähe dir ähnlich, so zu denken, Josias," sagte Luischen und nahm ein zweite Scheibe von dem ausgezeichneten Kalbsbraten.

Frau Amélie aber konnte die Rentenmark nicht so schnell vergessen: „Seit wann gibt es denn diese Dinger?" fragte sie mit einer geringschätzigen Kopfbewegung über den Tisch hinweg.

„Seit einigen Tagen, Mama," antwortete Eva. „Herr Hempel erzählte mir, daß die Beamten schon einen Teil ihres Gehaltes in Rentenmark ausgezahlt bekommen haben."

„So," sagte Frau Amélie erbost, „nun wird mir manches klar." Und sie stach mit ihrer Gabel, als stäche sie in den Busen eines Feindes, zornig in eine große Kartoffel hinein.

„Was wird dir klar, Amélie?" fragte Toni, die bei dem Namen Hempel aufmerksam geworden war und eine kleine Pikanterie witterte.

Die Mutter zog das Messer mit scharfem Schnitt

durch den Kalbsbraten. „Ich war gestern bei Friedrich in der Schillstraße, um noch etwas Aufschnitt mitzunehmen. Dicht vor mir ging diese Person, die älteste von Mitzlaffs, in den Laden. Ich sagte natürlich sofort: ‚Ich möchte ein halbes Pfund Aufschnitt vom besten' – und was tut der Kerl? er sagt ganz ordentlich ‚Guten Abend' zu mir, wendet sich an die Mitzlaff, und was soll ich euch sagen: er bedient sie zuerst. Ich war starr, ich habe es nicht verstanden; aber jetzt verstehe ich es."

Onkel Heinrich sah sie mit wehmütigen Augen an. „Was verstehst du? das verstehe ich nicht."

Frau Amélie zuckte ungeduldig die Achseln: „Mein Gott, das ist doch so einfach. Der Vater ist Geheimrat, also Beamter. Er hat einen Teil seines Gehalts in dem neuen Zeug da bekommen, sagt Eva. Der Händler weiß das natürlich ganz genau, und auf einmal schwenkt er um, weil er das neue Geld haben will, und weil er weiß, daß wir keine Beamten sind, zieht er die anderen vor."

„Aber du sagtest doch, daß Fräulein Mitzlaff vor dir in den Laden kam," bemerkte Eva bescheiden. Frau Amélie warf ihr einen empörten Blick zu: „Was hat das damit zu tun? ich werde doch immer zuerst bedient."

„Schöne Zustände," seufzte Onkel Heinrich.

„Nun es wird ja bald wieder anders werden," tröstete sich Frau Amélie. „Die Bankfachleute rechnen damit, daß das neue Geld sich unmöglich halten kann."

„Hoffentlich," sagte Onkel Heinrich.

Großvater Josias trank schweigend seinen Burgunder.

Frau Amélie wartete in der Tat einige Tage mit dem Ankauf des neuen Kleides. Es war ja schon einmal so gewesen, daß alles stillstand – damals, als die Mark beim Ruhreinbruch stabilisiert wurde. Das hatte auch einige Wochen gedauert, und hinterher war doch das alte Spiel weitergegangen, und man hatte wieder leben können.

Aber dann trat etwas ein, was ihr noch nie begegnet war. Eines Tages kam das Mädchen Frida, um Geld für die täglichen Einkäufe zu erbitten. Frau Amélie zog ihr Täschchen, ging an ihren Schreibtisch, und dann sagte sie: „Einen Augenblick."

Sie begab sich nach hinten zu Eva: „Hast du noch Geld?"

Die Tochter zückte ihr Täschchen und zählte „Vier Billionen und ein paar Milliarden."

Frau Amélie streckte die Hand aus. „Gib sie mir. Ich hole nachher etwas von der Bank. Du bekommst es nachmittags wieder." Eva reichte ihr schweigend das Geld.

Draußen überlegte Frau Amélie einen Augenblick, dann klopfte sie auch an des Großvaters Tür. Der alte Herr lächelte und reichte ihr ebenfalls eine Handvoll Scheine: „Mein Skatgewinn vom vorigen Dienstag."

Mittags aber wanderte Frau Amélie zur Bank. Sie war lange nicht dort gewesen und daher erstaunt, als der Kassenraum, der sonst voll aufgeregter Menschen war, die auf die Bekanntgabe der Kurse warteten, leer und öde vor ihr lag. Drei, vier wohlgekleidete Jünglinge stürzten gleichzeitig auf sie zu, als sie an den Ladentisch trat, und fragten nach ihrem Begehr.

Frau Amélie gab den Auftrag, zu verkaufen, einige unnotierte und kleine Werte. Die drei Beflissenen machten lange Gesichter. Dann sagte der eine: „Ach, gnädige Frau –." Der andere: „Lohnt das?" Der dritte: „Dabei kommt gar nichts heraus."

Frau Amélie sah sie entrüstet an: „Ich soll wohl Harpener und Sarotti hergeben? Zu dem Kurs, damit Sie sie billig kaufen können?"

Die drei Getreuen waren gekränkt: „Aber gnädige Frau!"

Der erste indessen schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn Sie können, behalten Sie sie; denn mehr als jetzt bekommen Sie später sicher. Wenn Sie aber nicht können, dann ist es beinahe egal, was Sie zuerst verkaufen."

Frau Amélie aber blieb fest und trennte sich nur von einigen geheimnisvollen teils deutschen, teils balkanischen Werten.

„Und dann brauche ich Geld," erklärte sie, als sie den Auftrag unterschrieben hatte. Die beiden Jünglinge – der dritte war an sein Pult zurückgekehrt – machten noch längere Gesichter: „Haben gnädige Frau noch ein Konto bei uns?"

„Was heißt das?" fuhr Frau Amélie auf. „Ich habe doch alle meine Papiere bei Ihnen im Depot."

„Gewiß," sagte einer der Jünglinge voll Höflichkeit, „ich bitte sehr um Entschuldigung, aber wir haben Auftrag von der Zentrale, Papiere nicht mehr zu beleihen."

„Unerhört," entrüstete sich Frau Amélie.

Der Jüngling hob beschwichtigend die Hand: „Bei

einer Kundin wie der gnädigen Frau dürfen wir natürlich Ausnahmen machen;" der andere aber fragte kühl und geschäftsmäßig: „Wieviel dachten gnädige Frau?"

„Fünfzig Billionen," sagte Frau Amélie kurz.

Die beiden wiegten die Häupter: „Weil gnädige Frau es sind." Und der eine ging schweigend zu seinem Pult und begann dort Anweisungen auszufüllen. Nach einer Weile erschien er wieder und zählte langsam und bedächtig mit tiefernstem Gesicht fünfzig Billionenscheine auf den Ladentisch.

Als Eva am Nachmittag das Zimmer der Mutter betrat, fand sie diese am Schreibtisch sitzend. Auf der Platte lagen fein säuberlich nebeneinander ausgebreitet einige Geldscheine.

Eva lachte: „Zählst du dein Vermögen, Mama?" Frau Amélie hob den Kopf und sah sie ein bißchen leer an: „Ich weiß nicht, ich versteh das nicht mehr. Hier liegen fünfzehn Billionen. Du sagtest, eine Billion ist gleich einer von deinen neuen Mark. Dann sind das fünfzehn Mark."

Eva nickte: „Ganz richtig." Frau Amélie aber schüttelte den Kopf: „Das geht doch nicht. Das kann doch nicht sein."

„Warum denn nicht?" fragte die Tochter.

„Weil wir dann" – begann Frau Amélie; aber sie vollendete nicht. „Was bekommt Frida jetzt?", fragte sie dafür unvermittelt.

„Ich weiß nicht, Mama" erwiderte Eva erstaunt.

„Und Alma?" fragte Frau Amélie weiter.

Dann warf sie einen Blick auf ein Zeitungsblatt, das

neben ihr lag und schüttelte wieder den Kopf: „Wenn das alles stimmt, sind das hier drei Sarotti; das ist doch unvorstellbar."

Eva sagte nichts. Frau Amélie sah noch einmal auf das Zeitungsblatt, dann faltete sie es energisch zusammen: „Ach was, Onkel Heinrich sagt auch, das kann nicht lange dauern. Und für die erste Zeit beleihen wir eben die Aktien. Es wäre ja noch schöner, wenn die Bank sich weigerte, das bei uns zu tun."

Sie schob die Geldscheine auf einen Haufen und hob das Gesicht zu der Tochter: „Brauchst du dein Geld gleich wieder? Sonst bleibe ich's dir noch ein paar Tage schuldig. Du kannst mich ja daran erinnern."

Eva lächelte, aber erwiderte nichts. Frau Amélie erhob sich: „Herr Liebe hat sich zum Tee angesagt; ich werde etwas Gebäck besorgen lassen."

„Du hast doch noch die Keks vom Sonntag," meinte Eva.

„Ich kann dem Mann doch nicht die alten Keks vorsetzen."

Eva lachte ein bißchen. „Liebe Mama, die Zeiten haben sich geändert."

„Wieso?" fragte Frau Amélie.

„Ich denke, du hast das selbst schon bemerkt."

„Gar nichts habe ich bemerkt," lehnte Frau Amélie ab. „Und außerdem kümmert es dich nicht, was ich meinen Gästen vorsetze."

Damit entschwebte sie auf den Korridor und wanderte abwärts zum Großvater Josias. „Du warst heute morgen

so liebenswürdig, mir aus der Verlegenheit zu helfen. Wieviel hast du mir doch gegeben?"

„Eine Billion und hundert Milliarden," antwortete der alte Herr. „Entschuldige, daß ich sitzenbleibe, mir ist nicht ganz wohl."

„So," sagte Frau Amélie, „soll Doktor Laudon kommen?"

Aber Josias wehrte ab: „Ach nein, das geht vorüber, eine kleine Magenverstimmung."

„Du hast wahrscheinlich zuviel Burgunder getrunken?" mutmaßte Frau Amélie. Der alte Herr lächelte: „Du vergißt, liebe Amélie, daß Sonntag die letzte Flasche auf den Tisch kam."

„Ach ja," gestand Frau Amélie, „das habe ich vergessen. Es muß neuer besorgt werden."

„Bitte, nein," sagte Josias, „wir wollen warten."

„Nur ein paar Tage," gab sie zu, „bis die Sache wieder in Gang gekommen ist." Der alte Herr wiegte den Kopf: „Wenn sie nur wieder in Gang kommt, liebe Amélie."

„Selbstverständlich kommt sie," erklärte die Tochter. „Wovon sollen wir sonst leben? Hier ist deine Billion mit vielem Dank zurück."

Der alte Herr nahm das Geld und sprach wie für sich weiter: „Manchmal gibt es einen Ruck, und man merkt es gar nicht und sieht erst hinterher, daß etwas zum Stehen gekommen und anders geworden ist."

Frau Amélie lächelte überlegen: „Lieber Vater, das haben wir ja schon einmal erlebt. Drei Wochen danach, dann ist alles wieder beim alten."

Josias nickte: „Dein Wort in Gottes Ohr, sagten die frommen Juden in Hamburg."

„Fromme Juden," wiederholte Frau Amélie, „ich habe noch nie welche gesehen. Entweder sind sie Rechtsanwälte, oder sie suchen sonst Geschäfte zu machen; aber fromm: ich glaube, das ist ein Vorrecht von uns. Also besten Dank und gute Besserung. Du bekommst bald wieder deinen Burgunder."

Und sie ging mit dem gehobenen Selbstbewußtsein einer Frau, welche nicht nur ihre Schulden bezahlt, sondern auch die trüben Gedanken eines väterlichen Greises mit liebender Hand zart und leicht verscheucht hat.

Das Horoskop

Am Nachmittag kam Herr Liebe. Er hatte bald nach dem Besuch der Damen das Ergebnis seiner kephalometrischen Messung eingesandt – mit den besten Empfehlungen. Frau Amélie hatte es verschlungen; eine unerklärliche Scheu aber hinderte sie, mit den Töchtern über dieses charakterologische Manifest zu sprechen, wohl weil es in seinen Feststellungen weit über das hinausging, was sie in ihren gehobensten Momenten von sich dachte oder anderen als die Quintessenz ihres Wesens mitteilte. Sie behielt das ziemlich umfangreiche Manuskript für sich, verschloß es im Schreibtisch und bedauerte nur, daß einige Stellen darin, wahrscheinlich weil sich dort die Fachausdrücke gar zu sehr häuften, trotz mehrfachen Lesens dunkel und unverständlich blieben.

Sie hatte infolgedessen außer dem gebührenden Dankbrief Herrn Leonhard Liebe ein paar Zeilen geschrieben und um freundliche Aufklärung gebeten, und zwar wie es ihm paßte, schriftlich oder mündlich. Sie würde sich sehr freuen, wenn er sie zu einer Tasse Tee aufsuchen wollte, ebenso dankbar wäre sie für eine schriftliche Aufklärung. Dieser bäte sie dann die offenbar vergessene Liquidation beizulegen. Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst ...

Leonhard Liebe hatte zunächst einige Tage verstreichen lassen; dann hatte er geantwortet, gedankt und gefragt, wann er kommen dürfe. Mündlich ließe sich so etwas immer am leichtesten erläutern. Von einer Liquidation könne keine Rede sein, es sei ihm eine Ehre gewesen, und er bleibe mit dem Ausdruck tiefster Ergebenheit ihr dankbarer ...

Darauf hatte Frau Amélie ihn für heute zum Tee gebeten, und als die Dämmerung feucht und still über die Kurfürstenstraße sank, erschien Herr Liebe. Das Mädchen führte ihn ins Musikzimmer; dort wanderte er langsam, lautlosen Schrittes auf dem dicken Teppich umher, besah Bilder und Nippes, Wandteller und Familienporträts, studierte die Firma des Flügels und die Qualität der Möbelbezüge und nickte befriedigt.

Als Frau Amélie erschien – in einem seegrünen seidenen Nachmittagskleid mit langen offenen Ärmeln, ging er ihr entgegen, küßte respektvoll ihre Hand und dankte mit vernehmbarer Aufrichtigkeit in der Stimme für ihre Einladung, mit der sie ihm eine große Freude gemacht hätte.

Frau Amélie lächelte: „Wollen wir den Tee hier nehmen?"

„Gerne," sagte der Dozent.

Das Mädchen Frida brachte Tassen und Zuckerschale und fuhr den Teewagen herein.

„Wie schön solch alte gesicherte Familientradition ist," sagte Herr Liebe und nahm leicht vorgebeugt seine Rockschöße auseinander, um sich auf den ihm zugewiesenen Sessel niederzulassen.

Natürlich erschienen nicht die Keks vom Sonntag, sondern frisches Teegebäck auf dem Tisch. Der Dozent fand offensichtlich Gefallen daran. „Wie lange wohnen Sie schon hier?" fragte er, nachdem er nicht ohne Mühe ein etwas groß geratenes petit four auf einmal in den Mund befördert hatte.

„Schon sehr lange," antwortete Frau Amélie, „ich habe mich hier so eingelebt, daß ich anderswo wohl immer fremd bleiben würde."

Liebe nickte gedankenvoll: „Ach ja."

Sie lehnte sich im Sessel zurück: „Sie wissen soviel von mir."

Ferne schlug eine Uhr. Im Flügel klang eine Saite.

„Sie dürfen nicht böse sein, daß mir einiges unklar geblieben ist," bat Frau Amélie; „aber ich bin zu ungeübt."

Er betrachtete zurückgelehnt den Untergang der Sonne hinter der verschneiten Mühle und schüttelte den Kopf: „Ihre Seele scheut nur vor dem Bewußtwerden zurück;

sie möchte die Tiefen im Dunkeln lassen, und darum erscheint Ihnen manches unverständlich."

Frau Amélie war auch dies nicht ganz verständlich; aber sie fand es sehr schön, und darum griff sie in ihr Täschchen und holte sein Manuskript hervor, um im Lauf der Unterhaltung vielleicht noch mehr so hübsche Äußerungen über die Tiefe ihrer Seele zu provozieren.

„Ist es nicht vielleicht am besten," fragte Liebe, „Sie lesen das Ganze einmal vor und stellen Fragen?"

„Ich geniere mich," bekannte Frau Amélie. „Sie loben mich so."

„Dann suchen Sie nur die zweifelhaften Stellen heraus," sagte er nachsichtig.

Und sie suchte. „Es heißt hier," blätterte sie: „neben starker Sensibilität gegenüber allen Eindrücken steht eine Fähigkeit inneren Erlebens, die nur durch äußere Umstände verhindert wird, sich objektiv auszuwirken und infolgedessen unmerklich in die Praxis des Lebens eingeht. — Was meinen Sie damit?" Und sie sah ihn mit großen fragenden Augen an und kam sich in diesem Augenblicke selbst sehr interessant vor.

Der Dozent Liebe schlug das linke Bein über das rechte: „Sie sind ein Mensch, in dessen Seele Erlebnisse so tief hineinfallen, daß er sich unbedingt wieder von ihnen entlasten muß. Sie können nicht vergessen."

Frau Amélie nickte gedankenvoll, der Dozent fuhr fort: „Sie begegnen jemandem, sein Bild bleibt in Ihnen, wird eingeordnet und sogleich mit Gefühl umfaßt. Sie müssen ein sehr ordentlicher Mensch sein."

Sie blickte ihn dankbar an. Er tauchte seinen Kuchen in die Teekasse und hob ihn dozierend hoch: „Aber Sie bleiben nicht bei der äußeren Ordnung stehen, Sie nehmen alles in ihr Gefühl auf und wirken es ins Leben aus."

Er ließ das Stück Kuchen vorsichtig mit auseinandergespreizten Beinen in seinem Munde verschwinden, trank den Rest seines Tees und vollendete mit männlichem Ernst: „Sie haben sehr viel Liebe!" Und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Das war der Sinn jenes Satzes."

Frau Amélie schlug die Augen zu ihm auf: „Jetzt habe ich ihn verstanden."

Fern von der Schillstraße summte eine Elektrische, eine Autohupe klang von unten, dann wieder Stille. — „Und weiter?" fragte der Dozent.

Sie hob von neuem das Papier. Im Lesen schüttelte sie leicht den Kopf. „Was haben Sie?" erkundigte er sich.

Sie errötete. „Ich möchte es nicht sagen."

„Und wenn ich Sie bitte?"

Frau Amélie las halblaut: „Die Folge ist, daß von Ihnen soviel Wärme und Gefühl ausstrahlen, daß die Menschen Ihre Nähe, Ihr bloßes Dasein als Glück empfinden."

„Nun und?" fragte herbe der Dozent Liebe.

„Ich glaube, Sie überschätzen mich."

Der Dozent zitierte sich selbst: „O ihr Kleingläubigen!"

Dieses Zitat schien seine Gedanken auf einen neuen Weg gebracht zu haben. Er hörte nur noch zerstreut zu, während sie weiterlas, betrachtete die Kuchenschüssel, wägend, ob er noch einmal hineingreifen sollte, und als Frau Amélie eine

Pause machte und ihn erwartend ansah, begann er, statt die weiteren Rätsel ihrer Seele zu klären, ihr auseinanderzusetzen, daß bei so begrenzten Untersuchungsmethoden, wie er sie hätte zur Anwendung bringen müssen, notwendigerweise Unklarheiten und Zweideutigkeiten sich ergeben müßten. Es wäre im Grunde leichtsinnig von ihm gewesen, etwas so Lückenhaftes überhaupt aus der Hand zu geben, und das beste wäre, wenn er die gute Gelegenheit benutzte und das tue, worum er sie schon lange hätte bitten wollen, nämlich ihr Horoskop stellte.

Frau Amélie war über dieses Ergebnis als Schluß einer so langen Rede ein bißchen enttäuscht. Sie hatte eigentlich mehr erwartet. Aber sie machte gute Miene zum bösen Spiel, erklärte sich gerne bereit, sich der Prozedur zu unterziehen, und fragte nur, was sie ihrerseits dazu tun müsse.

Der Dozent lächelte. Sie hätte weiter nichts zu tun, als Jahr, Tag und Stunde ihrer Geburt anzugeben. Aus diesen Daten stelle er dann den Stand der Sterne für den Augenblick ihres Lebensbeginnes fest und erfahre so, was er seinen bisherigen Untersuchungen noch nicht hätte entnehmen können.

Frau Amélie überlegte ein bißchen. Für Verwandte und nähere Freunde des Hauses war sie im Jahre 1882 geboren, für Fernerstehende 1885 oder 86. Sie dachte darüber nach, zu welcher Kategorie sie Herrn Liebe rechnen sollte. Die Entscheidung war nicht ganz leicht; aber glücklicherweise fiel ihr im letzten Moment die Wissenschaft ein. Die durfte sie nicht mit falschen Daten auf Irrwege

führen. So stellte sie sich auf die leise Wehmut des Reifseins ein und sagte: „Ach, lieber Freund, ich bin eine alte Frau."

Der liebe Freund hob beschwörend die Hand: „Hier geht es um die Sterne, nicht ums Alter."

Jetzt betrachtete Frau Amélie den Sonnenuntergang hinter der verschneiten Mühle und nannte traumverloren Tag und Jahr ihrer Geburt.

„Und die Stunde?"

„Ich weiß sie nicht mehr," bekannte sie.

„Können wir sie nicht feststellen?"

„Ich hatte einen Geburtsschein," sagte sie träumerisch.

„Wollen Sie ihn nicht holen?" bat er.

„Ich weiß nicht recht," zögerte Frau Amélie. Aber sie erhob sich doch: es war immerhin möglich, daß der Schein im Wäscheschrank bei den alten Extrablättern aus dem Kriege lag. „Ich will einmal in meinem Schreibtisch nachsehen."

„Und, bitte, einen Bogen Schreibpapier," rief ihr Herr Liebe nach.

Der Geburtsschein war natürlich nicht bei den alten Extrablättern. Das war peinlich, aber zum Glück fiel ihr im letzten Augenblick Großvater Josias ein.

Sie klopfte und trat ein. „Ich hoffe, ich störe dich nicht; ich wollte nur fragen, besitzest du vielleicht einen Geburtsschein von mir?"

Josias saß im Lehnstuhl am Ofen und hatte sich ein Kissen auf den Bauch gelegt. „Deinen Geburtsschein?" sagte er langsam. „Ich glaube nicht."

„Ich muß wissen, wann ich geboren bin," erklärte Frau Amélie. „Das solltest du eigentlich inzwischen gemerkt haben," erwiderte er.

„Ich meine nicht den Tag, ich meine die Stunde."

Josias preßte das Kissen fester gegen seinen Magen: „Die kann ich dir ganz genau sagen; es war genau zehn Minuten nach ein Uhr mittags, wir saßen gerade beim Frühstück und hatten eben mit dem Essen begonnen, da sagte Luischen: Ich weiß nicht, mir ist so merkwürdig, und dann ging sie hinaus, und genau eine Viertelstunde später warst du da. Das freudige Ereignis trat somit ein Uhr fünfundzwanzig mittags ein."

Frau Amélie machte ein beleidigtes Gesicht. Die Schilderung war ihr nicht feierlich genug. „Also am 28. September ein Uhr fünfundzwanzig mittags," sagte sie etwas abweisend. – „Im Jahre 1882," vollendete Josias.

Worauf Frau Amélie, jetzt wirklich beleidigt, das Zimmer verließ.

Im Speisezimmer am Fenster lag Evas Mappe mit Büchern und Papieren. Frau Amélie öffnete sie und begann zu suchen. Eine Handvoll Briefpapier warf sie achtlos beiseite, dann zog sie einen zusammengefalteten Bogen hervor und breitete ihn aus. Auf der einen Seite standen einige Notizen, auf der anderen war er leer. Er erschien ihr somit für Herrn Liebes Zwecke durchaus geeignet.

Mit dem Bogen war ein Brief aus der Mappe gefallen. Frau Amélie nahm ihn auf, las die erste Seite, steckte ihn dann samt den übrigen in die Mappe zurück und begab sich wieder in das Musikzimmer zu dem harrenden Dozenten.

Der stellte seine Tasse beiseite, breitete den Bogen auf dem Tisch vor sich aus und räusperte sich: „Also bitte."

Frau Amélie teilte ihm ergeben Tag und Stunde mit. Und er begann. Er hatte einen langen Bleistift hervorgeholt und zog einen großen, die ganze Fläche des Bogens einnehmenden Kreis. Den teilte er zunächst in vier Teile, dann jedes Viertel in drei weitere. Säuberlich und gerade zog er die sechs Durchmesser. Dann malte er außen um den Rand des Kreises herum mit geübter Hand, daß sie fast wie griechische oder hebräische Buchstaben erschienen, die zwölf geheimnisvollen Zeichen des Tierkreises. Unten in der linken Ecke zog er ein System von Quadraten und zeichnete dort ebenfalls geheimnisvolle Symbole, und ganz zuletzt erhob er sich, legte den Bleistift beiseite und sagte ernst und im Banne seiner Arbeit: „Einen Augenblick."

Frau Amélie sah ihm erstaunt nach, als er das Zimmer verließ; aber er kam gleich darauf wieder, in der Hand zwei kleine Bücher. „Ich habe meine Ephemeridentafel und ein Typenbuch ständig bei mir," erklärte er.

Und nun wurde es ganz geheimnisvoll. Er machte hier ein Zeichen in ein Zwölftel des großen Kreises, er malte unten etwas in ein Quadrat. Er schüttelte den Kopf, er blätterte in dem Buch, er malte neue Zeichen. Zuweilen sagte er: „Wunderschön, ganz wunderschön;" zuweilen: „So habe ich's mir gedacht." Dann flogen die Seiten nur so, und der Dozent Liebe starrte gebannt auf die merkwürdigen Tafeln mit dem merkwürdigen Namen und zeichnete weiter an dem Abbild des Schicksals und des Wesens der Frau Amélie.

Nachdem er so eine Weile im Weltall und in ihrer Seele umhergelaufen war, hob er den Kopf: „Also jetzt ist mir alles klar. Wollen Sie sehen?"

Frau Amélie wollte. „Vielleicht rücken Sie ein wenig näher," sagte er, „oder können wir uns zusammen auf das Sofa setzen? Ich muß es Ihnen an der Zeichnung demonstrieren."

Frau Amélie zögerte ein bißchen. Nicht wegen der Zeichnung, sondern wegen des Sofas. Schließlich fand sie ein Kompromiß: sie rückte mit ihrem Sessel neben den seinen, der ihr auf halbem Wege entgegenkam.

Und Leonhard Liebe setzte der horchenden Frau Amélie Stück für Stück ihrer persönlichen Beziehungen zu Sonne, Mond und allen Sternen auseinander. Er ging ganz systematisch vor, fing mit Merkur und Venus an, hielt sich des längeren bei Jupiter und Saturn auf und endete bei Uranus und Neptun. Er erzählte ihr, daß die Sonne am Tage ihrer Geburt im Zeichen der Jungfrau gestanden hätte, woraus mit Notwendigkeit hervorging, daß sie dem Leben gegenüber unendlich zart und eigentlich immer wie ein junges Mädchen geblieben wäre, obwohl ihr zwei liebliche Töchter blühten.

Frau Amélie legte das Köpfchen zur Seite und bekam sehnsüchtige Augen. Plötzlich aber schien ihr etwas einzufallen. Sie machte ein nachdenkliches Gesicht: „Ja, aber —"

Der Prophet sah sie lächelnd an: „Sie dürfen es ruhig glauben." „Ja," wiederholte Frau Amélie, „das mit der Sonne und der Jungfrau und mit mir, das ist sehr schön.

Aber gilt das nun für alle Menschen, die an demselben Tage geboren sind?"

Er nickte: „Mit leisen persönlichen Varianten selbstverständlich."

„Das ist es eben," sagte Frau Amélie, „weil nämlich Luise Niederstädt am selben Tage Geburtstag hat."

„Das macht nichts," erklärte Herr Liebe, „wer ist Luise Niederstädt?"

Sie berichtete. Er lächelte noch einmal: „Das macht nicht das mindeste. Die Dame mag äußerlich noch so anders sein wie Sie, im Innern ist sie die Schwester Ihrer Seele. Es ist kein Zufall, daß Sie gerade ihr die Pflege Ihrer Kinder anvertraut haben."

Hiergegen wußte Frau Amélie nichts einzuwenden, obwohl ihr die Seelenschwesternschaft mit Luise Niederstädt nicht nur zweifelhaft, sondern auch ein bißchen peinlich war. Herr Liebe aber redete weiter; er begnügte sich nicht mit den Planeten und der Sonne; er holte auch noch den Mond heran und setzte alle Neun und die zwölf Tierkreiszeichen untereinander in Beziehung, so daß zuletzt kein Fältchen mehr in der Seele Frau Amélies war, in das die vereinigten Gestirne nicht neugierig hineingeleuchtet hätten. Er sprach von Quincunx und Trigon, von Opposition und Quadrat, von Aufstieg und Abstieg und erläuterte ihr das alles mit hochgeschwungenem Bleistift auf dem Papierbogen, auf dessen Rückseite Evas Notizen standen. Und über all dem Gerede wuchs in strahlender Herrlichkeit Frau Amélies Wesensbild auf als das einer Königin unter den Frauen, zart und licht und lieb und milde, und das Schick-

sal gab seinen Segen dazu, also, daß ihr Leben in einer ungestört steigenden Linie vom Anfang bis zum Ende verlaufen mußte.

Der Dozent strahlte förmlich, als er ihr entwickelte, daß nach kosmischem Ermessen ihr Dasein in reiner Harmonie, von keinem Unheil getrübt, glückhaft und reibungslos abrollen würde.

Frau Amélie dachte flüchtig an ihren Besuch bei der Bank und an die fünfzig Billionen. Sie konnte nicht leugnen, daß der Einblick in ihr kosmisches Schicksal entschieden beruhigend auf sie wirkte. Es war also nichts mit dieser vertrackten Rentenmark.

Plötzlich verfinsterten sich die Züge des Dozenten, ein tiefer Ernst überschattete sein Antlitz, während er den Bleistift langsam in eine Stelle an der unteren Hälfte des Kreises bohrte. Seine Augen starrten wie hypnotisiert dorthin, während er zugleich mit tiefer Stimme äußerte: „Halt."

Frau Amélie erschrak: Was gab es denn noch?

„Hier!" sagte Herr Liebe.

„Was ist hier?" fragte sie. – „Hier ist etwas," antwortete er. „An dieser Stelle."

„Immer wieder dieser Saturn," äußerte er dann dumpf. Frau Amélie wurde blaß. „Was hat er gemacht?"

Der Herr der Gestirne malte ein paar neue Zeichen in seine Quadratur, zog neue Linien und Winkel, und langsam erhellten sich seine finsteren Züge. Er hob sein Angesicht und sah Frau Amélie tief in die Augen: „Ich will es nicht verhehlen," sagte er, „hier ist eine Stelle, an der auf der Höhe Ihres Lebens das Schicksal entscheidend in

Ihr Dasein eingreifen kann. Saturn steht im Haus der Jungfrau, und es ist nur ein Glück, daß Sie die Sonne in der Aszendenz haben. Es kann Ihnen etwas begegnen, das Ihr ganzes Leben mit einem Ruck in völlig andere Bahnen lenkt."

Frau Amélie sah ihn hilfesuchend an: „Kann man denn nicht feststellen, was das ist? Ich meine, daß man vorher weiß, was man zu tun hat?"

Leonhard Liebe lächelte nachsichtig: „Ein Horoskop ist keine Kalenderprophezeiung. Es zeigt nur die Konstellation und überläßt die Entscheidung Ihnen. Der finstere Stern steht noch so günstig, daß alle Möglichkeiten offen liegen. Vielleicht nimmt das Schicksal eine Gestalt an, die Ihnen nicht einmal unangenehm ist."

„Aber gefährlich ist es doch?" fragte sie zögernd. Herr Liebe zuckte die Achseln: „Gefährlich? Ich weiß nicht; Schicksal ist nicht immer unangenehm."

Bei diesen Worten sah er sie von der Seite her an, und dieser Blick war für Frau Amélie aufschlußreicher als alle seine schönen Reden. Denn unter diesem Blick stieg auf einmal der Gedanke in ihr auf, daß dieser Mann da neben ihr mit dem lockigen dunkeln Haar und dem eleganten, schwarzen Gehrock, dieser Mann, der behauptete, daß sie so zart und beinahe eine Jungfrau sei – am Ende selbst das Schicksal wäre, von dem er so schön und so geheimnisvoll zu sprechen wußte. Wie eine Leuchtkugel stieg dieser Gedanke aus der Tiefe ihrer Seele, und in seinem Licht wurde plötzlich alles klar und verständlich. Leonhard Liebe hatte als einziger gesehen, wie sie wirklich war, und hatte es ihr

sogar schriftlich gegeben, und nun saß er hier neben ihr und deutete ihr das Schicksal, das er selber war. Es war kein Zweifel mehr, der Saturn meinte ihn. Sie hatte gleich am ersten Abend in der Scala ein so merkwürdiges Gefühl gehabt.

Der Dozent ahnte nichts von diesen Erkenntnissen. Ja, er beging sogar einen schweren seelischen Faurpas, indem er in dieser schicksalhaltigen Situation statt nach der Hand seiner Nachbarin nach einem weiteren Kuchen griff. Dann erhob er sich steil aus seinem Sessel, während ein leiser Regen von Krümmeln von seinem Gehrock auf den Teppich fiel. Er ging ein paarmal langsam, die Hände mit dem Bleistift auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab. Unter seinen Schritten klirrte irgendwo leise eine Nippesfigur, im Flügel erklang wieder eine Saite. „Sie müssen dies alles symbolisch fassen, liebe gnädige Frau," sagte er, „müssen den Sinn in sich suchen, in Ihrem Gefühl."

Frau Amélie nickte: „Man ist so einsam." Sie brach ab; sie fürchtete, dem Schicksal denn doch zuviel zu offenbaren.

Leonhard Liebe aber genügte auch dieses. Er trat neben ihren Stuhl, streckte ihr seine Rechte entgegen und sprach mit einem tiefen Blick, der von oben herab nicht ganz gelang: „Wie schön, daß Sie das sagen." Und er ergriff ihre Hand, neigte sich darüber und führte sie in scheuer Ehrfurcht an seine Lippen. Dann aber hielt er den Moment für gekommen, sich zu verabschieden, und Frau Amélie hielt ihn nicht. Schließlich war es ein erster Besuch, und es war mindestens halb sieben geworden. Sie geleitete ihn selbst

in den Korridor, und während er in seinen Mantel stieg, bewahrte sie das Schweigen stummen Einverständnisses.

Leonhard Liebe ergriff seinen Hut, einen großen schwarzen Schlapphut, probierte ihn auf und senkte ihn wieder. „Leben Sie wohl, und haben Sie Dank."

Frau Amélie sagte nichts, sie nickte nur und erwiderte seinen Händedruck. Dann fiel die Tür hinter ihm ins Schloß.

Sie verharrte regungslos. Das ganze Gespräch, die seltsamen Aufschlüsse über sie, all das dunkle, schwingende Gefühl unter den Worten zog noch einmal vorüber. Sie schwebte in einer wunderlich bunten Welt, von der sie kaum noch gewußt hatte. Sie versuchte nachzudenken; über ein Rückerinnern kam sie nicht hinaus, und so ließ sie es und stand im Korridor und lächelte wie ein junges Mädchen, nur weil Herr Leonhard Liebe bei ihr Tee getrunken hatte.

Der Wein ist verraucht...

Ein paar Tage später bekam Frau Amélie mit der Frühpost einen dicken Brief. Als sie ihn öffnete, fand sie darin säuberlich zusammengefaltet, auf starkem Papier, mit Sorgfalt und chinesischer Tusche gezeichnet, die exakte Festlegung ihres Horoskops, dazu zwei Bogen Anmerkungen und einen Brief von Leonhard Liebe.

Er war nur kurz. Herr Liebe gestattete sich darin, der gnädigen Frau das Horoskop zu überreichen, zugleich mit seinen Erläuterungen. Er wollte dieses nicht tun, ohne ihr

nochmals für jenen Nachmittag zu danken. Der Brief schloß: „Ich bin stets Ihr Liebe."

Frau Amélie lächelte und las den Brief noch einmal. Und sie hätte ihn wahrscheinlich ein drittes Mal gelesen, wenn ihr nicht eingefallen wäre, daß die Erläuterungen zum Horoskop ja auch noch da wären. Sie entfaltete sie und begann darin herumzustudieren. Sie saß und genoß die Tatsache, daß hier ein Mensch mit Eifer und Eindringlichkeit sich bemühte, wissenschaftlich festzustellen, was für ein feines und wertvolles Wesen sie wäre. Und zwar nicht seiner Meinung nach wäre, denn das hätte ja schließlich Irrtum sein können, sondern, was sie ganz objektiv nach dem Willen der Gestirne und unter dem Zwang ihrer Gesetze jenseits aller Äußerlichkeiten in der Tiefe ihres Wesens eigentlich darstellte.

Sie saß eine ganze Weile so und vergaß sogar, die Geschichte im Unterhaltungsblatt zu lesen, die sie sonst niemals überschlug und je nach der Moral Toni oder Eva blau angestrichen zur Lektüre und Beherzigung hinlegte. Sie schaute zum Fenster hinaus in den Hof, über dem ein heller, blaßblauer Sonnentag hing, nach den Fenstern von Fräulein Gutbier, die wie gewöhnlich blitzblank strahlten. Sie summte eine Melodie vor sich hin, betrachtete sich in dem kleinen Spiegel, den sie ihrem Täschchen entnahm, und machte ein erstauntes Gesicht, als das Mädchen Frida erschien und Geld zum Einholen für das Mittagessen verlangte.

Sie mußte sich fast einen Ruck geben, um in die Wirklichkeit zurückzukehren. Sie erhob sich, wanderte an ihren

Schreibtisch; sie gab dem Mädchen Geld und besprach mit ihm das Menü des Mahls; im Innersten aber blieb sie bei dem Horoskop und seinem Verfasser. Ihr war zumute, wie wenn sie draußen über Land durch windiges Wetter ging; in ihren Ohren war etwas wie ein Rauschen, das sie von den anderen abtrennte und die Dinge des Tages, mit denen sie sich sonst abgeben mußte, fern und unwichtig und nebensächlich machte. Sie erledigte sie wohl, — aber sie gingen sie nichts an. Zart, scheu, empfindsam — diese drei Worte klangen durch ihre Seele. Nicht sie hatte sie von sich gesagt, sondern Leonhard Liebe, und der wußte sie von den Sternen.

Sie blieb den ganzen Tag im Bann dieses Briefes — und blieb es auch fernerhin. Äußerlich war sie wie immer, schalt mit den Mädchen, machte Anmerkungen über Tonis Kommen und Gehen, mokierte sich über Evas Architekturstudien. Es fehlte aber der Elan, mit dem sie sonst all diese liebenswürdigen Dinge getan hatte. Sie blieb bei ihnen aus Gewohnheit; der Kern ihres Wesens aber war von etwas anderem in Anspruch genommen. Und dieses andere war Liebe, Leonhard Liebe.

Es war selbstverständlich, daß infolgedessen das Geldproblem, das sich bei dem Besuch auf der Bank drohend vor ihr aufgereckt hatte, nicht mehr viel Eindruck auf sie machte. Sie wußte jetzt, daß die Gestirne ihr einen gleichmäßig glatten Ablauf ihres Lebens garantierten, und daß nur einmal das Schicksal an die Pforten pochen konnte: dieses Schicksal kannte sie aber, und es war ihr keineswegs unangenehm. Was galten da ein paar vorübergehende

Schwierigkeiten. Frau Amélie hatte weniger denn je Neigung, sich durch Sorgen des äußeren Lebens in ihrem Behagen stören zu lassen. Zumal dieses Behagen jetzt unvermerkt auf die Ebene der höheren Gefühle geraten war.

Die erste, die dies praktisch erprobte, war Toni. Sie erschien um die Teestunde zum Ausgehen bereit bei der Mutter und sagte: „Ich muß heute abend die zweite Rate des Honorars bei Fräulein Henckel bezahlen."

„Bitte, bitte," äußerte Frau Amélie.

Toni machte ein erstauntes Gesicht: „Willst du so liebenswürdig sein, mir das Geld zu geben? Es macht zehn Billionen."

„Soviel habe ich nicht mehr," sagte Frau Amélie, versonnen in das Licht der elektrischen Lampe auf dem Tisch träumend.

„Ich brauche das Geld aber, Amélie," sagte Toni etwas energischer.

„So besorge es dir, mein Kind," riet die Mutter seelenruhig.

„Wie soll ich denn das?" fragte die Tochter ärgerlich.

„Du hast doch Privataktien."

„Soll ich die jetzt vielleicht verkaufen?"

„Lasse sie doch beleihen," schlug Frau Amélie freundlich vor.

„Die Banken weigern sich," behauptete Toni.

„Sprich doch mit Fred," lächelte die Mutter; „er läßt sich ja jetzt so selten sehen."

Toni wurde ärgerlich: „Also du willst mir das Geld nicht geben?"

„Ich kann es dir nicht geben."

„Lächerlich!" sagte die Tochter. „Zehn Billionen werden in der Familie Jordan doch noch aufzutreiben sein."

„Versuche es, mein Kind," rief Frau Amélie.

„Du brauchst doch auch Geld für den Haushalt."

„Das ist etwas ganz anderes."

Toni, die einen schwarzen, pelzbesetzten Wintermantel trug, wandte sich achselzuckend zur Tür: „Also gut, aber ich verstehe dich wirklich nicht, Amélie. Wüßte Fräulein Henckel nicht, wer wir sind, sie könnte meinen, wir hätten kein Geld. Ich werde mit Großmutter sprechen."

„Tue das, mein Kind," schloß Frau Amélie die Unterhaltung. Sie war schon wieder so in die Lampe und ihre Träume vertieft, daß sie gar nicht mehr recht bemerkte, wie die Tochter mit nicht unbetontem Ruck die Tür hinter sich ins Schloß zog.

Diese Unterredung zwischen Mutter und Tochter hatte eine Folge, die beide nicht voraussehen konnten.

Man probte bei Fräulein Henckel gerade einen neuen Reigen, bei dem zum Schluß alle Mitwirkenden auf ein Knie fallen und mit erhobenen Armen sich weit nach rückwärts überbiegen mußten, so daß sie mit den Händen fast die Erde berührten. Es war sehr anstrengend und ging nicht ohne Zwischenfall vor sich, weil mitten im Beugen auf einmal bei Frau Meyerberg das grünseidene Badekostüm mit einem hörbaren Schnurkslaut vorne, gerade an der Stelle der stärksten Spannung querüber platzte, so daß sie mit einem „Huch" aufsprang und fluchtartig den Saal verließ.

Nach dieser Übung standen alle schwer atmend und leicht transpirierend in Gruppen beieinander; auch Frau Meyerberg hatte sich, ihren gelben Seidenschal breit und malerisch um den Leib geschlungen, etwas verschämt wieder eingefunden. Da sagte Fräulein Henckel plötzlich: „Ich habe heute eine Anfrage bekommen."

Alle drängten sich näher um sie. „In Neubabelsberg wird ein neuer Film gedreht. In dem brauchen sie für eine große Massenaufnahme Tänzer und Tänzerinnen. Man hat mich gefragt, ob nicht einige von uns Lust hätten, mitzumachen. Selbstverständlich gegen Honorar."

Wie immer in Fällen, in denen der Mensch nicht sofort weiß, ob er ja oder nein sagen soll, breitete sich zunächst ein etwas törichtes Schweigen aus. Bis auf einmal gleichzeitig von zwei verschiedenen Stellen des Kreises zwei Äußerungen kamen, eine männliche und eine weibliche. Die männliche lautete: „Das kann eigentlich sehr nett sein;" — die weibliche aber, um fast eine Oktave höher: „Was zahlen sie denn?"

Die Folge war, daß sich das Lager in drei Heerscharen spaltete. Um den Jüngling scharten sich die, die dafür waren und das Abenteuer verlockend fanden, um die Maid die Geschäftstüchtigen; zurück blieben die Vornehmen, die bei dem Wort „Film" schon die Achseln zuckten und bei der Aussicht, Geld zu nehmen, sich entrüstet abwandten. Schließlich war man keine Berufstänzerin, und was fiel den Leuten überhaupt ein.

Fräulein Henckel sah sich ein Weilchen das Hin und Her an, dann hob sie die Hand, also daß Stille entstand, und

sagte: „Ich meinerseits habe mich bereit erklärt. Ich habe im Vorzimmer eine Liste auslegen lassen für die, die mitmachen wollen. Ich bitte, sich nachher dort einzutragen."

Das Ergebnis dieser klugen Maßregel war, daß am Ende sich alle eingetragen hatten, mit Ausnahme von Frau Meyerberg und ihrer Schwester, Fräulein Kuhnheim, der das Malheur mit dem Badeanzug genau so gut hätte passieren können.

Toni hatte sich gleich unter den ersten in die Liste eingezeichnet, nicht so sehr wegen des Filmens als um des Geldes willen. Wenn Amélie nichts gab, konnte sie hier vielleicht bekommen, was sie brauchte.

Sie beschloß, zu Hause zunächst nichts von dem Unternehmen verlauten zu lassen. Dies wurde ihr nicht schwer; denn als sie gegen halb neun heimkehrte, hatten sich schon die Skatgäste des Großvaters versammelt. Vor dem Spiegel stand der Major Berecke, in jeder Hand eine Bürste, und richtete seinen Schnurrbart aus. Im Hintergrund tat Herr Hempel, der wieder einmal den Hauptmann Voß vertrat, das gleiche mit seinem Haupthaar, während Großvater Josias im Musikzimmer, dessen Tür offenstand, mit dem Diener Hohenberg geschäftig einherging und Karten und Gläser verteilte.

Onkel Heinrich war unsichtbar. Aber Toni fand ihn drinnen im Eßzimmer, wo er mit Frau Amélie in der Ecke am Fenster saß, noch mehr als sonst im Sessel versunken. Sie begrüßte die beiden und sah sich suchend nach etwas Eßbarem um. „Darf ich mich so lange zu euch setzen?"

Frau Amélie sah den Bruder an: „Ich glaube nicht,"

sagte sie, „Onkel Heinrich hat gerade etwas mit mir zu besprechen."

„Bitte, bitte," erwiderte Toni spitz und wandte sich zur Tür.

Aber Onkel Heinrich hob abwehrend die Hand: „Bleib nur; du erfährst es ja doch. Vielleicht weißt du sogar einen Rat."

Toni kam zurück und sah den im Sessel Versunkenen von oben her ein bißchen erstaunt an. „Was hast du denn, Onkel?"

„Was ich habe?" fragte Heinrich Voßwinkel, müde lächelnd. „Ich habe kein Geld mehr."

„Das kann doch vorkommen," tröstete Toni. Aber er schüttelte traurig den Kopf: „Ach nein, nicht so. Ich bin arm geworden. Ich besitze nichts mehr."

„Wie denn?" fragte Toni, „wie ist denn das gekommen?"

„Ich habe meine Aktien gezählt und in Gold umgerechnet," sagte Onkel Heinrich.

„Warum tust du auch so etwas?" meinte Frau Amélie versonnen. Toni aber fiel plötzlich ihr Besuch bei Erna Gutbier und deren Unterhaltung mit Herrn Hempel ein. Sie zog sich einen Stuhl heran und sagte: „Das verstehe ich nicht."

Heinrich Voßwinkel versuchte, ihr die Katastrophe zu erklären. Das war nicht ganz leicht; denn es war ja eigentlich nichts anders geworden. Er besaß genau soviel wie gestern, wie vor acht, vor vierzehn Tagen, und war doch ein armer Mann. Er besaß Milliarden, Billionen an Aktien-

werten, ganze Pakete von allen möglichen Bank- und Industriepapieren, die in Papiermark ein astronomisches Vermögen darstellten. Aber wenn er dies Vermögen nach der einfachen Formel: „eine Billion Papiermark gleich eine Goldmark" dividierte und nach dem Kurs umrechnete, ergab sich, daß der ganze Riesenbesitz Trug und Schein und er wirklich nur ein armer Mann war. Er hatte seine Wohnung, er hatte seine Kleider, er besaß alles, was zur Lebensführung eines Mannes aus guter Familie, von Rang und Mitteln gehörte – nur die nötigen Mittel besaß er nicht mehr.

Toni hörte gespannt zu, während er sprach. Sie überlegte: „Hast du auch nicht vergessen, den Kurswert der Papiere in die Rechnung zu setzen?" Onkel Heinrich lächelte: „Liebes Kind, von ihm bin ich ausgegangen. Der Nennwert der Papiere besagt ja gar nichts mehr."

„Wieviel kommt denn im ganzen bei der Umrechnung heraus?" fragte Toni interessiert.

Onkel Heinrich zuckte die Achseln: „Im ganzen drei-, viertausend Mark höchstens."

Toni erschrak: „Das ist doch nicht möglich."

Heinrich Voßwinkel lächelte wieder schmerzlich: „Es ist nicht nur möglich; es ist wirklich so."

Toni sah die Mutter an: „Wenn wir unsere Papiere einmal umrechnen würden?"

„Da würde wohl ungefähr dasselbe herauskommen," meinte Onkel Heinrich.

„Unsinn," widersprach Frau Amélie. „Wenn's so bliebe, dann vielleicht; aber es bleibt nicht."

„Woher weißt du das?" fragte Heinrich Voßwinkel.

„Von dir, mein Lieber," triumphierte Frau Amélie, „und du hattest es von einem Bankdirektor."

„Bankdirektor," sagte Onkel Heinrich. „Das war einmal. Die sind am schlimmsten hereingefallen und zählen heute bloß noch Nullen zusammen."

„Willst du die Bank nicht einmal fragen, wie es bei uns steht, Amélie?" wandte sich Toni an die Mutter.

„Wozu?" fragte Frau Amélie. „Dies ist in jedem Fall ein vorübergehender Zustand. Entweder die neue Mark fällt wie die alte, und dann ist es dasselbe; oder sie bleibt, und dann müssen die Aktien steigen."

„Aber das kann lange dauern," sagte Toni.

„Darüber werde ich mir den Kopf nicht zerbrechen," lehnte die Mutter ab. „Hast du schon mit Eduard darüber gesprochen?" Heinrich Voßwinkel schüttelte den Kopf: „Ich werde es tun. Vielleicht findet er einen Ausweg."

„Du willst dir von Eduard raten lassen?" fragte Toni etwas überheblich.

„Warum nicht?" fragte Heinrich Voßwinkel zurück. „Er versteht genau soviel davon wie ich."

„Mutter, Mutter," sagte Toni. – „Was heißt das?" fragte Frau Amélie.

Das Mädchen Frida hatte inzwischen das Abendessen für Fräulein Toni gebracht und auf den Tisch gestellt. Diese erhob sich: „Was das heißt?" sagte sie, nachdenklich auf die Schüssel mit den Bratkartoffeln blickend: „Ich glaube, daß alles ganz anders geworden ist, ohne daß wir etwas gemerkt haben."

„So was merkt man immer," behauptete Frau Amélie. „Man spürt den Ruck, und wenn man ihn nicht spürt, dann war's eben keiner."

Toni begann zu essen. „Das stimmt im Fahrstuhl, aber hier? Ich weiß nicht."

„Nun sage einmal, wie lange willst du uns noch warten lassen?"

Sie fuhren alle drei ein bißchen erschreckt auf; aber es war nur Großvater Josias, der die Schiebetüren vom Musikzimmer her halb geöffnet hatte und diese Frage vorwurfsvoll an den im Sessel versunkenen Onkel Heinrich richtete.

„Wie du mich erschreckt hast, Vater," sagte Frau Amélie.

„Entschuldige, liebes Kind," bat Josias, „aber um halb neun beginnt der Abend, und jetzt ist es neun. Ich denke, ihr könntet fertig sein."

Heinrich Voßwinkel erhob sich. „Wir sind es auch." Er reichte der Schwester die Hand. „Auf Wiedersehen, Amélie; ich bitte dich, nicht darüber zu sprechen."

„Selbstverständlich nicht," sagte sie; „ich halte es ja auch für Unsinn."

„Was hältst du für Unsinn?" fragte Josias, der noch in der Tür stand.

„Ach, nichts," antwortete Frau Amélie.

„Dann wird es wohl nicht so schlimm sein," lächelte der alte Herr. „Komm, Heinrich."

Und Heinrich kam. „Endlich," sagte der Major Berecke, „die Familienkonferenz hat ja ewig gedauert."

Josias ließ sich in seinen Sessel fallen. „So was kann vorkommen," meinte er philosophisch und griff nach den Karten.

Da sah er das Weinglas auf seinem Platz. Er betrachtete es einen Augenblick, dann winkte er dem Diener Hohenberg. „Bitte, geben Sie mir heute auch ein Bierglas, Eduard."

Dem Gesicht des Dieners Hohenberg sah man deutlich die innere Erschütterung an. Herr Hempel sagte: „Nanu?" Und der Major Berecke äußerte staunend: „Sie wollen Bier trinken?"

Josias Voßwinkel bestätigte es: „Ich will; oder vielmehr, ich muß."

„Was heißt muß?" fragte der Major Berecke unwillig. Er konnte es nicht leiden, wenn geheiligte Gewohnheiten gestört wurden.

„Der Burgunder ist zu Ende," sagte Josias.

„Es gibt doch neuen," äußerte der Major.

Der alte Voßwinkel lächelte und mischte die Karten. „Manchmal auch nicht."

„Das verstehe ich nicht," knurrte der Major.

„Ist das so schwer zu verstehen?" fragte Josias. „Es geht eben überall auf und ab." – „Ach nee," sagte Herr Hempel und sah den alten Herrn mit tiefem Staunen an. Die Erschütterung auf dem Gesicht des Dieners Hohenberg wurde noch schwerer.

„Also geben Sie mir schon ein Glas Bier," sagte Josias Voßwinkel und suchte den Diener mit den Augen.

Da mischte sich Hempel ein: „Wollen Sie mir nicht einen

Gefallen tun, Herr Voßwinkel? Ich habe dieser Tage einen Posten französischen Rotwein gekauft, sehr billig. Wollen Sie mir nicht welchen abnehmen? Sie könnten ihn gleich probieren. Ich glaube, er wird Ihnen zusagen."

„Nein," sagte Josias, „den Gefallen kann ich Ihnen nicht tun."

„Warum nicht?" fragte Hempel, „er ist wirklich gut."

„Das glaube ich Ihnen," nickte Josias; „aber es geht nicht."

„Wegen der Zahlung brauchen Sie sich keine Sorge zu machen," beruhigte Hempel, „jetzt, wo wir wieder wertbeständig sind, kann man ruhig wieder Frist geben."

Josias lächelte: „Wie das klingt. Es scheint doch in diesen Tagen vieles sehr anders geworden zu sein."

„Und ob," bestätigte Hempel, „es hat 'nen ordentlichen Ruck gegeben; das merkt man erst so nach und nach."

Josias nickte: „Da können Sie recht haben, und darum danke ich Ihnen schön und muß dabei bleiben, daß ich Ihnen den Gefallen nicht tun kann."

Hempel sah den alten Herrn ein bißchen scheu von unten herauf an: „Ooch nich, wenn 'ch . . ." begann er vor Verlegenheit vernehmbar sächselnd.

„Nein," lachte Josias und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ooch nich, wenn Sie . . . Aber Sie sind ein netter Kerl! Prost."

Und er ergriff das gefüllte Bierglas, das der Diener Eduard ihm hingestellt hatte, hob es Hempel entgegen und trank es halb aus. Einen Augenblick betrachtete er es nach-

denklich, dann nickte er und sagte: „Ach ja, mein Beaujolais – und kalt ist das Zeug!"

Und dann begann das Spiel.

Der Diener Eduard aber saß im Hintergrund und überdachte das Gehörte. Er starrte das halbgeleerte Bierglas des alten Josias Voßwinkel an, ehemals Voßwinkel & Co., Kaffee en gros in Hamburg, und empfand anschaulich die Katastrophe, die im Begriff war, über diese Familie hereinzubrechen. Ihm war schon die ganzen letzten Tage nicht recht behaglich zumute gewesen, wenn er sah, wie Heinrich Voßwinkel stundenlang am Schreibtisch saß, zwischen Aktien und Papieren kramte, den Kurszettel in einer alten Zeitung studierte, Zahlen schrieb und wieder ausstrich. Er hatte bereits vor diesem seltsamen Beginnen seines Herrn, der sich sonst niemals zur Arbeit herabließ, allerhand peinliche Gefühle verspürt; das Bier im Glase von Josias Voßwinkel und mehr noch der verschwundene Burgunder aber zeigten ihm die ganze Schwere des Schicksals. Er begriff, was sich hier vollzog, und was noch bevorstand. Sein ganzes Weltbild geriet ins Schwanken: Vornehmheit und Reichtum, die eng verschwisterten Ideale seiner Seele hatten die Arme gelöst, mit denen sie sich bisher fest umschlungen gehalten hatten, und waren auseinandergegangen, das eine hierhin, das andere dorthin.

Der Diener Hohenberg betrachtete die Gesichter des alten Voßwinkel und seines Sohnes Heinrich. Es war unvorstellbar. In diesem Hause sollte es bereits so weit sein, daß für den alten Herrn kein Burgunder mehr ge-

kauft werden konnte? Eduard kannte das Leben und verstand vieles; dieses verstand er nicht. Eine Zehnzimmerwohnung, ein Billionenbesitz an Papieren, ererbt aus altsolidem Handel in der solidesten Stadt Deutschlands — und auf einmal alles zerronnen in nichts? Es war doch wie immer; hier standen die Möbel, hier hingen die Bilder, dort saß der alte Herr, hier saß der junge Herr, saßen die Freunde; es war wie seit Jahren. Nur daß vor dem alten Herrn ein Glas Bier stand, war neu; und dieses eine Glas Bier sollte der Beweis sein, daß alles anders geworden war?

„Schwarz, ihr Luder!" rief der Major Berecke und schlug hart mit den Knöcheln seiner Rechten auf die Tischplatte. Der Diener Hohenberg nickte; der Mann hatte ganz recht. Es schien wirklich so, als ob die Voßwinkels und die Jordans schwarz aus diesem Spiel hervorgehen sollten.

Er saß und überlegte. Es war klar, wenn es mit dem Reichtum vorbei war, war es auch mit seiner Stellung vorbei, und er konnte sich nach einem neuen Posten umsehen, zu irgendeinem der neuen Reichen gehen und Unterricht in Haltung und Benehmen geben. Der Diener Hohenberg schüttelte sich bei dem Gedanken.

Und wenn er ging, was sollte aus Heinrich Voßwinkel werden? Sollte er am Ende sein eigener Diener sein, alles selbst machen oder sich eine Aufwartefrau halten, die für ihn sorgte, falls er das noch konnte? Der Diener Eduard schüttelte sich von neuem.

So einfach war die Sache nicht. Ein bloßer Wechsel

in der Stellung konnte dieses Problem nicht lösen. Hier galt es mehr.

Er saß und grübelte. Ein Instinkt sagte ihm, daß hier für ihn neue, doppelte Möglichkeiten lagen. Jetzt konnte er den Schritt tun, der ihm zeit seines Lebens als Ziel vorgeschwebt hatte, nämlich vom Diener eines Herrn zum Herrn selbst, und er konnte gleichzeitig Heinrich Voßwinkel, das noch immer unerreichte Ideal seines Lebens, vielleicht vor dem Äußersten, vor der Aufwartefrau retten. Das Wie war ihm noch nicht ganz klar. Er sah nur die Notwendigkeit und ahnte dunkel einen Weg. Und den beschloß er sogleich zu betreten.

Sein Auge überflog mit geübtem Blick noch einmal die Gläser. Sie waren alle gefüllt; nur der Major Berecke war natürlich schon wieder fertig. Der Diener Hohenberg machte ein mißbilligendes Gesicht; er fand das viele Biertrinken unverträglich mit Rang und Stellung eines Majors. Aber er erhob sich doch, ergriff den Krug und füllte schweigend das leere Glas von neuem. Dann trat er leise hinter seinen Herrn und wartete, bis das Spiel, das gerade im Gang war, beendet war. Er beugte sich bescheiden nieder und sagte halblaut, während Herr Hempel bereits wieder die Karten mischte: „Darf ich mir eine Frage erlauben?"

„Bitte sehr," erwiderte Heinrich Voßwinkel, der gerade einen Grand gewonnen hatte, mit entsprechend freundlichem Gesicht.

„Ich würde gerne für eine halbe Stunde zu einem Freunde gehen," bekannte Eduard gedämpft, „wenn die

Herren so liebenswürdig sein wollten, das Einschenken selbst zu übernehmen."

„Gehen Sie ruhig," sagte Josias, der neben Heinrich saß. „Eingießen können wir auch allein. Ich versteh übrigens nicht," fuhr er fort, „wie ihr euch so viel von dem kalten Zeug in den Bauch gießen könnt. Ich habe schon von dem halben Glas Magenschmerzen."

Der Diener Hohenberg stellte das runde Tischchen mit dem Krug diskret neben Heinrich, überflog noch einmal prüfend den Tisch, entleerte schnell einen Aschenbecher, den Major Berecke bereits bis über den Rand hinaus benutzt hatte, machte eine diskrete Verbeugung und verschwand.

Er ging den gleichen Weg wie damals, als er mit dem Mädchen Frida das vergessene Bier besorgte. Heute ging er allein über die Vordertreppe, wanderte wieder bis zur Ecke der Courbièrestraße, blieb vor dem herabgelassenen Rolladen stehen und pochte dreimal diskret und vertraulich zugleich an die schützende Wand.

Und wieder kam August nachsehen, wer klopfte, und holte den vornehmen Gast ins Zimmer. Wieder saß die Großmutter im Lehnstuhl und streichelte die Katzen, Frau Kietz lehnte rund und rosig in der Sofaecke, und es roch nach Kartoffeln, Sellerie, Käse, Heringen und Menschen.

Vor dem Stuhl aber, auf dem August Kietz gesessen hatte, lag aufgeschlagen ein dickes Buch von großem Format, und dieses dicke Buch war die Ursache, daß August Kietz den Besuch trotz seiner Vornehmheit mit einer ziemlich finsteren Miene empfing. Er geleitete ihn ins Zimmer, er bot ihm einen Stuhl an; aber sein Antlitz blieb umwölkt.

Der Diener Hohenberg, von seinem Beruf her den Umgang mit Menschen gewöhnt, tat, als merke er nichts. Er erkundigte sich nach dem Befinden von Frau Kietz, strich der Katze, die auf Großmutters Schoß saß, zärtlich über den Kopf und sagte freundlich zu seinem Freunde August, mit einem Blick auf das große Buch: „Was hast du denn da?"

„Wat ick da habe?" fragte August zurück, „'n Briefmarkenalbum hab ick."

„Sehr interessant," sagte Eduard, „seit wann sammelst du?"

August zuckte die Achseln: „Jott, seit alle sammeln. Det Jeschäft liegt doch auf der Straße. Wenn't alle Tage neue Marken jibt, da muß man se doch aufheben. Wenn de die lange jenug liejen läßt, sollst mal sehen, wat die wert werden."

Der Diener Hohenberg stimmte zu: „Sicherlich. Hast du denn alle?"

August Kietz nickte, und der Schatten von seinem Antlitz wich ein wenig: „Hier," sagte er und blätterte zurück, „hier fängt et an. Die ollen Marken nach 70, siehste? Die hab ick von Jroßmutter. Die hatte noch Briefe von ihrem Ollen, da hab ick se rausjeschnitten. Und denn kommen unsere mit die Germania. Und denn all die Kriegsmarken, Ober-Ost siehste und Warschau und Brüssel, die ha' ick alle mitjebracht. Na, und denn jeht det los mit de Inflation, und deswegen bin ick ja so jiftig."

„Ich verstehe nicht recht wieso," sagte der Diener Eduard. August Kietz aber sah ihn zornig an: „Det will

ick dir sagen. Früher jing ick alle drei Tage uff de Post und kooft' mir die neuen Marken. Es kostete Jeld, na, man hatte es ja. Und jede Woche wurde die Sammlung jrößer und det Album dicker. Und die von de Briefe klebte ick ooch immer ein, damit ick beide hatte, die jestempelten und die unjestempelten. Da hatte ick immer janz schön zu tun, abends nach Feierabend. Na, und det hat nu alles uffjehört, mit eenen Ruck. Wenn ick uff de Post jehe, alle Tage krieg ick dieselben langweiligen Marken. Nischt mehr von Portoerhöhung und nischt mehr von neuen Überdruck. Es ist bald wie in'n Frieden."

Hohenberg lachte. August Kietz aber schüttelte den Kopf: „Da is nischt zu lachen; wenn du sammeln tätest, würde et dir jenau so jehen. Die janze Jeschichte mit de Rentenmark — det is überhaupt nischt."

„Also det kannste nu doch nich sagen, Vater," klang plötzlich vom Sofa her die dicke Stimme der Frau Kietz. „Det is nich richtig. Heute weeste doch, wat de hast. Früher haste det nie jewußt. Da hattste heute soviel, und morjen hattste dasselbe, und denn war es bloß halb soviel. Und nu jib Herrn Hohenberg doch ne Flasche Bier."

Der Gatte sah sie ob dieser unvermuteten Meinungsäußerung erstaunt an; dann stand er stumm auf und ging in den dunklen Ladenraum, der den Geruch von Käse, Bier, Heringen und Sellerie erzeugte. Man hörte ihn kramen, und plötzlich erscholl der Ruf: „Hell oder dunkel?"

„Was du gerade da hast," antwortete Hohenberg, und August Kietz kehrte zurück, in der einen Hand eine helle, in der anderen Hand eine dunkle Flasche. Vom Schrank

nahm er einen Krug herunter mit Zinndeckel und einem Zug dicker nackter Bachantinnen, die sich gelb auf blauem Grunde um die Mitte des Gefäßes schwangen.

„Ick trinke aus de Flasche," sagte er, den Krug und das Bier vor seinen Gast hinstellend. Dann ließ er sich nieder, öffnete den Verschluß der zweiten Flasche, fuhr einmal mit dem Ballen des Daumens über die Öffnung und goß sachverständig zurückgelehnt einen Teil des Inhalts in sich hinein.

Aufatmend stellte er die Flasche wieder hin, trocknete mit der Zunge den leicht angefeuchteten Schnurrbart und äußerte: „Nee, Mutter, det stimmt nich. Jewiß, et is heute wieder wie früher, und eine Mark is morjen wieder eine Mark; aber et macht mir keene Freude. Wenn ick früher vorn Daler Heringe koofte, denn wußte ick, wenn ich se vakooft habe, ha' ick 'n halben Daler verdient. Wenn ick heute vorn Daler Heringe koofe, denn krieg ick erstens man bloß dreie oder viere, so teuer sind se immer noch, und denn weeß ick wirklich nich, wieviel ick dran verdiene. Paß mal auf!"

Er erhob sich, verschwand noch einmal im Laden und kam mit einer großen Papptafel in der Hand zurück. Er reichte sie dem Diener Eduard: „Kieck mal, det is Preisabbau."

Auf der einen Seite standen allerhand Gegenstände verzeichnet, die man bei August Kietz, Feinkost und Delikatessen, erwerben konnte: Margarine, Mohrrüben, Bollen, Kartoffeln und was sonst noch zur Leibesnahrung und Notdurft gehört.

Auf der anderen Seite gab es zwei Spalten. Über der einen stand: alter Preis, über der anderen: neuer Preis. Die Zahlen in der ersten Spalte waren alle höher wie die in der zweiten, dafür waren sie mit Rotstift zweimal dick durchkreuzt.

Der Diener Hohenberg betrachtete dieses Zeitdokument mit aufrichtigem Interesse. „Also so viel billiger sind die Sachen doch schon geworden," sagte er. August Kietz aber grinste: „Na, janz soviel is et nich. Beim alten Preis hab ick, wo et jing, nachträglich 'n bißchen uffjeschlagen. — Wat soll ick denn machen?" sagte er plötzlich laut und machte ein zorniges Gesicht. „Et kooft ja sowieso keen Mensch mehr. Et hat ja keener Jeld. Und wenn eener wat hat, dann behält er's und hamstert und jibt nischt aus. Früher konnten die Leute det Zeug nich schnell jenug los werden; aber seit de Rentenmark trüjen se's am liebsten allens wieder uff die Sparkasse. Es is nischt mehr mit's Jeschäft."

Der Diener Hohenberg sah ihn ein Weilchen aufmerksam an, als überlegte er etwas. „Das wird schon anders werden, wenn die Leute sich an das neue Geld gewöhnt haben."

„Jloob ick nich," meinte August Kietz finster und blätterte in seinem Briefmarkenalbum. „Et macht keenen Spaß mehr."

„Du sprachst einmal von Vergrößern," bemerkte Hohenberg vorsichtig. August Kietz stieß ein kurzes Lachen aus: „Jawoll, verjrößern. Woher soll ick denn det Jeld nehmen? Wenn ick Jeld hätte, denn jerne. Aber denn keenen Jrünkram."

Eduard nickte: „Sehr richtig; Geld verdient man nur mit guten Sachen."

„Wenn de Leute se koofen," sagte Kietz giftig. „Aber se koofen se nich."

„Man müßte sie gewöhnen," behauptete der Diener Hohenberg.

„Wenn man det so könnte," höhnte August.

„Man könnte es schon," erwiderte Eduard ruhig. „Wieviel wäre denn nötig zur Vergrößerung?"

„Wat heeßt nötig?" fragte Kietz verächtlich. „Mit tausend Märker zum ersten Einkauf haste alles, wat de brauchst. Aber wer hat heute tausend Märker?"

„Mit dem Einkauf allein macht man das nicht," sagte Hohenberg sachlich. „Man müßte das Ganze neu aufziehen. Die Gegend ist nicht schlecht."

„Jejend?" wiederholte August Kietz, „wat heeßt hier Jejend? Die Jejend is anders, als de denkst. Du meenst, weil hier de Kurfürstenstraße is, biste in ne feine Jejend. Aber Jejend hat Ecken. Un de Courbièrestraße is keene feine Ecke, selbst an de Kurfürstenstraße nich. So einfach is det nich."

Eduard lächelte: „Das ist ja gerade das Gute. Du hast die feine Kundschaft von der einen und die kleine Kundschaft von der anderen Seite."

„Ick weeß nich," sagte August Kietz, „zu mir kommt bloß de kleene, wenn se kommt."

Der Diener Hohenberg schüttelte den Kopf, aber er sagte nichts; er trank stumm aus dem Krug mit den nackten gelben Bacchantinnen auf blauem Grunde. Was August

Kietz veranlaßte, auch seinerseits wieder die Flasche an den Mund zu setzen und zu leeren. Worauf er wieder seinen Schnurrbart trockenleckte.

„Tausend Mark," sagte Eduard versonnen und betrachtete Großmutters Katzen, „und die Kosten des Umbaus."

August Kietz lachte: „Willst du se mir pumpen, Ede?"

Eduard Hohenberg zuckte wie immer bei der Verstümmelung seines Namens zusammen, aber er lächelte freundlich: „Woll'n mal sehn."

„So siehste aus," sagte August Kietz. Der andere zuckte die Achseln: „Vielleicht melde ich mich als Kompagnon," scherzte er.

„Du willst dir wohl selbständig machen?" höhnte Kietz. Der Diener Hohenberg legte die Fingerspitzen seiner beiden Hände zusammen und betrachtete sie zärtlich. „Lieber August, die Zeiten haben sich geändert."

„Sie sind noch schlechter jeworden, meinste," erwiderte Kietz.

„Ich weiß nicht," sagte Eduard. „Es ist etwas anders geworden, ohne daß wir es gemerkt haben. Da muß man achtgeben."

„Na, denn jib man," sagte August.

Der Diener Hohenberg sagte nichts; er nickte nur. Und bald darauf erhob er sich, wünschte gute Nacht und wanderte nachdenklich durch die menschenleere Kurfürstenstraße zum Skatabend des Großvaters Josias zurück.

Josias Voßwinkel war der Skatabend nicht gut bekommen. Als er am nächsten Morgen zur gewohnten Zeit aufstehen wollte, stellte er fest, daß sein Magen sich in einer Weise bemerkbar machte, die ihm im Umkreis eines normalen Organismus nicht im mindesten zukam.

Der alte Herr überlegte, ob er unter diesen Umständen liegenbleiben sollte; aber er beschloß doch, sich zu erheben, zumal Luischen für Magenverstimmungen nach Skatabenden wenig Verständnis hatte. Überdies war er das einzige männliche Wesen in einem Haushalt von sechs weiblichen.

Langsamer als sonst stand er auf und erschien zur gewohnten Zeit am Frühstückstisch. „Du siehst schlecht aus, Josias," sagte Luischen, „aber du willst ja nicht hören. Du mußt ja noch mit siebzig Jahren bis tief in die Nacht hinein Skat spielen und Burgunder trinken."

„Ich habe Bier getrunken, meine Liebe," äußerte Josias bescheiden und bat das Mädchen, ihm statt des gewohnten Kaffees ausnahmsweise Tee zu bringen.

Luischen aber zuckte die Achseln: „Bier! Und dann wunderst du dich noch? Daß Männer doch, je älter sie werden, immer unvernünftiger werden."

Josias Voßwinkel lächelte. „Ich hätte es gern vermieden; aber du weißt ja, der Wein ist zu Ende."

„So laß dir doch neuen kommen," sagte sie spitzig. „Du hast ja schon am vorigen Sonntag festgestellt, daß du bei der letzten Flasche warst."

Der alte Herr sah sie freundlich an: „Es geht manchmal nicht alles so, wie man es möchte."

„Lächerlich!" bemerkte Luischen. „Erst vergißt du alles, und dann machst du philosophische Anmerkungen. Man könnte glauben, du wolltest auf deine alten Tage geizig werden."

Josias Voßwinkel sagte nichts mehr. Er trank seinen Tee, er aß seinen halben Zwieback und versuchte, dazu die Zeitung zu lesen. Eva beobachtete ihn von der Seite, und als die Großmutter ihr Frühstück beendet und das Zimmer verlassen hatte, um in der Küche nach dem Rechten und neuen Vorräten zu sehen, legte sie die Hand auf seinen Arm und sagte: „Willst du dich nicht lieber hinlegen, Großvater? Du siehst angegriffen aus."

Josias ließ seine Zeitung sinken. „Mir ist auch nicht besonders, Kind; aber wenn ich mich ins Bett lege, pflegt mich Luischen, und das kannst du nicht verlangen."

Eva lachte: „Ich setze mich zu dir."

Der alte Herr schüttelte den Kopf: „Nein, mein Kind, wenn alte Leute murklich sind, dann sollen sie das allein abmachen und nicht junge dazu mißbrauchen, sie zu pflegen. Du bist sehr freundlich, und ich weiß, daß du es gut meinst. Aber wenn ich einmal wirklich krank werden sollte, dann mußt du mir versprechen, eine Schwester zu besorgen und alle Pflege der zu überlassen. Die hat das gelernt und wird dafür bezahlt; da braucht man kein schlechtes Gewissen zu haben wie bei euch, wo man doch immer weiß, daß ihr viel lieber draußen wärt. Und ihr habt ja auch ganz recht damit."

Er nahm die Zeitung von neuem auf und sah hinein, aber bald ließ er sie wieder sinken: „Ich hätte doch nicht so hochmütig sein sollen und das Bier lieber nicht trinken."

„Ich verstehe dich nicht, Großvater."

Josias zuckte die Achseln: „Es war sehr einfach. Hempel bot mir Rotwein an, auf Kredit, und ich sollte ihn gleich probieren. Er hatte natürlich gemerkt, daß nichts mehr da war. Aber ich wollte nicht und lehnte ab, und nun rächt sich der Magen."

„Aber warum hast du denn abgelehnt, Großvater?"

„Warum? Kredit ist gut; aber nur, wenn man Deckung hat. Sonst kann er sehr unangenehm werden."

Eva schüttelte den Kopf. „Die paar Flaschen Rotwein."

„Mein liebes Kind, das sagst du so; aber ich traue dem Frieden nicht mehr; ich glaube, unsere Zeit ist um. Es ist etwas anders geworden, wenn ich auch nicht weiß, was, und ich glaube, daß mir das viel mehr im Magen liegt als das bißchen Bier, das ich gestern abend getrunken habe."

Eva machte ein ernstes Gesicht; aber sie sagte nichts. Der Alte schwieg auch; erst nach einer ganzen Weile fing er wieder an: „Wir sind nur noch Überreste, schon lange. Wir haben's nur noch nicht gemerkt. Ich merke es jetzt. Voßwinkel & Co. ist Vergangenheit. Das ist gewesen."

Damit stand er auf: „Ich werde mich drüben ein bißchen in den Lehnstuhl setzen, dann wird es wohl besser werden. Mach dir keine Sorgen. Und vergiß, was ich gesagt habe. Das ist nur für alte Leute, nicht für dich." Dabei

legte er leicht seine Linke auf Evas Kopf und strich über ihr Haar. Sie hob das Gesicht und sah ihn an; da nickte er ihr zu und verließ das Zimmer.

Eva überlegte. Etwas war in den Worten des alten Herrn, was sie beunruhigte. Sie wußte selbst nicht warum. Seine Magenverstimmung war wohl unangenehm, aber so etwas kam vor. Doch dahinter stand etwas anderes, durch das sie nicht hindurchsah, etwas, das unsicher machte und ängstlich. Sie sah mit zusammengezogenen Brauen vor sich hin, dann erhob sie sich und ging zum Zimmer der Mutter. Sie klopfte, was sie immer tat, weil Frau Amélie es niemals tat.

Die Mutter saß am Schreibtisch. „Ich möchte dich nicht stören, Mama," sagte Eva. „Kannst du mir vielleicht etwas Geld geben?"

Frau Amélies Blick ruhte verträumt auf den Fenstern von Erna Gutbier. „Geld?" kam es in unbeteiligt fragendem Ton.

„Ich habe nichts mehr da," erklärte Eva. „Vielleicht kannst du mir das wiedergeben, was ich dir neulich gab, und noch etwas mehr. Ich wollte einiges für mein Winterkostüm besorgen."

Frau Amélie schüttelte langsam den Kopf: „Ich habe noch eine Billion, das andere habe ich Frida gegeben."

„Soll ich auf die Bank gehen und etwas holen?" fragte die Tochter.

„Wenn du etwas bekommst," sagte die Mutter.

„Ist denn nichts mehr auf dem Konto?" erkundigte sich Eva.

Frau Amélie lächelte: „Ich glaube nicht; aber du kannst ja einmal fragen. Vielleicht leihen sie dir auch etwas."

Eva schloß kurz die Augen; dann wechselte sie das Thema. „Großvater ist krank. Er klagt über den Magen."

„Er soll Natron nehmen," meinte gelassen Frau Amélie. „Warum spielt er so lange Skat."

Eva gab auch dieses auf. Sie verabschiedete sich und ging. In einem Laden am Lützowplatz telephonierte sie. Am anderen Ende ertönte eine weibliche Stimme: „Hier Lützow 4789."

Eva schwieg einen Moment, dann fragte sie: „Kann ich Herrn Gieseler sprechen?"

Drüben herrschte ebenfalls zunächst Stille; dann sagte die gleiche Stimme, um ein paar Grade tiefer: „Einen Augenblick."

„Hier Architekt Gieseler," klang es nach einiger Zeit.

„Hier ist Eva Jordan."

„Guten Tag, wie geht es Ihnen?"

„Danke," sagte Eva, „kann ich Sie eine Viertelstunde sprechen?"

Die Antwort war zunächst eine Pause, dann die Frage: „Wann denn?"

„Wann es Ihnen paßt, je eher desto lieber."

„Ist es dringend?" fragte der Architekt weiter. „Dringend?" sagte Eva, „ich möchte Sie um einen Rat bitten."

Wieder schwieg es drüben, dann klang die männliche Stimme: „Ich muß um elf im Rathaus sein; um halb eins ist eine Sitzung, und nachmittags muß ich einen Bau besichtigen."

„Könnten Sie jetzt eine Viertelstunde?" bat sie zögernd.

„Einen Augenblick," sagte Gieseler. Eva sah deutlich, wie er seine Uhr zog, aufspringen ließ und die Zeit feststellte. „Doch, ja, es geht; wo sind Sie?"

„Am Lützowplatz."

„Ich bin in zehn Minuten an der Gedächtniskirche."

Vor dem Romanischen Café kamen sie fast gleichzeitig an. Gieseler zog seinen Hut; Eva streckte ihm die Hand entgegen.

„Was ist denn los?" fragte er. „Ist's schlimm?"

Sie schüttelte den Kopf: „Schlimm? Nein. Ich weiß eigentlich gar nicht einmal, was los ist. Ich habe nur das Gefühl, daß etwas geschehen muß."

„Wieso geschehen muß?" fragte er. Eva sah vor sich hin, dann hob sie das Gesicht: „Ich muß Geld verdienen."

Man konnte Gieseler anmerken, daß er den Zusammenhang nicht begriff. „Ich meine so," fuhr sie fort, „wir haben bis jetzt gelebt, als müßte immer alles so bleiben."

Jetzt begann er zu begreifen und nickte.

„Es scheint doch," sprach sie weiter, „als ob mit dem neuen Geld vieles anders geworden ist."

„Weiß Gott," sagte der Architekt und zog einen Brief aus der Tasche: „Weißt du, was das ist?" Eva schüttelte den Kopf. „Das ist ein Brief von Herrn Traugott Lehmann; er bestellt seinen Erker ab. Er kann nicht mehr. Wieviel Billionen ich dabei verliere, das ist ihm egal."

Eva ging ein Weilchen schweigend neben ihm her. „Das tut mir sehr leid, aber auch mit dem neuen Geld wird

weitergebaut werden. Ich frage mich bloß, was macht Großvater, was fängt Mutter an?"

Gieseler lachte. „Warum lachst du?" fragte sie überrascht. „Ich versuchte, mir deine Mutter in einem Beruf vorzustellen," erwiderte er noch immer in heiterer Laune.

„Nimm es bitte einen Augenblick ernst," bat sie, „ich habe das Gefühl, daß bei uns noch niemand sieht, was kommt, und daß etwas geschehen muß, bevor sie es sehen; sonst gibt's eine Katastrophe."

„So schlimm wird es nicht werden," beruhigte er, „ihr seid doch reiche Leute."

„Aber es gibt doch keinen Reichtum mehr," sagte Eva eindringlich.

„Na ja," tröstete Gieseler; „aber deine Mutter hat doch zwei Brüder, und dann habt ihr doch Sachwerte."

Jetzt lachte Eva: „Ach, mein Lieber, du kennst doch Onkel Heinrich, und Onkel Otto ist böse mit Mama. Da ist nicht viel zu hoffen. Es mag ja auch alles gar nicht so schlimm sein; ich habe nur das Gefühl, ich müßte etwas tun."

„Was willst du denn tun?" fragte er mitleidig.

„Darum komme ich ja zu dir, damit du mir einen Rat gibst."

Gieseler zog die Schultern hoch: „Ja, mein Liebes, das ist jetzt sehr schwer. Die Leute entlassen überall; sie stellen niemand mehr ein und nehmen natürlich nur die Tüchtigsten und Geübtesten an. Was dachtest du denn?"

Eva ließ die Arme hängen: „Korrespondenz, die übliche Schreibmaschine. Ich kann ein paar Sprachen."

Der Architekt zuckte nochmals die Achseln: „Versuchen kannst du's ja."

Sie schwieg ein bißchen, dann hob sie wieder die Augen zu ihm auf: „Nimm mir doch nicht allen Mut." Gieseler legte beruhigend die Hand auf ihren Arm: „Aber Kind, ich bitte dich; nichts liegt mir ferner. Ich bin überzeugt, daß du mit deinen Fähigkeiten ganz schnell etwas finden wirst. Wenn ich könnte, würde ich dich gleich engagieren; aber ich habe selbst nichts zu tun."

Sie lächelte: „Das würde ich nicht annehmen. Ich muß ja auch erst lernen. Wo könnte ich Schreibmaschine üben?"

„Ich würde zu Remington gehen in der Leipziger Straße," sagte Gieseler, „oder zu Rackow; da kriegst du das andere auch gleich dazu."

„Ob das sehr teuer ist?" fragte Eva zögernd.

„Ja, mein Liebes," erwiderte er, „das Leben ist teuer geworden."

Eva ließ den Kopf sinken: „Warum machst du es mir nicht etwas leichter?"

Der Architekt seufzte tief: „Ist es nicht besser, sachlich zu sein und zu sagen was ist? Ich würde es so machen: Du hast doch allerhand Schmuck. Verkaufe etwas. Es gibt ja überall Goldankaufsstellen. Dann geh zu Remington und nimm ein paar Stunden, ganz wenig. Wenn du die ersten beiden gehabt hast, komm zu mir. Auf meinem Bureau stehen zwei Maschinen, an denen niemand sitzt. Ich bin fast nie da; du kannst ungestört den ganzen Vormittag üben."

Eva schwieg. „Und deine Frau?"

„Meine Frau verreist Anfang nächster Woche," sagte er, „zu ihren Eltern. Sie kommt erst acht Tage vor Weihnachten wieder."

Eva schwieg weiter. „Hast du etwas einzuwenden?" fragte er.

„Ich mag es eigentlich nicht," bekannte sie; „aber es wird das Vernünftigste sein, und es wird mir wohl nichts anderes übrigbleiben.

Er atmete erleichtert auf: „Siehst du, die Sache ist gar nicht so schlimm. Man muß sie nur richtig anfassen." Er schob, mit sich zufrieden, seinen Arm in den ihrigen. „Was ist denn bei euch passiert, daß du es auf einmal so eilig hast? Ist was Besonderes?"

„Ich weiß nicht," sagte Eva, „ich bekam es auf einmal mit der Angst. Großvater ist nicht wohl — Mama hatte kein Geld, da kam es so über mich. Ich danke dir, daß du mir geholfen hast."

Der Architekt lächelte zärtlich: „Aber Liebstes, das versteht sich doch von selbst."

Als Eva nach Hause kam, hatte Josias Voßwinkel sich zu Bett gelegt. Er sah blaß aus, fühlte sich schwach und fieberte.

„Aber Großvater," sagte Eva, „was machst du für Sachen?"

Der Alte lächelte: „Es ist nicht schlimm, Kind. Alte Maschinen machen manchmal so etwas."

„Besonders wenn sie mit falschem Öl geschmiert werden," bemerkte Luischen, die am Fenster saß. „Josias muß

ja auf seine alten Tage anfangen, Bier zu trinken. Wir müssen eine Schwester besorgen," fuhr sie fort. „Ich kann nicht den ganzen Tag bei ihm sitzen und Amélie erst recht nicht. Und ihr seid ja nie zu Hause."

Eva sah den Großvater fragend an. „Es ist das Beste," stimmte der alte Herr zu. „Ich habe dann nicht das Gefühl zu stören, und in ein paar Tagen, sagt Doktor Laudon, wird alles wieder in Ordnung sein."

„Ich werde dich pflegen, Großvater," erklärte Eva.

„Nein, Kind," wehrte Josias ab, „es ist sehr lieb von dir, aber ich habe dir ja schon gesagt, alte Leute dürfen für junge sorgen, aber niemals junge für alte."

„Was du wieder für Unsinn redest, Josias," sagte Luischen. „Dein Magen scheint doch sehr in Unordnung zu sein."

„Ich werde an das Schwesternheim in der Kleiststraße telephonieren," versprach Eva. „Tu das, mein Kind," sagte Josias, „es ist nur wegen der Nacht, damit ich euch nicht störe."

„Sage aber, sie sollen eine schicken, die nicht soviel redet," verlangte Luischen. „Sie denken immer alle, sie müssen ihre ganze Lebensgeschichte erzählen, und das hat mich noch nie interessiert."

„Sie soll ja nicht zu dir kommen, Großmutter," sagte Eva.

„Aber ich muß mit zuhören," erwiderte Luischen, „und nun geh und telephoniere, mein Kind, das ist wichtiger."

Eva telephonierte — und dann beschloß sie, zu Remington zu gehen. Zuvor unterzog sie ihren Schmuckkasten einer

eingehenden Revision und beförderte zwei Ringe in ihr Täschchen.

Frau Amélie, die sie beim Suchen antraf, warf einen flüchtigen Blick auf ihre Schätze und meinte: „Ich an deiner Stelle würde mir vor allem einmal eine vernünftige Kette kaufen. Was du da hast, ist ja alles alter Kram. Wir wollen nächstens einmal zu Friedländer gehen."

Reif sein ist alles

Als Eva vorn im kleinen Korridor vor dem Spiegel ihrem Äußeren die letzte zum Berufssuchen geeignete Fassung gab, erschien, ebenfalls feldmarschmäßig ausgerüstet, Toni.

„Du gehst auch aus?" äußerte sie.

„Ich will Geld verdienen," sagte Eva.

Toni sah sie von der Seite an: „Du auch?"

„Es wird wohl nötig werden," meinte die Ältere und zog die Türe hinter ihnen ins Schloß. „Mama hat keins mehr, und da das mit den Aktien nicht länger geht, so wird nichts übrigbleiben, als sich wieder auf die alte Weise etwas zu verschaffen."

Toni zuckte die Achseln: „Es kann doch nicht so bleiben; dann wären wir doch alle arme Leute."

„Es scheint so," sagte Eva ruhig, die Treppe weiter hinabsteigend.

„Red' doch keinen Unsinn," protestierte Toni. „Ausgerechnet wir!"

Jetzt zuckte Eva die Achseln: „Es wird noch ganz anderen Leuten so gehen."

„Wie kommst du überhaupt darauf?" fragte Toni böse. Sie waren auf der Kurfürstenstraße angekommen. „Das hat dir wohl Gieseler eingeredet? Nun, mir soll's gleich sein, ich fahre nach Neubabelsberg."

„Zu Inge?" fragte Eva erstaunt.

„Nein, zur Decla," antwortete Toni mit erhobener Nase, „ich gehe zum Film."

Damit bog sie in die Nettelbeckstraße ein, und während Eva nachdenklich zur Leipziger Straße fuhr, um bei Remington in die ersten Geheimnisse der Schreibmaschine eingeweiht zu werden, wanderte Toni zum Zoologischen Garten und stieg in den Halbzwölfzug nach Potsdam.

Am Bahnhof Neubabelsberg stand Fräulein Inge und schwenkte grüßend ihren grünen Regenschirm. Aber die beiden Mädchen schlenderten nicht wie sonst die Allee zum Park hinunter, an der Inges väterliches Landhaus lag, sondern begaben sich unter der Unterführung hindurch auf die andere Seite der Bahn und weiter ins Freie hinaus, bis die vornehme Ländlichkeit dieses Vororts der Ulmen und der hohen Kiefern wich und die phantastische Sachlichkeit eines Stückchens Tempelhofer Feld sich auftat.

Vor einem großen Torbogen blieben sie stehen; Inge sah nach ihrer goldenen Armbanduhr. „Es ist viertel nach zwölf; um zwölf war verabredet."

„So pünktlich ist man beim Film nicht," meinte Toni aus dem Schatz ihrer Erfahrung heraus; „wir wollen mal sehen."

Sie hatte recht gehabt. Als sie nach kurzem Zwiegespräch mit dem Pförtner den gepflasterten Vorplatz betraten, um den allerhand hohe und niedrige Gebäude lagen, teils in freundlichem rotem Backstein, teils barackenähnlich aus Holz errichtet, dafür aber gemütvoll mit Geranienkästen vor den Fenstern, in denen immer noch ein paar späte Blüten leuchteten — da stießen sie in einer Ecke lediglich auf ein paar erste spärliche Vertreter der rhythmischen Gymnastik. Fräulein Henckel war da, der junge Sternberg, Herr Cohn, das kleine Fräulein Meier sowie die beiden Fräulein von Rosenheim; Frau Meyerberg war trotz ihres Verzichts ebenfalls erschienen, um sich die Sache einmal anzusehen.

Die übrigen fehlten noch; ebenso fehlte der Regisseur, der sie auf zwölf Uhr bestellt hatte. Er schiene noch gar nicht draußen zu sein, hatte man ihnen bei der Anmeldung gesagt. Sie möchten ein bißchen warten.

Fräulein Henckel war ungehalten. Nicht so sehr wegen des Wartens als wegen der Behandlung. Sie hatte versucht, sich den Platz und seine Baulichkeiten in der Zwischenzeit etwas anzusehen; man hatte sie zurückgewiesen. Erstens wäre es ohne besondere Erlaubnis nicht gestattet, und zweitens könnte man nicht, wenn der Regisseur käme, erst eine Stunde im Gelände suchen gehen, bis man alle beisammen hätte. Das ginge nicht, aber sie könnten sich ja in die Kantine setzen.

Bei dem Wort Kantine rümpften die Damen die Nase. Der junge Sternberg aber, vom Kriege her an diesen

Klang gewöhnt, sagte ruhig: „Die will ich mir mal ansehen gehen."

Und er ging. Es dauerte nicht lange, da erschien er wieder in der Türe des niedrigen geraniengeschmückten Holzbaues und winkte: „Kommen Sie ruhig 'rein, das ist keine Kantine, das ist eine Esplanade-Bar."

Fräulein Henckel machte ein mißtrauisches Gesicht, aber sie folgte doch, und als sie drinnen war, fand sie es in der Tat sehr hübsch.

Kleine, farbig gestrichene Räume, kleine weiß gedeckte Tische, vor den Fenstern außer den schon etwas altersschwachen Geranien weiße, freundliche Mullgardinen, auf dem Büfett viel Eßbares, appetitlich aufgebaut, und daneben eine wahrhaft imposante Reihe mehr oder weniger angebrochener Likörflaschen.

Da eine Fahrt ins Freie bekanntlich vor allem anfangs den Appetit reizt, saßen bald alle an den kleinen Tischen und aßen und tranken mit dem angenehm gemischten Gefühl, zugleich dazu zu gehören und Eindringlinge zu sein. Die Schnapsflaschen wurden ebenfalls in Bewegung gesetzt, nicht nur von Herrn Cohn und dem jungen Sternberg, sondern auch von den weiblichen Teilnehmern an der Expedition, obwohl die rhythmische Gymnastik im übrigen eigentlich für Prohibition eintrat.

Als nach und nach die anderen kamen, wurden sie von der ersten Gruppe mit dem Geheul empfangen, das gemeinhin Ausdruck eines bereits errungenen Heimatgefühls an einem fremden Ort zu sein pflegt. Es schien fast so, als wäre man gekommen, hier ein Kantinenpicknick zu

feiern und nicht um musikloſen Tanz für die Ewigkeit aufbewahren zu laſſen.

Kurz nach eins bemerkte man, daß der Kellner, der zwiſchen den Tiſchen einherging, nicht der einzige fremde Mann im Raum war. Plötzlich war da noch ein anderer ohne Hut, mit wehenden Locken und einem Monokel im glattraſierten Geſicht. Er ſtand in der Nähe der Türe und betrachtete mit betonter Sachlichkeit die Gruppe der rhythmiſchen Gymnaſtik.

„Was is 'n das für Edelkomparſerie?" fragte er ſozuſagen in den leeren Raum hinein.

Fräulein Henckel, die, in der Nähe ſitzend, das Wort vernahm, erhob ſich mit der Gebärde edler Entrüſtung und trat zu ihm: „Wir ſind auf zwölf Uhr für eine Aufnahme als Tanzgruppe hierher gebeten," ſagte ſie tief und herb.

Das Monokel betrachtete ſie nachdenklich. „Zwölf Uhr — da habt ihr ja fabelhaftes Glück gehabt, wenn ihr jetzt 'rankommt."

Fräulein Henckel ſah auf ihre Armbanduhr: „Es iſt halb zwei!"

„Na das ſag' ich ja," beſtätigte das Monokel; „ihr habt fabelhaftes Glück."

Während dieſes Dialogs hatte es die umſitzenden jungen Damen und Herren gemuſtert, die mit Eſſen, Trinken und Sprechen aufgehört hatten und erwartungsvoll auf die beiden Protagoniſten ſtarrten. „Wonach habt ihr denn ausgeſucht?"

Fräulein Henckel war empört: „Alſo bitte, wo iſt der Regiſſeur?"

„Grolle nicht," sagte das Monokel, „es ist besser, wir sieben vorher, als daß er zu brüllen beginnt."

Da Fräulein Henckel nicht wußte, wie sie auf diese Roheit stilgemäß reagieren sollte, reagierte sie gar nicht. Sie wartete ab.

„Also paß auf," sagte das Monokel. „Die kleene Dicke da drüben" – er winkte mit seinem Lockenhaupt zu Frau Meyerberg hinüber –, „die lassen wir gleich hier. Gib ihr 'ne ordentliche Portion Kuchen; denn bleibt se sitzen. Wenn er die nämlich zu sehen kriegt und denkt zufällig an Tanzen, denn zerspringt er, und das is nich schön."

Fräulein Henckel gab die Gegenwehr auf. Diesem Ton war sie nicht gewachsen.

„Bißchen viel jüdisch," sagte das Monokel nach weiterer Musterung. „Ein Glück, daß se wenigstens Bubiköpfe haben; lange Haare mag er nich; die trägt seine Frau. Wer is 'n das?"

Er wies mit dem abgespreizten kleinen Finger auf Toni. Fräulein Henckel nannte den Namen.

„Die stell'n wir in die erste Reihe, gleich an 'n Anfang; das is sein Typ; die geht ihm ein; die ölt. Und denn die Blonden nach vorne. Für schwarz is er nich. Wieviel sind's denn im ganzen?"

„Siebenundzwanzig," sagte Fräulein Henckel.

„Drei hoch drei," äußerte das Monokel und präsentierte Bildung. Zugleich klemmte es sich eine Zigarette zwischen die Zähne. „Ich heiße übrigens Huber."

Fräulein Henckel erschauerte unter dieser formvollendeten Vorstellung; zugleich dachte sie, daß Herr Huber trotz

seines bajuvarischen Namens seine Akklimatisierung an Berlin in vollendeter Weise vollzogen hätte.

„Also nu kommen Se, Fräulein; nehmen Se Ihre Horde und machen Se, wie ich's Ihnen gesagt habe. Die Dicke lassen Se hier; die Hübsche da stellen Se voran und denn nich viel reden. Das tut er, und nich fragen; das mag er auch nich. Und wenn er schnauzt, machen Se sich nichts draus; deswegen wird vom Honorar nischt abjezogen. Morjen."

Damit entwich er aus der Kantine und überließ es der also Ermutigten, ihre Schar zu ordnen und fröhlichen Herzens hinter ihm her den Ort der Tat zu suchen. Das war nicht ganz leicht; denn als sie hinauskamen und nach dem Weg fragten, den Herr Huber genommen hätte, erhielten sie so viel verschiedene Auskünfte, wie sie Anfragen taten.

Immerhin sagte man ihnen, daß die Aufnahmen, zu denen sie bestellt waren, ungefähr in der Richtung stattfänden. Sie sollten nur immer geradeaus gehen und den Drachen links lassen. Gleich hinterm Odenwald, etwas links von Grieshuus, würden sie schon das Weitere finden.

Diese Ortsbestimmungen nahmen Fräulein Henckel den Rest von Sicherheit in dieser Welt. Sie wankte stumm voran, gefolgt von den Ihren, die mit neugierigen Nasen dem Kommenden entgegenschnupperten.

Als sie um die Ecke des roten Ziegelgebäudes bogen, das lang, massiv und würdig den gepflasterten Vorhof abschloß, lag auf einmal eine neue Welt vor ihnen. Sand,

ein paar Hügel, Reste von Kiefernwald zur Seite, dann ein riesig sich dehnendes Gelände, auf dem sich seltsame Dinge erhoben, die mit Sand und Kiefern und dem spätherbstlichen Himmel nur mühsam und auf Umwegen in Beziehung zu bringen waren.

Gleich rechts an ihrem Wege lag ein graues turmähnliches Gemäuer, von dessen Höhe ein Baum im Winde nickte. Heidekraut bedeckte stimmungsvoll den Boden; ein paar kahle Bäume verstärkten den Eindruck tiefster Einsamkeit. Vor diesem Turm, in den unten eine schwere Türe hineinführte, standen ein paar Wesen männlichen Geschlechts. Sie trugen schwere Rüstungen, und unter ihren Augen lagen violette Schatten; mächtige Schwerter hatten sie umgegürtet; aber die Helme hielten sie in der einen, die Zigaretten in der anderen Hand. Sie blickten gespannt auf einen Mann in Zivil, der ganz vernünftig aussah und nur mit angestrengter Aufmerksamkeit eine kleine Öffnung beobachtete, die hoch oben im Gemäuer, dicht unter dem stimmungsvollen Baum angebracht war.

Auf einmal pfiff der Mann, und nun quollen aus der Öffnung oben im Turm eine hinter der anderen etwa zwölf weiße Tauben heraus. Zugleich öffnete sich die schwere Eisentüre unten im Gemäuer, und herausgeschritten kam eine Maid mit langen dunkeln, nach vorne hängenden Zöpfen und violetten Backen sowie einer großen Schale im Arm. Der Mann pfiff noch einmal, und die Tauben senkten sich wie eine flatternde Wolke von oben auf das Mädchen, ihre Schultern, ihren Kopf und ihre Schale. Nur einige Outsider schienen der Sache skeptisch gegenüber-

zustehen und begaben sich statt auf die Maid in das Heidekraut.

Der Mann in Zivil bei den beiden violetten Rittern schüttelte den Kopf und klatschte in die Hände. Prompt erhoben sich die Tauben von der Maid und aus dem Heidekraut, flogen gehorsam in die Höhe und krochen geduldig wieder in die stimmungsvolle Öffnung in dem alten Gemäuer.

Die Maid zuckte die Achseln und zog mit ihren Zöpfen und ihrer Schale ebenfalls wieder in den Turm zurück.

Worauf der Mann von neuem pfiff, die Tauben und die Maid von neuem aus dem Turm gekrochen kamen und dasselbe stimmungsvolle Spiel der flatternden Tierchen um die weißgekleidete Jungfrau von neuem anhob. Mit demselben Ergebnis wie zuerst; einige der Tauben — es waren sicher Täuberiche — zogen von neuem das Heidekraut als Niederlassungsort vor.

„Das ist die Dagover!" flüsterte mit vor Erregung heiserer Stimme Fräulein Meier. „Ist sie nicht süß?"

„Entzückend," klang es aus den hinteren Reihen, wo die schwarzhaarigen Angehörigen der Gruppe aufgestellt waren; der Jüngling Cohn aber äußerte mit ernster Miene: „Diese Frau ist viel mehr als entzückend; sie ist schön!"

Er sagte es gerade in dem Moment, als die Türe hinter der Maid mit den Hängezöpfen ins Schloß fiel und der letzte Taubenschwanz in der Luke verschwand.

„Blödsinnig," äußerte einer der violetten Ritter und warf seinen Zigarettenstummel fort, „stundenlang kann das so gehen, und das nennt man Dressur."

„Kunststück, mein Lieber," entgegnete der andere, „bringen Sie mal eine einzige Taube dazu, daß se Ihnen pariert, wenn Se pfeifen. Se wird Ihnen was."

Der andere zuckte gekränkt die Achseln, aber er steckte sich trotzdem eine neue Zigarette an und sah geduldig weiter den Wiederholungen des Schauspiels zu.

Fräulein Henckel drängte zur Eile, obwohl die Gruppe gern noch weiter den gymnastischen Übungen der Tauben zugesehen hätte. Ihr bangte vor „seinem" Zorn.

Aber sie kam nicht weit, denn bald hemmte neues Schaugepränge ihren Weg.

Urgebirge erhob sich zur Rechten. Schwarzgraues Gestein, in riesigen Blöcken geschichtet; nur unten sah man noch den Gips, aus dem es hergestellt war, und das Holzgerüst, das es trug. Auf halber Höhe der Felsen aber stand auf ragendem Vorsprung als scharfe Silhouette gegen den herbstlichen Himmel in schwarzem Gewand mit glänzender Brünne, den Flügelhelm hochragend auf dem rabenschwarzen Haar, in beiden Händen einen riesigen Felsblock haltend, Brunhild, die heilige Braut. Unten wimmelten allerhand alte Germanen und Burgunden, etwas erhöht stand der Mann mit dem Kurbelkasten, und seitlich von diesem sprang ein erregter, kleiner, dunkelhaariger Herr und schrie in hohen Fisteltönen etwas zu der Walküre auf den Gipsfelsen empor.

Brunhild ließ ihren Felsblock wieder sinken und beugte sich vor: „Was soll ich?" fragte sie mißvergnügt hinab.

„Mehr Spannung, mehr Spannung," vernahm man aus der Tiefe, „es muß 'n Ruck jeben."

Brunhild zuckte die Achseln und hob von neuem den Block zur Höhe ihres Hauptes empor.

„So – so," gellte es von unten über die Urlandschaft, „jetzt los."

Und Brunhild warf den Stein. Er flog in großem Bogen hinab, wo er lautlos leicht im Sande aufschlug. Ein Mann nahm ihn unter den Arm und sah wartend zu der Heldin empor. Die stand mit hängenden Armen, schaute in den Wirrwarr hinab, beugte sich dann vor und sagte etwas, worauf einer der Burgunden ihr ein silbernes Zigarettenetui in die Höhe des Urgesteins entgegenreckte. Sie dankte, nahm und stieg herab.

„Da ist Siegfried – da ist Siegfried!" rief das eine Fräulein von Rosenheim, vor Begeisterung noch mehr mit der Zunge anstoßend als sonst. Fräulein Meier, die neben ihr stand, fuhr sich geradezu ostentativ mit dem Taschentuch über die ihr zugekehrte Gesichtshälfte, rief aber doch mit allen Zeichen der Teilnahme gleichzeitig: „Wo, wo?"

„Dort drüben kommt er, der Weiße, Blonde," sagte Fräulein von Rosenheim.

„Der ist noch schöner als die Ralph."

„Woher kennen Sie bloß all die Leute?" fragte Fräulein Henckel vorwurfsvoll. „Aber aus 'm Film selbstverständlich," kam die Antwort, „und dann is se doch die Frau von Jannings."

Fräulein Henckel schüttelte wehmütig ihr Haupt; sie

wußte nur von rhythmischer Gymnastik. Damit das niemand merkte, trieb sie zur Eile an.

„Huch nein, sehn Se bloß!" schrie plötzlich das andere Fräulein von Rosenheim, „das is ja gräßlich."

Alle wandten die Köpfe in die durch den Schrei bezeichnete Richtung. Zwischen riesigen Urwaldbäumen in Rabitzarbeit, über einem Felsboden aus Schlacke und Sand wand sich ringelnd der Riesenwurm.

Er war sehr schön. Ein bißchen staubig war er zwar schon, und der Wind hatte allerhand Sand und ähnliche leicht bewegliche Gegenstände auf seinen Panzer getrieben, und der Unterkiefer hing ein bißchen melancholisch herab; aber er sah immer noch höchst bedeutend und Jungemädchenschreie erzeugend aus; namentlich neben den Urwaldstämmen.

Fräulein Meier wollte ihn unbedingt aus der Nähe betrachten, vor allem die Augen und dann den Mechanismus mit der Todeswunde, die, schön rot angestrichen, seitlich in dem grünen Schuppenpanzer gähnte. Aber über Fräulein Henckel war die Energie der Verzweiflung gekommen. Sie protestierte, es sei die höchste Zeit, nachher werde es dunkel, und außerdem hätten sie Herrn Huber längst aus den Augen verloren.

Und sie blieb Siegerin. Fräulein Meier sandte dem Lindwurm einen wehmütigen Abschiedsblick zu, den er stumpfsinnig entgegennahm; dann folgte sie der eilig Voranschreitenden gleich den übrigen weiter durch den knirschenden Sand. Eine neue Landschaft tat sich auf, Hügel von seltsamer Verlassenheit und Öde, die wie Dünen der

Nordsee hier aufgeschüttet waren – plötzlich traten sie zurück, und flach, fast in den Boden gesunken, schwarzbraun und feindlich lag eine Barbarenburg an die Erde geduckt da: König Etzels Schloß. Ein paar tote Hunnen hatte man vergessen wegzuräumen; ihre ausgestopften Beine hingen melancholisch durch das große offene Portal in den kalten Novembertag hinaus.

Jenseits der Hunnenburg aber ragte zierlich und fein ein Rokokopalast in den Himmel, mit schlanken Säulen und allerhand Schnörkelwerk, zu dem nur die Latten und Balken sowie die etwas angenagten Rabitzkehrseiten des Seitenflügels im Stil nicht recht passen wollten. Der Standort der Betrachter war zu ungünstig gewählt.

Von weitem aber kam durch die weiche graue Novemberluft etwas wie das dumpfe Brüllen eines Stieres. Fräulein Henckel erblaßte; doch mit dem ungetrübten Instinkt der Frau wanderte sie den im übrigen vortrefflich zu der gipsernen Urwelt dieser Nibelungenlandschaft passenden Tönen nach. Sie ahnte, daß Herr Huber in jener Gegend zu finden sein würde.

Sie ahnte richtig. Als sie um die Ecke der Rokokoanlage bogen, sahen sie in einer leichten Bodensenkung vor einer Wand aus künstlichen Büschen eine Gruppe offenbar sehr tätiger Menschen, aus deren Mitte von Zeit zu Zeit die Laute drangen, die ihnen freundlich den Weg gewiesen hatten. Einige Marquis und Marquisen, die gegen die Kühle des Tages über das achtzehnte Jahrhundert das zwanzigste in Gestalt von Lodencapes gelegt hatten, standen dabei und sahen interessiert zu, wie ein offenbar an der Angelegenheit

sehr intensiv beteiligter Herr einigen anderen nicht ganz so beteiligten Instruktionen erteilte.

Als die rhythmische Gymnastik von dem Rokokopalast hinab zu Tal schritt, bemerkte sie Herr Huber und hob warnend die Hand, da er so stand, daß der instruierende Herr ihn nicht sehen konnte.

Aber es war zu spät. Ein unglücklicher Zufall hatte den ebenfalls monokelbewehrten Blick des Gewaltigen bereits auf die heranschwebende Gruppe gelenkt. Er hielt inne, starrte einige Momente ohne Erzeugung von Urlauten zu ihnen hinüber und fragte dann, ohne sich die Mühe zu machen, seine Frage an eine bestimmte Persönlichkeit zu richten, einfach in den Raum um sich hinein: „Was 'n das?"

Herr Huber, so unangenehm es ihm war, fühlte sich zu einer Aufklärung verpflichtet. Er ließ sein Monokel funkeln und berichtete, es sei die Tanzgruppe des Fräulein Henckel.

Der Herr mit den Urlauten wandte sich mit einem bösen Blick zu dem Auskunft Erteilenden: „Was woll'n se denn?"

Es war ein eindrucksvolles Bild, wie jetzt die beiden Monokel, das Original und die Kopie, einander gegenüberstanden. Denn in dem Augenblick, in dem man sie vereinigt und sozusagen aufeinander bezogen vor sich sah, erkannte man sofort Urbild und Abbild, obwohl der Mann mit den Urlauten von Statur der kleinere war und seine Haare nicht entfernt mehr in so lockiger Fülle um den Glanz der Glatze wogten wie die des Herrn Huber.

Ein paar Augenblicke starrten die beiden sich an; dann äußerte Herr Huber mit künstlich erzeugter Untertemperatur: die Damen wären auf zwölf Uhr bestellt.

Das Gesicht des anderen wurde noch starrer: „Was woll'n se 'n jetzt? Is jetzt zwölf?"

Herr Huber konnte nicht leugnen, daß es bereits erheblich später war. Er nahm aber doch all seinen Mut zusammen und stellte fest, daß die Damen in der Tat um zwölf hier gewesen wären, daß um die Zeit aber der Herr künstlerische Leiter noch nirgends zu entdecken gewesen wäre.

Die Folge dieser Feststellung war ein dumpfer Ansatz zu neuem Urlaut, der aus der Tiefe der künstlerischen Leiterseele quoll. Bevor er sich aber in Worte umgesetzt hatte, die unter Umständen peinliche Folgen hätten haben können, wandte der Gewaltige sich ab und nahm zum erstenmal die gymnastischen Ankömmlinge in Augenschein.

Und dieser Augenschein schien besänftigend auf ihn zu wirken. Der Urlaut verstummte, die Züge des Gestrengen entspannten sich, er trat etwas näher, lüftete seinen Hut und sagte: „Morjen."

Fräulein Henckel hatte eigentlich vorgehabt, sich über die Behandlung und vor allem über das Wartenlassen bei dem Herrn künstlerischen Leiter energisch zu beschweren. Und als er jetzt nicht ohne Wohlwollen in den strengen Zügen näher trat, öffnete sie bereits den Mund zu einem sanften Klagelied, als sie noch rechtzeitig bemerkte, daß der Gestrenge gar nicht sie ansah, sondern ihre Nachbarin zur Linken, Fräulein Toni Jordan.

„Also tanzen woll'n Se," fragte er, beide Daumen in die Armausschnitte seiner Weste bohrend.

Toni sah ihn erstaunt an; aber Fräulein Henckel erwiderte nicht ohne Schärfe: „Wir sind gebeten worden zu tanzen."

Der Gestrenge wandte ein paar große staunende Kinderaugen zu der Redenden: „Ick schiele doch nich," bemerkte er trocken; aber dann schien ihm doch von ferne zu dämmern, daß die Initiative zu dieser Masseninvasion der rhythmischen Gymnastik von ihm ausgegangen war. Er lüftete seinen Hut, starrte Fräulein Henckel an und sagte plötzlich und unvermittelt: „Goldberger!"

Da auf diesen Ruf des Gewaltigen niemand aus seiner Schar eilfertig herbeisprang, mußte man wohl annehmen, daß er selbst so hieß und daß diese Nennung seines Namens unter gleichzeitiger Entblößung des Hauptes so etwas wie eine Vorstellung bedeuten sollte.

„Da werden Se noch 'n bißchen warten müssen," sagte er verbindlich, weil er wieder Toni ansah; „aber denn kommen Se gleich 'ran; einen Augenblick."

Damit wandte er sich zu seiner Schar zurück, klemmte das Monokel fester und schrie plötzlich: „Also nochmal los mit der Liebesjeschichte, bißchen dalli."

Alles stob auseinander, während Herr Goldberger langsam eine lange bauchbindengeschmückte Zigarre in den Mund und in Brand steckte. Diese Zigarre unterschied ihn grundsätzlich von den Hilfsregisseuren, welche nur Zigaretten rauchen durften; außerdem wies sie ihm gleichzeitig zwanglos seine historische Stellung in der Geschichte des

Films an. Sie machte ihn zum Reinhardt der Leinwand.

In der Lücke, die das Zivilvolk durch sein Auseinanderstieben geschaffen hatte, stand vor dem Hintergrund des künstlichen verschnittenen Gebüschs einsam ein violetter Marquis (ohne Lodencape). In einiger Entfernung schickte sich eine schlanke Marquise in Weiß an, ihm liebevoll entgegenzuwandeln. Dicht hinter Herrn Goldberger, etwas seitlich von ihm, stand der Mann mit dem Kurbelkasten.

„Halt!" brüllte Herr Goldberger, obwohl die anderen noch gar nicht begonnen hatten. „Also das ist schon nichts."

„Ich habe ja noch gar nicht," verteidigte sich die weiße Marquise.

„Se haben," rief Herr Goldberger; „reden Se nich, Se haben."

„Na, nu los — los! Jacobson!" schrie er plötzlich den Marquis an, mit beiden Armen rudernd: „Herrgott, meinen Se denn, die Liebe dauert so lange!"

Herr Jacobson drückte die Mitte seiner Rückseite rokokomäßig empfindsam heraus und den Korb seines Degens energisch nach abwärts, schob den rechten Ellbogen preziös nach hinten und wandte sich mit gedämpfter O-Beinigkeit der Geliebten entgegen.

„Den möchte ich sehen, Jacobson, der Ihnen den Marquis glaubt," schrie Goldberger, „Grazie, Mensch, Grazie. Se sind nich bei Berg; Se sind in Versailles."

Der Marquis Jacobson lächelte verzerrt und brummte etwas Unverständliches, das der Wind vorsichtshalber von dannen trug, bevor es das Ohr des Gewaltigen erreicht hatte.

„Halt!" schrie Herr Goldberger zu der Marquise gewandt, „wohin gehen Sie?"

Die Marquise sah ihn hilfeflehend an.

„In die Arme der Liebe!" beantwortete er seine Frage selbst. „Machen Se dazu 'n Gesicht wie beim Zahnarzt?"

Er warf einen Blick zum Himmel und sagte zu seinem Nachbarn, die Zigarre fortwerfend: „Morjen geh ich hin und mach 'n Korsettjeschäft auf. Macht euch doch euren Dreck alleene."

Er steckte eine neue Zigarre in Brand. Plötzlich hielt er inne, sah zu den beiden Rokokoleutchen hinüber und rief in gesellschaftlich höflichem Ton: „Ach, Herr Jacobson, darf ich vielleicht fragen, wie lange wir hier noch warten sollen, bis Sie so freundlich sein werden, vor Ihrer Dame niederzuknien und sie Ihrer unwandelbaren Gefühle zu versichern? Ich bin wirklich neugierig, Herr; Sie scheinen sehr viel Zeit zu haben. Ich nicht. Wir leben nicht mehr in Ihrem achtzehnten Jahrhundert."

Der Marquis sank ins Knie. Die Marquise neigte sich zu ihm nieder und hob ihn auf. Herr Goldberger hatte jedesmal nur die linke Hand erhoben, worauf der Mann am Kasten prompt gekurbelt hatte.

„Ausgezeichnet!" sagte der Gewaltige langsam und genießerisch. „Also ausgezeichnet. Ich hab's ja immer gesagt."

Unter einigen weiteren ermunternden Zurufen des Herrn Oberregisseurs erhob sich der Marquis und nahm seine Dame in die Arme. Da aber hielt es Herrn Gold-

berger nicht länger. Mit ein paar rasenden Sätzen war er vorne im Sande, packte Herrn Jacobson, schleuderte ihn zur Seite und schrie dazu mit hoher, an der oberen Grenze umschlagender Stimme: „Herr – Sie haben wohl noch nie in Ihrem Leben 'ne Dame umarmt? Werden Se doch Steinklopfer oder Filmdirektor, meinetwegen auch Regisseur; aber hören Se auf, Schauspieler zu sein. Sehn Se her – so macht man das!"

Und mit ausgebreiteten Armen, während die Schöße seines grauen Cuts im Winde wehten, schoß er auf die Marquise zu und schlang seine Arme um die obere Hälfte ihres Leibes, also daß nur die Tatsache, daß ihre Stöckelschuhe sich langsam tief in den feuchten Sand eingebohrt hatten, sie vor dem Umfallen bewahrte. Sie taumelten beide ein Stück rückwärts, bevor Herr Goldberger sich und seine künstlerische Energie soweit bändigen konnte, daß die Gruppe wieder zum Stehen kam.

Dann aber trat er, als ob nichts geschehen wäre, wieder neben den Kurbelkasten, und der Marquis Jacobson umarmte von neuem die Dame. Goldberger hob seine linke Hand und nickte befriedigt; er ließ sie sinken und schrie: „Mehr Gefühl, mehr Gefühl", hob sie von neuem, brüllte: „Schluß!", nahm seinen Hut ab und sagte, sich mit dem Seidentuch über die Stirne fahrend: „Wer mich mal auf den Gedanken gebracht hat, Filmregisseur zu werden!"

Als aber der Marquis herankam, rief er ihm zu: „Wissen Se, Jacobson, Se sind ja 'n Idiot; aber wie Se das jetzt jemacht haben – also ausgezeichnet! Man muß Se bloß anschrein. Anstrengend sind Se!"

Dann wandte er sich unvermittelt zu den Damen und Herren der rhythmischen Gymnastik: „Also tanzen. Wie is 'n das: können Se hier?"

„Ausgeschlossen," erklärte Fräulein Henckel. Obwohl sie ziemlich große Augen hatte, reichten sie für das Maß ihres Entsetzens ob dieser Zumutung nicht aus.

„'s ist zu kalt, wie?" fragte Goldberger freundlich.

„Die Damen müssen sich doch umkleiden," sagte Fräulein Henckel.

„Versteht sich," nickte er, „und das möchten se nich jern hier."

Fräulein Henckel wußte keine Antwort; sie litt stumm.

„Also jehn wir nach vorne," entschied Herr Goldberger; „können ja mal probieren. Tanzen Sie schon lange?" wandte er sich ohne Übergang an Toni.

Der mißfiel er gründlich: so sehr sie der Lindwurm interessiert hatte und die Dagover, so unausstehlich fand sie den Herrn künstlerischen Leiter.

Sie sah ihn infolgedessen mit dem kombinierten Jordanschen und Voßwinkelschen Hochmut an und fragte überlegen zurück: „Was verstehen Sie unter lange?"

„Jott," sagte Herr Goldberger, „was man so darunter versteht: ein Jahr, zwei Jahr."

„Ich bin erst seit einigen Monaten dabei," erklärte Toni kurz und abweisend.

Goldberger sah sie mit einem Wohlgefallen an, das sie noch mehr reizte: „Das macht nichts; Sie sehen so aus, als ob Sie Talent haben. Haben Sie schon mal gefilmt?"

„Nein," erwiderte Toni noch ablehnender; denn es ärgerte sie, daß sie fühlte, wie sich etwas in ihr über die Zuerkennung von Talent freute.

Goldberger ging etwas langsamer und sah auf ihre Füße. Dann blieb sein Blick ein Weilchen auf dem halben Wege zu ihrem Gesicht zurück hängen, bis er schließlich wieder in ihre Augen sah: „Vorbedingungen sind jejeben, Jang, Fijur, Jesicht, alles da. Soll ich Sie ausbilden?"

„Danke," sagte Toni so ablehnend, daß selbst Herr Goldberger es nicht überhören konnte.

„Schön," meinte er, „wenn Sie Talent haben, kommen Se ja doch." Und er begann eine Unterhaltung mit einem der Zivilisten, der aussah wie ein Generalstäbler in Zivil, den er aber nur mit Müller anredete.

Zwischen Etzelburg und Grieshuus, Siegfriedwald und Taubenschlag wanderte der Zug wieder dem Bereich der Kantine zu.

Vor einem sehr würdig dreinschauenden roten Haus mit der Inschrift: Unbefugten ist der Eintritt strengstens untersagt — Bureau der Direktion — machte Goldberger halt. Aber er betrachtete nicht den Eingang, nicht die Schilder — er betrachtete die gegenüberliegende Kantine mit den Restbeständen der Geranien vor den Fenstern und sagte plötzlich gedankenvoll: „Kinder, ich kann nich helfen, ich hab Hunger."

Einen Augenblick sah er versunken vor sich hin, dann ging er zu Fräulein Henckel, nahm seinen Hut ab und sagte mit einer höflichen, wohlerzogenen Stimme: „Würden Sie und Ihre Damen so liebenswürdig sein, zunächst in

unserer Kantine eine Tasse Kaffee oder sonst eine Erfrischung zu sich zu nehmen? So leid es mir tut, ich muß erst etwas essen. Eher kann ich nicht mit Ihnen arbeiten."

Dieser plötzliche Wechsel der Tonart verwirrte Fräulein Henckel derart, daß sie die Einladung, die sie noch vor einer Viertelstunde für eine Unmöglichkeit gehalten hätte, schweigend annahm.

Goldbergers Appetit war gut, war sehr gut. Der Kaffee mit dem dazugehörigen Gebäck entsprach ebenfalls den Anforderungen, die man an einen gut geleiteten Film stellen darf. Die gesunkene Stimmung hob sich zusehends, zumal nicht bloß die männlichen Wesen ausgiebigen Gebrauch von den Likörflaschen machten.

Als es dämmerig wurde und der Kellner das elektrische Licht anknipste, damit man sehen konnte, wie der Zigarettenrauch in leichten Schichten über den verschiedenen Bubiköpfen emporstieg, erhob sich Herr Goldberger und verließ unauffällig den Raum.

Er hatte richtig gesehen: denn als er hinaus auf den Hof trat, über dem kein elektrisches Licht, sondern ein blaßgelber Abendhimmel hing, kam ihm von drüben Toni, die offenbar ein Bedürfnis nach frischer Luft verspürt hatte, entgegen.

Sie wollte wortlos an ihm vorüber in die Kantine zurück, deren Fenster traulich in die Kühle des sinkenden Herbstabends leuchteten.

„Ein Momentchen," sagte Herr Goldberger. „Haben Se's denn so eilig?"

„Ich sehe keinen Grund, es nicht eilig zu haben," be-

merkte Toni halb ablehnend, halb abwartend. Das Talent hatte nachgewirkt.

„Ich möcht mal mit Ihnen was machen," sagte Goldberger.

Toni sah ihn fassungslos an.

„Wissen Se, Sie haben so 'n Gesicht," fuhr er fort. „Unsereiner sieht das. Schönheit ist ganz schön; aber beim Film muß noch was anderes sein. So was wie Sie kann ich brauchen."

„Sehr liebenswürdig," erwiderte Toni obenhin.

„Gar nicht liebenswürdig," sagte Herr Goldberger. „Es ist so; aber S i e könnten ruhig 'n bißchen liebenswürdiger sein."

Wie die einzelnen Phasen der Szene sich dann abgespielt hatten, wußte Toni nachher nicht mehr genau. Sie hatte plötzlich den Arm des Herrn Goldberger um ihre Schultern gefühlt, und hatte gleichzeitig mit ihren Geruchsnerven die Annäherung einer Mischung von Zigarren und Kirschwasser empfunden. Auf beides hatte sie rein reflexmäßig mit einer Bewegung ihrer rechten Hand reagiert, welche unterhalb des Monokels des Herrn künstlerischen Leiters landete. Die Annäherung der Zigarren und des Kirschwassers hatte daraufhin aufgehört, die Berührung ihrer Schultern ebenfalls; dafür war ein Monokel hörbar mit einem Pflasterstein in eine Berührung gekommen, die es nicht ganz vertragen hatte.

Des weiteren erwies sich Toni als Tochter ihrer Mutter insofern, als sie vor Erregung über den Annäherungsversuch zu wogen begann. Frau Amélie hätte allerdings

wahrscheinlich zugleich eine Fülle wohlformulierter Entrüstung von sich gegeben, während Toni dieses nicht tat, sondern abwartend schwieg, und sich nur zu neuen Taten, falls sie nötig sein sollten, rüstete.

Sie waren aber nicht nötig. Herr Goldberger warf einen Blick auf die Scherben des Monokels, die zu seinen Füßen im letzten Abendlicht wehmütig funkelten, faßte dann gelassen in seine rechte Westentasche, holte ein neues Einglas hervor und klemmte es an Stelle des zerstörten in sein entblößtes Auge.

„Temperament hab'n Se auch!" stellte er fest, „das gehört dazu. Sagen Se nischt," fuhr er mit leicht erhobener Hand fort, als er bemerkte, daß Toni den Kopf in den Nacken warf – „Se haben ganz recht. Mit 'nem jungen Pferd muß man Geduld haben. Aber nicht wahr, das wissen Se, daß Sie jederzeit zur Ausbildung zu mir kommen können?"

„Ich komme nie wieder," zischte Toni, soweit sich dieser Satz bei Mangel an S-Lauten zischen läßt.

„Abwarten muß der Mensch," sagte Herr Goldberger und ging ruhig in die Kantine zurück. „Reif sein ist alles."

Bis Wannsee hatte Toni eine gelinde Wut. Zumal es ihr nicht gelungen war, Inge, die sie mit Mühe aus der Kantine herausgelockt hatte, zu bewegen, ihr zur Gesellschaft und zum Trost mit in die Stadt zurückzukehren.

Sie hatte sogar getobt; denn sie war allein im Coupé. Nicht so sehr über den Annäherungsversuch des Herrn Goldberger als über die Selbstverständlichkeit, mit der er

sie in die Rolle der Beleidigten gedrängt hatte, so daß sie jetzt allein nach Hause fahren mußte. Sie hätte gern noch eine Tasse Kaffee getrunken und ein Stück Kirschkuchen verzehrt; aber konnte sie hiernach wieder als Gast von Herrn Goldberger auftreten? Sie war wütend, nicht um des Kusses willen, den er ihr hatte versetzen wollen, sondern weil sie zwangsläufig sich hatte heroisch benehmen müssen.

In Wannsee blieb sie noch allein in ihrem Abteil; sie machte ein Gesicht, daß die anderen Fahrgäste schleunigst ein oder zwei Türen weitergingen. In Nikolassee aber erhielt sie Gesellschaft, sogar männliche. Ein junger Herr stieg ein, setzte sich ihr gegenüber, zog seinen Hut und sagte: „Guten Tag." Denn es war der Bankbeamte Neumann.

Toni sah ihn mit einem Blick an, als hieße er Goldberger. Der kam ihr gerade recht. Aber Fred Neumann machte ein so unentwegt liebenswürdiges Gesicht, daß ihr Zorn keinen Anhaltspunkt fand. Während sie Blitze schoß, fragte er höflich und bescheiden: „Wo kommst du denn her?"

„Aus Neubabelsberg," versetzte Toni rauh.

„Ach, von Inge," sagte der Bankbeamte.

„Nein, vom Filmen," knurrte Toni.

Herr Neumann machte ein erstauntes Gesicht, lächelte aber sofort wieder verbindlich: „Du tanzest nicht mehr?"

„Selbstverständlich tanze ich," sagte Toni abweisend. „Deswegen haben sie mich ja aufgefordert."

„Man hat dich aufgefordert?"

„Für einen Tanzfilm," stieß Toni heraus.

Fred nickte langsam: „Sehr interessant. Und das rentiert sich?"

„Ausgezeichnet," sagte Toni. Zugleich bekam sie eine neue Wut, weil ihr einfiel, daß sie infolge der Affäre mit Herrn Goldberger sich nicht einmal das Honorar abgeholt hatte, um dessentwillen sie doch die ganze Fahrt unternommen hatte.

Es wurmte sie, und sie konnte dieses Gefühl nur dadurch erträglich machen, daß sie dem Bankbeamten Neumann von ihren Erfolgen erzählte. Daß der Regisseur sie aufgefordert hätte, sie allein, sich von ihm privatim ausbilden zu lassen und die Leitung der ganzen Abteilung für modernen Tanz zu übernehmen.

„Sehr interessant," wiederholte der Bankbeamte Neumann. „Es freut mich aufrichtig, daß es dir so gut geht."

„Warum soll es mir nicht gut gehen? Du hattest wohl gedacht —"

„Ich hatte gar nichts gedacht," sagte der junge Mann.

Toni sah ihn mißtrauisch an. Ihr fiel die Unterredung zwischen Lützowplatz und Kurfürstenstraße ein und seine Drohung, er lasse sie nicht.

„Ja, ich bin ganz zufrieden," sagte sie, „es scheint, daß dies der richtige Weg für mich ist."

„Ist es nicht sehr anstrengend?" fragte Fred Neumann.

Sie neigte das Köpfchen: „Gott, weißt du, anstrengend ist es natürlich. Schon das 'raus- und 'reinfahren; aber man hat etwas zu tun und kommt weiter, und das ist doch schließlich die Hauptsache."

Fred nickte: „Wie kommst du denn mit den Leuten aus?"

„Sehr gut," behauptete Toni, jetzt langsam wieder den Zorn in ihre natürliche Überlegenheit abglättend; „sie sind alle furchtbar nett zu mir."

Er lächelte: „Das wundert mich nicht."

„Ach, Fred," sagte Toni und machte ein melancholisches Gesicht: „Wo sind wir denn eigentlich?" setzte sie hinzu und sah zum Fenster hinaus.

„Es kommt gleich Grunewald," gab Fred wieder einmal geographische Auskunft.

Eine Weile schwiegen sie; Toni summte im Takt der Räder die liebliche Melodie aus „Carmen" mit: „Liebst du mich nicht, bin ich entflammt," – „Wie geht es dir denn eigentlich?" fragte sie plötzlich.

„Danke," sagte der Bankbeamte Neumann, „noch habe ich zu tun."

„Was heißt noch?"

Fred lächelte: „Ja, weißt du, seit sie die Rentenmark erfunden haben, braucht man auf den Banken viel weniger Nullen zu schreiben als früher. Und infolgedessen braucht man viel weniger Kräfte, die dieses tun. Ganz abgesehen davon, daß inzwischen sehr viele Leute dahintergekommen sind, daß sie kein Geld mehr haben, und infolgedessen nicht mehr zu uns kommen."

„Ach, das bleibt doch nicht," sagte Toni.

„Es gibt Leute, die behaupten das Gegenteil," meinte der Bankbeamte Neumann. Er bewunderte seinen Mut.

Vor einem halben Jahr hätte er so viel Widerspruch bestimmt nicht gewagt.

„Da sind wohl viele bei euch entlassen?" fragte sie, als der Zug in Grunewald einfuhr.

Er nickte: „Man nennt das abgebaut. Es klingt hübscher."

Ein dicker alter Herr kletterte in das Coupé, gefolgt von einer dünnen alten Dame. Er setzte sich mißbilligend auf den Platz Toni gegenüber, sie dagegen nahm den Bankbeamten Neumann in Augenschein. Die Folge war, daß der Dialog bis Savignyplatz, wo die beiden langsam wieder hinausrollten, fast verstummte.

„Läßt du dich nicht mal sehen?" fragte Toni. „Du warst solange nicht da; Mutter hat schon gefragt."

„Ich fürchte zu stören."

„Ach wo," sagte sie, „komm ruhig; wir sind jetzt viel zu Hause. Es ist so langweilig. Auf Wiedersehn."

Sie reichte ihm die Hand. „Es wird dir auch gut tun. Ich weiß nicht, du bist so anders. Beinah als ob du Sorgen hast."

Fred, der aufgestanden war, schüttelte den Kopf: „Das sieht nur so aus. Ich freue mich, dich gesehen zu haben. Grüß deine Mutter und Eva."

Vom Fenster aus sah er ihr nach, bis sie an der Sperre zwischen den anderen Fahrgästen verschwunden war. Ohne sich noch einmal umgesehen zu haben.

Als Toni nach Hause kam, war die Schwester, um die Eva am Vormittag telephoniert hatte, soeben eingetroffen. Toni fand sie im Eßzimmer, wo Frau Amélie ihr die notwendigen Instruktionen gab.

Schwester Herta war eine kleine zierliche Frau mit dunklen Augen, dunklem Haar und ganz schwarzen, dichten Augenbrauen. Sie stammte irgendwo aus dem Süddeutschen, sprach ein Gemisch von Schwäbisch und Berlinisch, lachte gern und hatte die Fähigkeit, alle guten Ratschläge, die Verwandte der Kranken ihr gaben, mit freundlichem Lächeln in Empfang zu nehmen und fünf Minuten später ohne Rest vergessen zu haben. Sie hatte noch ihre Haube mit dem langen, blauseidenen Schleier auf dem Kopf: im übrigen trug sie ein einfaches, dunkles Mousselinkleid mit weißen Punkten, das bei ihr merkwürdigerweise ebenfalls äußerst vergnügt wirkte.

Frau Amélie hielt ihr gerade einen Vortrag über die Eigenheiten und besonderen Wünsche des Großvaters Josias. Daß er Käse nicht äße und rohen Schinken auch nicht, Wasser nur aus Weingläsern tränke und im übrigen zum Kaffee stets nur Zwieback, aber wirklichen Zwieback oder höchstens frischgerösteten Toast nähme. Daß er des morgens nie Tee tränke sondern Kaffee, weil er das von früher so gewohnt wäre, und daß zur Herstellung des Kaffees immer weiches Wasser genommen werden müßte, und wenn keins da wäre, so müsse etwas Natron in die Maschine getan werden, und dann nur leichte Speisen, hätte der

Doktor gesagt, und keine Aufregung, und zum zweiten Frühstück etwas Obst.

Hier machte sie eine Pause, weil ihr der Atem ausgegangen war, und diese Pause benutzte Schwester Herta, um mit einem sehr vergnügten Gesicht zu bekennen: „Gnädige Frau, seien Sie nicht bös: Morgen früh kommt der Doktor; von dem laß ich mir sagen, was sein darf und was nicht, und schreib's auf. Und sonst frag ich den alten Herrn und frag die Fräulein, und da wird schon nichts passieren. Dies macht Ihne doch bloß Müh, und ich bin dazu da, Ihnen die Müh abzunehme und nicht neue zu mache."

Frau Amélie hatte zuerst ein entrüstetes Gesicht machen wollen; jetzt glättete sie ihre Züge wieder. Diese Schwester Herta schien angenehmer, als sie gedacht hatte. Sie mochte den brünetten Typ im allgemeinen nicht, und Dialekt ging ihr auf die Nerven, mit Ausnahme natürlich des hamburgischen, der kein Dialekt, sondern das reinste Deutsch im ganzen Reiche war.

„Meine Tochter Toni," sagte sie infolgedessen vorstellend statt der anfangs projektierten Vorwürfe. „Nun, wie war der Tanz, mein Kind?"

„Ware Sie auf dem Tanzboden?" fragte Schwester Herta mit strahlenden Augen.

„Meine Tochter treibt rhythmische Gymnastik," korrigierte Frau Amélie, die durch Toni seit ihrer ersten Berührung mit dem modernen Tanz über dessen Kulturfunktionen aufgeklärt war.

„Ah so," sagte die Schwester, „davon versteh ich gar nix; aber 's muß sehr schön sein."

Toni musterte sachlich ihr Gegenüber. Etwa dreißig Jahre, taxierte sie, aber gut gehalten.

„Mein Mann tanzte auch so gerne," sagte die Schwester Herta zu Frau Amélie. „Ich bin natürlich wenig dazugekommen."

„Sie sind verheiratet?" fragte Frau Amélie, vor Erstaunen nur halblaut.

„Ich war verheiratet, gnä' Frau; ich hatte meinen Mann als Schwester im Krieg kenne gelernt. Nachher ist er in der Krim gefallen."

„Oh," machte Frau Amélie bedauernd.

„Ja," sagte Schwester Herta, „es war schade um ihn. Deswegen bin ich auch Schwester geblieben, und jetzt weiß ich schon gar nicht mehr, daß ich mal verheiratet war."

Damit stand sie auf und schob ihren Stuhl an den Tisch zurück: „Aber jetzt will ich zu dem alten Herrn gehen; schließlich haben Sie mich zu ihm geholt, und nicht dazu, daß ich Ihne meine Lebensgeschicht' erzähle."

Sie nickte Toni zu: „Wiedersehn," winkte kurz und war verschwunden.

Gleich darauf machte sie die Tür vom Gang her noch einmal auf: „Entschuldige Sie, vierte oder fünfte Tür?"

„Die fünfte," sagte Frau Amélie beschwörend, die vierte ist —"

„Ich kann mir denken," nickte Schwester Herta.

„Wie gefällt sie dir?" fragte Frau Amélie, als die Tür sich wieder geschlossen hatte.

„Weiß nicht," erwiderte Toni, „woll'n mal abwarten."

„Diese Personen haben alle so etwas Unpersönliches," stellte Frau Amélie fest.

„Hauptsache ist," meinte Toni, „daß Großvater sie mag. Ich glaube, dem wird sie ganz gut gefallen."

„Über die Jahre dürfte Großvater doch hinaus sein," äußerte Frau Amélie verweisend. Toni zuckte die Achseln.

Vom Korridor her klang gedämpft, ganz langsam, leises Klappern. Ohne Rhythmus, ohne Fluß, lauter einzelne, höchstens zwei oder drei kurze Klapplaute.

Toni horchte: „Was ist 'n das?"

Frau Amélie warf den Kopf zurück: „Das ist Evas neueste Marotte."

„Schreibmaschine?" fragte Toni interessiert.

Die Mutter nickte: „Ich möchte es ihr am liebsten untersagen. Was sollen die Leute denken?"

Toni interessierte eine andere Frage viel mehr. „Wo hat sie denn die Maschine her?" fragte sie.

„Gieseler hat ihr eine geliehen," antwortete Frau Amélie.

„Der braucht wohl keine mehr?" erkundigte sich Toni.

„Gott," sagte Frau Amélie, „heutzutage Architekt; der hat doch wirklich nicht viel zu tun, wenn er nicht gerade aufstockt."

Tack – tack – tack-tack klang es langsam, suchend, tastend über den Korridor.

„Das muß ich mir mal ansehen gehen," sagte Toni.

Zu derselben Stunde saß Heinrich Voßwinkel, die wohlgepflegten Glieder in einen ebenso gepflegten schwarz-

seidenen Hausanzug gehüllt, an seinem Schreibtisch und sah mit wehmütigem Blick den Diener Hohenberg an, der in respektvoller Entfernung, aber immerhin die Hand auf die Lehne eines Stuhls gestützt, zur Rechten des Schreibtisches sich erhob.

Der Diener Hohenberg schwieg, und Heinrich Voßwinkel machte eine Pause; denn jetzt kam das Unangenehmste in dieser bisher einseitig geführten Unterredung. Bisher hatte er erzählt, dem Diener Hohenberg ein ungeschminktes Bild der Lage gegeben, in die er durch die Einführung der Rentenmark, die Stabilisierung der Währung und das Aufhören des Lebens vom unterschiedlichen Dollarstand geraten war. Er hatte dem getreuen Gefährten seines eleganten Daseins sozusagen eine volkswirtschaftliche Vorlesung gehalten, am Beispiel seiner selbst die verheerenden Folgen von Inflation und Stabilisierung demonstriert. Jetzt war er an den Punkt gekommen, an dem es galt, aus diesen wirtschaftlichen Gegebenheiten die praktischen Folgerungen zu ziehen, oder einfacher ausgedrückt, er war an dem Punkt angelangt, an dem er dem Diener Hohenberg erklären mußte, daß er leider zu seinem größten Bedauern sich nicht mehr zu dem Kreis der Leute zählen dürfte, die in der Lage wären, ihr persönliches Geschick mit dem eines dienenden Begleiters von seinen, Eduards Qualitäten zu verknüpfen. Oder noch einfacher: er mußte dem Diener Hohenberg klarmachen, daß er ihn entlassen mußte. Und das war sehr peinlich.

Eduard schien dafür ein Gefühl zu haben, und im Banne des Ideals, unter das er sein Leben gestellt hatte,

in tiefstem Sinne vornehm, löste er seine Hand von der Lehne des Stuhls, betrachtete die wohlgepflegten Nägel und sagte, ohne den Blick von ihnen zu erheben: „Was werden nun alle diese Vorgänge im Leben des gnädigen Herrn für Folgen haben?"

Heinrich Voßwinkel empfand voll Dankbarkeit die Ebnung des Weges, die der Diener Hohenberg hier mit vollendeter Haltung vollzog. Er zuckte die Achseln: „Das kann ich noch gar nicht übersehen, Eduard; ich werde mich natürlich sehr einschränken müssen."

Eduard überlegte: „Werden der gnädige Herr die Wohnung halten können?"

„Das weiß ich noch nicht, Eduard, ich fürchte nein. Mein Vermögen" – dabei legte er die Hand wie in unwillkürlicher schmerzlicher Trauer auf ein Aktienpaket, das sauber gebündelt vor ihm auf dem Tische lag – „mein Vermögen ist so zusammengeschmolzen, daß ein Leben von Zinsen oder Renten ausgeschlossen ist. Das alles hier" – er wies auf die Papiere und Abrechnungen auf dem Schreibtisch – „reicht kaum hin, um ein Jahr so weiterzuleben wie bisher. Ich habe ja allerhand Sachwerte, Schmuck, die Wohnung und die Möbel; ich weiß aber nicht, ob andere Leute, selbst wenn es ihnen besser geht, gewillt sind, ihr Geld in meinen Sachwerten anzulegen. Ich fürchte –"

Er wollte eigentlich sagen: „Ich fürchte, daß wir uns trennen müssen." Oder vielmehr, er wollte, daß der Diener Hohenberg, nachdem er, Heinrich Voßwinkel, seine Furcht erklärt hatte, es übernehmen würde, seinerseits den Trennungsgedanken oder die Trennungsnotwendigkeit zu for-

mulieren. Aber der Diener Hohenberg tat dieses nicht. Er hatte die Betrachtung seiner Fingernägel aufgegeben und sich dafür mit beiden Händen auf die Lehne des Stuhls gestützt. Er sah seinen Herrn nachdenklich und überlegen an, und plötzlich sagte er: „Darf ich mir eine Frage erlauben?"

Heinrich Voßwinkel nickte. Und Eduard fragte: „Wenn der gnädige Herr alles zusammenrechnen, was an baren Mitteln vorhanden ist – wieviel kann das ungefähr sein?"

Onkel Heinrich sah den Diener Eduard ob solcher Indiskretion, die er bei ihm nicht gewöhnt war, ein bißchen erstaunt an. Hohenberg verstand diesen Blick und sprach weiter: „Ich bitte, diese Neugier zu entschuldigen. Mir geht ein Gedanke durch den Kopf. Der gnädige Herr haben gesagt, daß das Leben so wie bisher" – hier machte er eine ringsumher weisende Handbewegung – „nicht weitergehen kann. Es wird also nötig sein, etwas zu unternehmen, das dieses Weitergehen ermöglicht. Und ich habe da eine Idee."

Heinrich Voßwinkels Erstaunen wandelte sich in tiefe Verwunderung. Er hatte seit Wochen gerechnet, zusammengezählt und addiert und war sich dabei sehr tätig und sehr praktisch vorgekommen. Jetzt stand da drüben der Diener Eduard und sah all seine mühsame Arbeit sozusagen nur als Vorarbeit an. Heinrich Voßwinkel hatte gerechnet; Eduard kam mit Ideen. Ohne viel zu fragen, verkehrte er einfach das Verhältnis zwischen Herr und Diener in sein Gegenteil. Onkel Heinrich machte beinahe ein gekränktes Gesicht, denn er sah nur das Resultat und nicht, daß eigentlich er selbst diese Umkehrung vollzogen

hatte – erstens indem er arm geworden war, und zweitens indem er die Tatsache dieser Armut nebst volkswirtschaftlicher Begründung dem Diener Hohenberg ausführlich auseinandergesetzt hatte.

Eduard merkte von diesen Gefühls- und Gedankengängen seines Herrn und Meisters nicht das geringste. So sehr er seinem Ideal in den Formen und Gebräuchen der äußeren Vornehmheit auch nahegekommen war, so fern war seine Seele doch noch der Abgetrenntheit von aller rauhen Wirklichkeit, die das Endergebnis jeder angeborenen oder gar angezüchteten Vornehmheit ist. In dem Augenblick, in dem das solide Fundament der Vornehmheit zu wanken begann und diese sozusagen in der Luft hing, interessierten den Diener Hohenberg wie jeden gewöhnlichen das heißt unvornehmen Menschen zunächst einmal die Fundamente. Was half ihm die schönste Vornehmheit, wenn kein Geld für sie da war.

Von diesem Gesichtspunkt aus stellte er seine Frage, fing er an, von seiner Idee zu sprechen. Und im Banne dieser Idee entging ihm zum erstenmal seit Jahren eine seelische Regung seines Herrn, nämlich die ablehnende Haltung Heinrich Voßwinkels gegen die Führerstellung, die der Diener Eduard angesichts der Katastrophe sich anmaßte. Eduard hielt die Lehne des Stuhls in festen Händen, er sah seinen Herrn fragend und fordernd an, und Heinrich Voßwinkel blieb nichts übrig, als sich zuletzt von seiner trauervollen Verwunderung ab und den Zahlen auf seinem Schreibtisch zuzuwenden, um die Wißbegierde des Dieners Hohenberg zu befriedigen.

„Was hast du denn vor?" fragte er kraftlos indigniert, während er zwischen den Papieren auf dem Schreibtisch herumkramte.

Hohenberg senkte den Blick: „Ich sehe eine Möglichkeit, durch Beteiligung an einem Geschäft, das eine Zukunft hätte, eventuell die Mittel aufzubringen, die notwendig sind, um den Hausstand des gnädigen Herrn ohne allzu große Einschränkungen auf dem heutigen Stand zu halten. Ich selbst verfüge nur über den Einsatz meiner Person; wenn der gnädige Herr in der Lage und gewillt wären, die notwendigen Mittel aufzubringen, so ließe sich unter Umständen den Konsequenzen, von denen der gnädige Herr sprach, aus dem Wege gehen."

Die Folge dieser wohlgesetzten Rede war, daß Onkel Heinrich den Diener Eduard mit noch tieferer Verwunderung ansah; die weitere, daß dieser, allerdings auf eine Aufforderung seines Herrn, einen Stuhl an den Schreibtisch heranschob und in bescheidener Haltung gegenüber Heinrich Voßwinkel Platz nahm. Eine Unterhaltung hob an, die sich sehr wesentlich von ihren gewohnten Unterredungen unterschied — eine Unterhaltung kaufmännischer Art, in deren Verlauf aus dem Herrn langsam ein Geldgeber, aus dem Diener mehr und mehr ein Kompagnon wurde, bis sie sich zuletzt aufatmend in ihren Stühlen zurücklehnten und fast gleichzeitig wie aus einem Munde sagten: „Ich glaube, die Sache wird gehen."

Diese Übereinstimmung brachte dem Diener Hohenberg mit einem Schlage die Notwendigkeit zum Bewußtsein, den fast verlorenen Abstand zwischen ihnen wieder etwas

herzustellen. Er war sich noch nicht klar darüber, wie die bevorstehenden Veränderungen mit seinen Idealen von Vornehmheit in Einklang zu bringen sein würden; er war sich aber vollkommen klar, daß er, was auch käme, unentwegt die Fahne dieses seines Lebensideals hochhalten würde. Er erhob sich, er trug den Stuhl an seinen alten Platz zurück, er trat bescheiden wieder neben den Schreibtisch und sagte mit leichter Neigung seines Hauptes: „Ich möchte nicht verfehlen, meinen Dank für das Vertrauen, für die Auskunft und die eventuelle Hilfe des gnädigen Herrn auszusprechen."

Heinrich Voßwinkel nickte und begann, die Papiere zusammenzuräumen. Eduard verstand das Signal; er blieb noch einen Augenblick in abwartender Haltung stehen, bevor er fragte: „Sonst wäre weiter nichts?"

Onkel Heinrich schüttelte den Kopf. Der Diener Eduard ging. Als er aber in der Nähe der Türe angekommen war, sagte Heinrich Voßwinkel, ohne von seinen Papieren aufzusehen: „Sie könnten zum Abend etwas Bier besorgen. Ich bekomme wahrscheinlich Besuch."

Der Diener Hohenberg blickte auf die leicht über den Schreibtisch gebeugte Gestalt seines Herrn. Einen Augenblick länger, als es absolut richtig gewesen wäre, wartete er mit der Antwort; dann nickte er langsam ein-, zweimal und sagte, indem er sich zum Gehen wandte: „Jawohl, Herr Voßwinkel."

Denn der Abstand durfte auch wieder nicht zu groß werden. Schon wegen des gemeinsamen Geschäfts.

Abends kurz vor dem Essen kam der alte Familienarzt Doktor Laudon, um nach Josias Voßwinkel zu sehen. Er maß die Temperatur, ließ sich die Zunge zeigen, legte die Hand auf die Brust und auf den Rücken des Kranken, klopfte hier, klopfte da und verschrieb schließlich eine Medizin, dreimal täglich, vor allem abends. Und sie müsse gleich besorgt werden.

Es traf sich, daß niemand im Hause war. Eva war bei Remington, Toni machte Gymnastik; die Mädchen waren noch nicht heimgekehrt. Frau Amélie wollte zuerst die Rückkehr Fridas abwarten; aber da der Doktor es eilig machte, beschloß sie, sich zu opfern und selbst zur Apotheke zu gehen.

Sie gab das Rezept ab und fragte, wie lange die Herstellung dauern würde. „Eine Viertelstunde, gnädiges Fräulein," sagte der lange Apothekerjüngling mit freundlichem Lächeln.

Frau Amélie schwankte einen Augenblick zwischen einem liebenswürdigen Blick zum Dank für das gnädige Fräulein und einer hochmütigen Ablehnung zur Zurückweisung seines freundlichen Lächelns. Zuletzt ließ sie beides, sagte kurz „Adieu" und ging.

Draußen überlegte sie, ob sie nach Hause zurückkehren und das Mädchen zur Abholung des Präparates schicken sollte. Aber der Eindruck der liebenden, opferbereiten Tochter war größer, wenn sie nachher selbst atemlos mit der Medizin erscheinen und erzählen konnte, daß sie mindestens eine Stunde hätte warten müssen.

Sie beschloß daher, einen herbstlichen Spaziergang am Ufer entlang zu unternehmen und auf diesem Wege über ihr Leben, seine Aussichten und Möglichkeiten nachzudenken. Sie umwanderte den Lützowplatz, der, von wenigen Laternen verdunkelt, traurig dalag, sah die öde Lützowstraße entlang, in die gerade von der Potsdamer her eine einsame elektrische Bahn einbog, und wanderte schließlich, wie sie beschlossen hatte, langsam, in zeitgemäßen Gedanken an dem dunklen Wasser entlang und ärgerte sich über die vielen gelben Blätter, die niemand mehr von den Bürgersteigen und vom Asphalt entfernte.

Sie wollte bis zur Von-der-Heydt-Brücke gehen und dann umkehren; aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. An der Hohenzollernstraße kam mit langen, schwingenden Schritten eine männliche Gestalt von dem eisernen Steg der Lützowbrücke herab, ein Hut wurde von einem lockigen Haupt entfernt, das sich grüßend neigte, und eine sonore männliche Stimme sagte: „Guten Abend, gnädige Frau."

Frau Amélie sah etwas erschrocken auf. Als sie aber das Organ und seinen Träger erkannte, verflog ihr Schreck, sie hemmte den Fuß und blieb stehen; denn der da herunterkam, war Leonhard Liebe, der Dozent für Kephalometrie.

„Was führt Sie zu dieser abendlichen Stunde noch in die Einsamkeit?" fragte er besorgt, als sie ihm zum Gruß die Rechte entgegenstreckte.

Frau Amélie berichtete der Wahrheit gemäß, daß der Apotheker sie zu diesem abendlichen Weg gezwungen hätte.

„Apotheker?" fragte Herr Liebe, „ich hoffe, Sie sind nicht krank."

Sie schüttelte den Kopf; nein – sie besorge nur die Medizin für ihren Vater.

„Wie schön," sagte der Dozent. „Ich hoffe, Sie haben einen Homöopathen."

Frau Amélie versicherte, daß sie ihren alten Hausarzt bereits so lange hätten, wie sie in Berlin wohnten.

„Die Medizin ist so veraltet," erklärte Liebe. „All diese unnatürlichen Methoden der Chemie und des Schneidens; die Homöopathie ist noch das einzige, was in Frage kommt. Was fehlt Ihrem Herrn Vater?"

Frau Amélie bekannte etwas zögernd, daß sie es selbst nicht genau wisse. Er sei erkältet und habe sich den Magen verdorben.

Liebe lächelte überlegen. „Also ein ganz einfacher Fall: morgens blaue, zur Nacht weiße Elektrizität und dann eine Einreibung mit C 5 in der Magengegend. Ich bringe Ihnen morgen die Mittel, und in zwei Tagen ist Ihr Herr Vater wieder gesund."

Sie dankte; aber sie müsse nun einmal Rücksicht auf den Hausarzt nehmen.

Liebe zuckte die Achseln; wenn er ein vernünftiger Mann wäre, so müßte ihm nur daran liegen, den Patienten so schnell wie möglich wieder zu heilen. „Aber ich will mich selbstverständlich in niemandes Angelegenheiten hineindrängen."

Frau Amélie beruhigte ihn; so habe sie es nicht gemeint.

Er legte leicht beschwörend die Hand auf ihren Arm:

„Sie brauchen nichts zu sagen: Ich kenne Ihre Seele — das genügt."

Sie waren an der Von-der-Heydt-Brücke angekommen. Ein paar schon nicht mehr zweifelhafte männliche Gestalten hingen faul an der Ecke der Brückenbrüstung und starrten die beiden abendlichen Wanderer an.

„Ich glaube, ich muß umkehren," meinte Frau Amélie.

Liebe schlug vor, zum Rückweg die andere Seite des Kanals zu benutzen. Erstens sei es eine Abwechslung, zweitens sei der Weg ein bißchen länger, und drittens sei es sehr schön, jetzt abends den Blick auf das andere Ufer zu genießen.

Während sie unter den hohen, kahlen Kastanien einherschritten, suchte und fand der Dozent mit einem kühnen Sprung den Übergang von der Homöopathie zur Astrologie. Er begann von Frau Amélies Horoskop zu schwärmen, und daß er noch nie etwas so Schönes, Harmonisches gesehen hätte wie das Bild ihres Lebens und Wesens. Es habe etwas so Beruhigendes, in dieser Zeit einem Menschen zu begegnen, dem bestimmt sei, unberührt durch all dieses Wirrsal hindurchzugehen.

Frau Amélie konnte nicht hindern, daß dieses Bekenntnis, obwohl es eigentlich nichts Neues für sie enthielt, auf ihre Seele eine angenehm beruhigende Wirkung ausübte. Sie hob den Blick zu Liebe empor: „Sie meinen wirklich?"

Er lächelte: „Ich meine nicht nur, ich weiß."

„Aber es ist doch jetzt alles so anders geworden," sagte sie.

„Übergang," beruhigte der Dozent, „nur Übergang. Es wird alles wieder wie früher; man muß nur etwas

warten." Und dann lachte er sogar über ihre Unruhe: sie habe gar kein Recht dazu, denn sie sei in Harmonie mit dem Unendlichen.

Frau Amélie konnte sich bei der Harmonie nicht viel denken; aber sie fand es hübsch, daß sie darin war. Und es beruhigte sie sehr zu hören, daß die Sterne die augenblickliche Geldkalamität für nur vorübergehend hielten. Diese Mitteilung tat ihr so wohl, daß sie ihr Antlitz zu dem Dozenten emporhob und sagte: „Ich freue mich, Sie getroffen zu haben."

Liebe seinerseits fühlte sich dadurch zu einem tiefen Blick verpflichtet: „Daß Sie mir das sagen!"

Daraufhin fand Frau Amélie es geraten, ihre Augen von seinem Antlitz abzuziehen, zumal sie gerade in die Anlagen bei der kleinen Nymphe einbogen, die sich abends nicht durch allzu große Besuchtheit auszuzeichnen pflegen.

Leonhard Liebe aber schien gesonnen, seine Rede in Harmonie mit dieser abendlichen Einsamkeit zu bringen. Er versank in Erinnerungen, knüpfte an jenen unvergeßlichen Abend in der Scala an, da er sie zum ersten Male gesehen hätte, ohne zu ahnen, was diese Begegnung in sein Leben bringen würde. Seit jenem Tage sei alles anders geworden; er lebe wieder; er habe sogar Erfolge. Der Boden unter ihm sei geradezu elastisch, und er selbst komme sich vor wie einer, für den das Leben erst anfange, trotz seiner grauen Haare.

Sie waren an der dunkelsten Stelle des schmalen Weges angekommen, da wo er die Anlagen verläßt und an einer Mauer entlang zur Herkulesbrücke führt.

„Sie dürfen so etwas nicht sagen," wehrte Frau Amélie leise.

„Kränke ich Sie?" fragte er ebenso. „Sie können es ja wieder vergessen."

Frau Amélie hatte durchaus nicht die Absicht, es wieder zu vergessen. Sie hatte im Grunde auch nichts dagegen, daß Leonhard Liebe weitersprach.

Sie verstand nicht alles, was er sagte; aber sie fand, daß es hübsch klang, und dann war es so lange her, daß ein Mann neben ihr gegangen war, im Dunkeln, auf einem einsamen Pfad und ihr von solchen Dingen zu reden gewagt hatte. Die meisten pflegten sich dazu ihre Töchter auszusuchen und übersahen, daß Frau Amélie selbst auch noch große sehnsüchtige Jungmädchenaugen hatte. Nur Liebe hatte es gesehen, und darum ließ sie ihn reden. Sie sagte nichts; aber sie hörte zu. Wobei es ihr allerdings nicht unangenehm war, daß die einsame Laterne vor ihnen am Ende des Uferweges mit jedem Schritt näherkam. Gefühle sind sehr schön, aber eine gwisse Sicherung ist auch nicht zu verachten.

Und dann standen sie auf der Herkulesbrücke. Leonhard Liebe setzte mit einer großen Geste seinen Hut wieder auf und sah Frau Amélie tief in die Augen: „Wie dem auch sei, ich danke Ihnen."

„Wofür?" fragte sie schüchtern und ermutigend zugleich. Bis zur Apotheke konnte er ja ruhig weiterreden.

„Wofür?" fragte er lächelnd zurück. „Haben Sie wirklich keine Ahnung?"

„Einen Augenblick," sagte Frau Amélie und stieg die

Stufen zur Apotheke empor. Der Dozent sah ihr liebevoll nach.

Die Medizin war fertig; diesen Erfolg hatte Liebe mit seinem Umweg und mit seinem Gefühl immerhin erzielt. Frau Amélie bedankte sich lächelnd dafür.

Er lächelte ebenfalls: „Wie schön; aber nun müssen Sie mir noch erlauben, Sie bis zu Ihrem Hause zu geleiten. Vielleicht bringt das der Medizin weiter Glück."

Frau Amélie fügte sich gern diesem Aberglauben; man konnte nie wissen. Und Leonhard Liebe wandelte neben ihr durch die Schillstraße zur Kurfürstenstraße, und dann standen sie vor dem Hause 126c, das bereits verschlossen war; denn Niederstädt mußte um sieben Uhr ins Bett. Er zog seinen Hut und verneigte sich vor Frau Amélie. Sie reichte ihm die Rechte, in der Linken hielt sie vorsichtig die Flasche mit der Medizin. Er aber beugte sich nieder und drückte seine Lippen auf den leicht parfümierten Glacéhandschuh, der diese Rechte umschloß.

Dann richtete er sich straff empor, drückte kurz, aber inhaltsvoll den Glacéhandschuh und sagte noch einmal: „Dank und dem alten Herrn gute Besserung!"

Damit ging er. Frau Amélie aber fuhr mit dem Fahrstuhl leise summend zu ihrer Wohnung empor, und ihrer Seele war, als flöge sie nach Haus. Die Medizinflasche hielt sie dabei vorsichtig im Arm.

Josias Voßwinkel lag halb aufgerichtet in den Kissen, als Frau Amélie, die eingewickelte Medizinflasche stolz und zärtlich vor sich her tragend, ins Zimmer trat.

„Ich hoffe, ich komme nicht zu spät," sagte sie besorgt und sah nach ihrer Armbanduhr. „Ka Spur," erwiderte Schwester Herta, die am Fußende auf dem Bett des alten Herrn gesessen hatte, was Frau Amélie nicht ohne Mißfallen bemerkte. „Die Hauptsach' bei all so Zeug ist doch, daß der Doktor das Gefühl hat, er hat für 'n Apotheker auch was getan."

Diese Auffassung vom Zweck der Medizin wollte Frau Amélie noch weniger einleuchten als die homöopathischen Anmerkungen des Dozenten Liebe. Aber sie war nicht in der Stimmung, mit der Schwester über wissenschaftliche Fragen zu diskutieren, und so reichte sie ihr wortlos die seidenpapierumwickelte Flasche, trat zum Bett des alten Herrn und fragte mit möglichst viel sorgender Teilnahme in ihrer Stimme: „Nun, wie geht es dir, Vater? Ich hoffe, gut."

Josias nickte: „Ich danke, Kind, es geht ganz leidlich. Schwester Herta sorgt ausgezeichnet für mich."

Frau Amélie war noch umgeben von dem Nachhall der Worte vom Landwehrkanal; die Glorie eines großen Gefühls war über ihr, und so verspürte sie wenig Neigung, in die Niederungen des gewöhnlichen Daseins hinabzusteigen. Sie lächelte ein wenig schmerzlich und sagte: „Wie schön!" Erst als sie es gesagt hatte, kam ihr der Autor dieser hier nicht ganz passenden Interjektion zum Bewußtsein.

„Was ist schön?" fragte Großvater Josias prompt.

„Daß es dir gut geht, Vater," erwiderte sie leicht verwirrt.

Der alte Herr legte seine Hand auf Frau Amélies herabhängende Rechte: „Ich danke dir, daß du die Medizin besorgt hast; es war sehr lieb von dir. Hast du schon zu Abend gegessen?"

Sie schüttelte den Kopf: „Noch nicht, aber die Hauptsache ist, daß du deine Ordnung hast."

Josias nickte: „Die hab' ich. Dafür mach' ich euch Unordnung. Aber nun geh und iß; wenn ich etwas will, so besorgt es mir Schwester Herta."

In Frau Amélie wollte sich leiser Konkurrenzneid regen; aber ihre Seele war immer noch ein bißchen auf Reisen, und so brachte sie zu richtigen Repliken nicht die nötige Energie auf. Überdies fiel ihr ein, daß sie von Gestirns wegen zur Harmonie verpflichtet war, und was kann man gegen die Sterne.

Sie nickte also Zustimmung, lächelte freundlich, schüttelte dem alten Herrn die Hand und bemerkte: „Also auf Wiedersehen, ich komme nachher, dir gute Nacht zu sagen. Schlaf wohl."

Daß dieser letzte gute Rat in einem gewissen Widerspruch zu der Verheißung ihres Wiederkommens stand, störte sie nicht. Sie nickte der Schwester ebenfalls zu und verließ leise rauschend das Gemach.

Die Schwester Herta hatte die Medizinflasche, die Frau Amélie mit Liebe geholt hatte, ausgewickelt und trat, in der Rechten drohend einen Eßlöffel schwingend, an das Bett des alten Herrn. „Wollen wir das gleich jetzt erledigen?"

Josias sah auf: „Was steht denn drauf?"

„Dreimal täglich ein Eßlöffel, abends zwei," las die Schwester.

Josias Voßwinkel überlegte: „Wir machen es so: den einen Löffel geben Sie mir gleich. Dann kann ich mich ein Weilchen erholen, und kurz vor dem Einschlafen nehme ich den zweiten. Sollte ich aber schon eingeschlafen sein, so brauchen Sie mich deswegen nicht wieder zu wecken."

Schwester Herta sah den alten Herrn ein Weilchen aus ihren großen schwarzen Augen an; dann lachte sie: „Das ist sicher das beste."

Sie füllte den Löffel mit der bräunlichen Flüssigkeit und flößte sie Josias ein.

Der Alte schluckte und schüttelte sich. „Scheußlich," sagte er. Er rückte etwas in den Kissen empor: „Wissen Sie, was ich am liebsten möchte?"

Sie schüttelte den dunklen Kopf: „Keine Ahnung hab' ich."

„Am liebsten würde ich jetzt eine Flasche guten Burgunder trinken. Die anderen brauchten gar nichts davon zu merken."

Schwester Herta sah ihn nachdenklich an: „ Hat's der Doktor verboten?"

„Nichts hat er verboten," grollte Josias.

„Warum tun Sie es dann nicht?" fragte sie.

Er besah seine Hände, die knochig und dunkel auf dem weißen Bettuch lagen. „Es hat so seine Schwierigkeiten. Es ist nämlich keiner mehr da."

Schwester Herta lächelte: „Wenn das alles ist. Man kann doch welchen besorgen."

Der alte Herr wehrte ab: „Das möchte ich nicht gern. Es kostet Geld, und mit dem Geld ist das jetzt so eine Sache."

Die Schwester sah ihn verständnislos an: „Aber, Herr Voßwinkel, bei Ihnen?"

Josias nickte: „Ja, bei uns. Ich glaube, das Blättchen hat sich ein bißchen gedreht. Bei allen, die mal reich waren. Wir sind im Aussterben. Vielleicht lieg' ich darum im Bett."

„Haben Sie Fieber," fragte sie mitleidig, „daß Sie so reden? Ich versteh kein Wort."

„Das ist auch eine lange Geschichte," sagte Josias, „und keine hübsche. Und wenn ich Sie Ihnen erzähle, hören Sie womöglich auf zu lachen, und Burgunder krieg' ich doch keinen."

Statt zu antworten, summte die Schwester halblaut ein Stückchen Melodie vor sich hin. Josias hörte zu, dann begann er von neuem: „Einen Weg gäbe es doch."

Schwester Herta schwieg erwartungsvoll, so fuhr er fort: „Über uns wohnt ein Major Berecke, und bei dem Major wohnt ein junger Mann namens Hempel. Der hat mir neulich, als mein Wein zu Ende war, neuen angeboten, sogar auf Kredit. Wenn man zu dem ginge!"

„Das will ich gerne tun," sagte die Schwester.

„Die Sache ist nur die," bremste Josias.

„Nun?"

Er sah ein bißchen schuldbewußt aus: „Ich möchte nicht gerne, daß man Sie sieht."

Sie überlegte: „Gibt es eine Hintertreppe?"

„Gewiß," sagte Josias.

„Na also," antwortete die Schwester.

„Würden Sie das wirklich tun?"

„Aber gerne," sagte sie und erhob sich. „Ich bin in fünf Minuten wieder da."

Es war ihr Glück, daß sie ihre Taschenlaterne mitgenommen hatte, die sie noch vom Kriege her ständig bei sich trug; denn die Nachtbeleuchtung auf der Hintertreppe funktionierte natürlich wieder nicht, obwohl Fräulein Gutbier bereits mehrmals Niederstädt und den Hausverwalter gemahnt hatte. Ohne die Lichtquelle hätte sie weder das Türschild des Majors entziffern noch erkennen können, daß auf ihr Klingeln nicht ein weiblicher dienstbarer Geist, sondern eine männliche Gestalt jüngeren Alters im Türrahmen erschien und, geblendet von der Taschenlaterne, Gesichter schnitt.

„Kann ich Herrn Hempel sprechen?" fragte sie kurz, aber freundlich. „Ich komme vom alten Herrn Voßwinkel."

„Treten Sie näher," sagte der junge Mann, mit zugekniffenen Augen aus dem Blendkreis entweichend, „womit kann ich Ihnen dienen?"

„Sind Sie Herr Hempel?" fragte die Schwester.

„Der bin ich," sagte die männliche Gestalt, und dann wurde es mit einem Male hell; denn Herr Hempel hatte im Tasten den elektrischen Drehknopf gefunden und das Licht eingeschaltet.

Sie standen in dem gleichen langen Korridor wie der, durch den Schwester Herta unten zum Hinterausgang ge-

schlichen war. Herr Hempel schritt voran, an den vielen Türen zur Rechten entlang, deren eine er mit einladender Gebärde öffnete. Schwester Herta trat ein.

„Die Sache ist nämlich die," begann sie, als Hempel die Türe geschlossen hatte.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" sagte der junge Mann und zog einen Stuhl heran.

„Nein," sagte die Schwester, „ich habe keine Zeit. Ich möchte Wein von Ihnen."

Herr Hempel sah sie erstaunt an. „Burgunder," steigerte Schwester Herta.

Hempel schien etwas zu dämmern: „Für den alten Herrn?"

„Für den alten Herrn," bestätigte sie.

„Aber gerne," sagte er. Plötzlich jedoch stutzte er und betrachtete mißtrauisch die Berufskopfbedeckung seines Gastes: „Ist Herr Voßwinkel denn krank?"

„Ja," erwiderte Schwester Herta, „ich pflege ihn."

„Es ist doch nicht schlimm?" fragte der junge Mann besorgt.

Die Schwester schwieg ein Weilchen: „Lieber Herr, wenn einer so alt ist, kann das Kleinste schlimm werden, und ich weiß nicht, er gefällt mir nicht. Aber ich hoffe, ich täusche mich."

„Und nun möchte er gern Wein?" fragte Hempel weiter. Die Schwester nickte.

„Ich habe aber bloß Bordeaux. Und er trinkt nur Burgunder."

„Was machen wir da?" fragte Schwester Herta.

„Ich weiß," sagte er, „ich geh und hol' welchen, hier von der Ecke."

„Aber guten," verlangte sie.

„Das versteht sich," versicherte Herr Hempel.

In fünf Minuten war er zurück. Schwester Herta hatte kaum Zeit gehabt, die Bilder zu betrachten, die an den Wänden des mittelgroßen Zimmers hingen. Es waren fast durchweg Landschaften. Farbendrucke aus der Sächsischen Schweiz und dem Erzgebirge.

Hempel war etwas außer Atem; aber in jedem Arm trug er eine dickbäuchige Flasche. „Ich habe gleich zwei gebracht," sagte er, „man kann nie wissen."

Die Schwester nickte: „Was kostet der Wein?"

Hempel ergriff ein kleines Heft, das auf dem Schreibtisch lag. „Ich muß ihm doch meinen Preis anrechnen," sagte er verlegen. „Ich würd' ihn ihm ja gerne — —aber er will doch nicht."

Schwester Herta sah ihn ein paar Augenblicke an: „Er glaubt, daß er arm geworden ist."

Hempel nickte: „Wird er wohl auch sein."

„Das muß schwer sein," sagte sie.

Hempel zuckte die Achseln: „Er ist alt; für die anderen ist's schwerer. Und nun wollen wir den Wein auswickeln. Sonst glaubt er nicht, daß er von mir ist."

Sie taten es; dann geleitete er sie den langen, dunklen Korridor entlang zur Türe. Dort reichte sie ihm die Hand: „Ich danke Ihnen, Herr Hempel, auch für den alten Herrn."

Sie wandte sich zum Gehen.

„Sagen Sie man, die Flasche käme zwei Mark," sagte er hinter ihr her. Dann fiel die Türe ins Schloß.

Als Schwester Herta ins Zimmer trat, richtete sich der Alte noch etwas weiter auf seinem Lager auf: „Nun, wie war es?" fragte er gespannt.

Die Schwester hielt ihm schweigend die beiden Flaschen entgegen.

Sein Antlitz verklärte sich: „Zwei," sagte er — nichts weiter. Dann blickte er etwas unruhig suchend im Zimmer umher.

„Das werden wir gleich haben," bemerkte die Schwester.

Sie wandte sich zur Türe. „Aber auch zwei," sagte Josias mit erhobener Stimme.

Leise kam die Schwester wieder und trug, vorsichtig mit den Bodenflächen gegeneinander gedrückt, in der linken Hand zwei Weingläser.

Josias bekam träumerische Augen: „Richtige Burgundergläser," sagte er zärtlich. „Oh, Schwester Herta!"

„Alles, wie sich's gehört," lachte sie, und nun zeigte es sich, daß sie in der Rechten gleichzeitig einen Korkzieher verborgen gehalten hatte.

Der alte Herr aber erhob seine Linke und legte sie vorsichtig gegen den dunklen Leib einer Flasche. Dann nickte er befriedigt. „Stubenwarm, aus der Nähe des Ofens — gerade das Richtige."

Die Schwester zog sachverständig den Korken und schenkte ein. Großvater Josias trank vorsichtig einen langsamen, kleinen Schluck. Er machte eine Pause und trank noch einmal; dann hielt er das Glas etwas tiefer, betrach-

tete den Wein, nickte, zog die Lippen zusammen und sagte: „Ausgezeichnet! Also ganz ausgezeichnet!"

„Das freut mich," sagte Schwester Herta.

Josias probierte noch einmal: „Hat der Hempel Ihnen gesagt, was dieser Wein kostet?"

Sie überlegte: „Er sprach von zwei Mark, glaube ich."

Josias Voßwinkel lachte: „Das wollt ihr mir erzählen? D e r Wein? ..."

„Wo sind Sie zu Haus?" fragte er dann weiter.

„Vom Kaiserstuhl," erwiderte die Schwester.

„O Gott!" sagte der alte Herr und leerte sein Glas. Schwester Herta füllte es von neuem. Der Wein glühte im Licht der Stehlampe auf dem Nachttisch wie ein roter Rubin.

Der Alte betrachtete ein Weilchen den leuchtenden Schimmer auf seinem Bettuch: „Ich bin bloß in Hamburg geboren."

„Macht das was aus?" fragte die Schwester.

„Doch," sagte Josias. „Sie sind da zu Hause, wohin wir Sehnsucht haben. Und um das wir trinken müssen."

„Ach, lieber Herr Voßwinkel," sagte sie, „glauben Sie wirklich, daß wir keinen Wein trinken müssen?" Und sie sah mit großen Augen auf den dunkelroten Schimmer in seinem Glas, also daß der alte Herr weiter nichts zu sagen brauchte. Er entzog ihr nur den Zielpunkt ihres Blickes, indem er das Glas ergriff und leicht gegen sie erhob: „Schön ist der Wein; man müßte viel länger leben, um all das genießen zu können."

„Einmal oder zehnmal," sagte die Schwester, „das ist beinah gleich."

„Nein," widersprach Josias, „nein. Was wißt ihr denn, ihr Jungen? Es macht euch Spaß, und ihr nehmt, was euch Spaß macht. Aber um Wein und Menschen richtig zu nehmen, muß man alt sein und vielen Wein und viele Menschen erlebt haben. Ich denke manchmal, man müßte überhaupt viel älter werden. Hundert Jahre, zweihundert Jahre."

„Ich hätte nichts dagegen, Herr Voßwinkel," sagte sie.

„Wie lange sind Sie schon Schwester?"

„Seit zwölf Jahren," erwiderte sie.

„Und Sie sagen das?"

„Ja," antwortete sie und trank einen Schluck. „Es ist mir überall gut gegangen, und alles war gut und richtig, auch was nicht leicht war."

„Sie sind glücklich," sagte Josias Voßwinkel.

Schwester Herta sah ihn nachdenklich an: „Glücklich? Ich weiß es nicht. Es geht mir gut, und ich habe nichts zu klagen; aber Glück – das darf man wohl nur sagen, wenn es einmal ganz hoch mit einem geht."

Der Alte nickte: „Und dann braucht man keinen Wein mehr."

„Doch," behauptete die Schwester, „gerade. Da braucht man gerade Wein, damit's noch höher geht. Wo Glück ist, da darf man ruhig nachhelfen."

Josias lachte und trank: „Ach, liebes Kind, das muß sehr schön sein."

Die Schwester antwortete nicht. Es war still im Zimmer, man hörte nur die Atemzüge des alten Herrn, und über den Hof kam von weitem Klavierspiel. Irgendwo schlug eine Uhr.

Dann hob Josias Voßwinkel wieder den Kopf: „Ist es nicht manchmal schwer, so tagaus, tagein für andere arbeiten zu müssen?"

„Nein," sagte sie, „das ist sogar gut. Gewiß, wenn man sich mit den Leuten herumärgern muß, und nichts ist ihnen recht, dann bekomme ich auch eine Wut. Aber zuletzt macht es doch nichts, weil es die Sicherheit gibt."

„Wieso Sicherheit?" fragte Josias. „Schenken Sie sich, bitte, ein."

„Gerne," sagte Schwester Herta. Sie behielt das Glas in ihrer Hand: „Wieso Sicherheit, fragen Sie? Das ist doch sehr einfach. Weil ich einen Beruf habe."

„Aber Sie könnten doch verheiratet sein," meinte Josias.

Sie schüttelte energisch den Kopf: „Die Sicherheit ist nicht mehr die richtige. Ich war verheiratet, und es war sehr schön. Dann starb mein Mann, und was blieb? Der Beruf, sonst nichts. Er ist die einzige Sicherheit. Nicht bloß die äußere. Ich meine die andere, die richtige."

„Das verstehe ich nicht ganz," sagte Josias.

„Ich meine es so: früher, da hatten nur die Männer einen Beruf, und die Frauen liefen nebenher und wurden geheiratet; und wenn sie nicht geheiratet wurden, wurden sie Tanten oder Lehrerinnen oder gingen ins Kloster. Heute geht das nicht mehr. Heute ist Leben ohne Beruf nicht mehr

richtiges Leben, verstehen Sie? Die Menschen, die irgendwo arbeiten, die einen Beruf haben, auch die Frauen, können sich untereinander verständigen, weil sie die Sicherheit haben zu leben. Die anderen können das nicht, und mit denen kann man's nicht."

Josias Voßwinkel betrachtete nachdenklich sein Weinglas: „Sie werden wohl recht haben; aber ist das nicht eigentlich schrecklich?"

„Nein," sagte die Schwester Herta, „schrecklich ist nur, daß die Leute oft so ausgenutzt werden und den ganzen Tag eingesperrt sind und nicht hinauskommen. Aber daß sie arbeiten, das ist richtig, vor allen Dingen bei den Frauen. Denn nur, wenn sie das tun, lernen sie wirklich untereinander zusammenkommen und auch mit den Männern."

Sie lachte kurz, und er sah sie fragend an. „Glauben Sie, Herr Voßwinkel, ich könnt' mit Ihnen hier so sitzen und reden, wenn ich nicht Arbeit und Beruf hätte? Sie würden gar nichts mit mir anfangen können."

„Ich fürchte, Sie haben recht," sagte Josias.

„Warum fürchten Sie das?" fragte sie zurück.

„Es gibt so viele ohne Beruf und Arbeit," antwortete er langsam.

„Die sind schlimm dran," gab sie zu. „Sie leben nicht mehr, und das ist eigentlich das Böseste. Ihr Wohl, Herr Voßwinkel!"

Josias stieß mit ihr an, dann lachte er: „Merkwürdige Unterhaltung für eine Krankenschwester und ihren Pflegling."

Die Schwester gab keine Antwort. Sie sah vor sich hin

und summte versonnen eine Melodie; zuletzt sang sie sogar halblaut den Text: ‚Noch sind die Tage der Rosen'.

„November, November," sagte Josias.

„Ach was," protestierte Schwester Herta; „ob Mai, ob November, das ist ganz gleichgültig; die Hauptsache ist, daß man lebt."

Josias sah sie mit unverhohlenem Wohlgefallen an. „Alles andere ist wirklich Unsinn. Kaffee und Reputierlichkeit, Zehnzimmerwohnung und standesgemäßes Dasein — das einzige, was da hilft, ist das hier." Und er leerte wieder sein Glas.

„Sind Sie einmal am Rhein gewesen?" fragte er nach einem Weilchen.

Sie lachte: „Herr Voßwinkel, ich bin vom Kaiserstuhl!"

„Verzeihung," sagte Josias, und dann blickte er zur Seite und lachte: „Schwester Herta, ich glaube, die Flasche ist leer."

„Oh, Herr Voßwinkel!" sagte sie vorwurfsvoll.

„Ich habe nicht mehr viel Zeit," entschuldigte sich Josias, und dann bat er: „Kommen Sie, machen Sie die andere auch noch auf."

Einen Augenblick zögerte sie: „Wird das nicht zu teuer?"

Da mußte Josias lachen: „Die Sorge um die zwei Flaschen will ich gerne anderen überlassen."

Und die Schwester Herta gehorchte und zog mit kundiger Hand den Korken auch aus der zweiten Flasche. Sie füllte die Gläser und setzte sich wieder zu Josias Voßwinkel auf das Lager, und sie redeten weiter von diesem und jenem, und schließlich ergriff der alte Herr die Hand der jungen

Frau, und sie ließ sie ihm ruhig. Er erzählte von seiner Kindheit und von seinen Wanderfahrten, wie er mit Luischen seine erste Reise rheinaufwärts und über die Alpen nach Italien gemacht hatte, wie er in Burgund gewesen wäre und den guten Wein an der Quelle kennen und lieben gelernt hätte. Von Hamburg und von Westindien und von seinem ganzen Leben sprach er, und sie saß und hörte zu, und dann und wann stießen sie an und tranken.

Allmählich stieg eine feine Röte in die Wangen des alten Herrn. Er rückte etwas weiter in die Kissen hinauf und sagte: „Beinahe fünfundsiebzig Jahre bin ich alt geworden, und ich muß schon sagen, es hat sich gelohnt! Ich habe oft geschimpft und bin schlechter Laune gewesen; ich habe unrecht gehabt. Es konnte eigentlich nicht besser sein."

Schwester Herta lächelte; Josias aber räusperte sich, und auf einmal begann er zu singen. Er sang nicht schön, aber rauh, wenn auch gedämpft, während seine beiden Hände die Rechte der jungen Schwester hielten; und wie es sich von selbst versteht, geriet er wieder ins Geistliche und in sein Lieblingsgebiet, die Psalmen. Erst probierte er hier und probierte da, dann aber hatte er das Richtige gefunden, und nun begann er aus vollem Herzen: „Das Los ist mir gefallen aufs Lieblichste; mir ist ein schön Erbteil geworden. Darum freuet sich mein Herz, und meine Ehre ist fröhlich; auch mein Fleisch wird sicher liegen. Du tust mir kund den Weg zum Leben, vor Dir ist Freude die Fülle und lieblich Wesen zu Deiner Rechten ewiglich."

Er sang seinen Psalm wie immer nach einer Melodie, die er sich selbst zurechtgemacht hatte; aber die Schwester

Herta verstand ihn doch, und sie sang, leise die Worte summend, wie eine hohe, silberne Begleitung die Weise mit. Und wenn er eine Pause machte, nickte er ihr zu. Und als von den Tönen angelockt, die schließlich doch über den Korridor drangen, Luischen leise ins Zimmer trat, da erblickte sie auf dem Nachttisch zwei leere Flaschen und neben dem Kranken eine dunkle Silhouette, und von den beiden kam der feierlich zweistimmige Gesang.

Aber es mußte etwas im Singen des Großvaters Josias sein, das Luischen milde stimmte. Sie kam wohl an das Bett heran; aber sie machte keine Anmerkung, sondern stand ganz ruhig und wartete. Und als die junge Frau ihre Hand aus den Händen des alten Herrn zog und aufstehen wollte, da schüttelte sie den Kopf und berührte nur leicht mit der Linken ihre Schulter, was zu deutsch soviel hieß wie: bleiben Sie ruhig sitzen.

Als aber der Psalm zu Ende war, erhob sich Schwester Herta doch. Luischen indessen sagte nur, ganz leicht ihren Kopf schüttelnd: „Josias, Josias!"

Der alte Herr sah sie freundlich an: „Luischen, einmal mußte ich noch sagen, wie wohl ich mich auf dieser Welt gefühlt habe. Ich hoffe, du hast nichts dagegen."

Und nun geschah das zweite Wunder: Luischen hatte nichts dagegen. Sie nickte: „Ich wollte dir nur gute Nacht sagen, Josias."

Sie schwieg ein Weilchen, dann meinte sie: „Du scheinst dich mit der Schwester sehr gut zu vertragen."

Sie sagte es durchaus freundlich und wandte sich sogar in der Absicht einer Anerkennung nach Schwester Herta

um; aber die war leise und unauffällig aus dem Zimmer gegangen und hatte die Alten allein gelassen.

Luischen stand immer noch neben dem Bett des alten Herrn. Auf einmal lächelte er: „Willst du dich etwas zu mir setzen?"

Und da geschah das dritte Wunder: Luischen protestierte nicht, sondern setzte sich auf den Platz der Schwester, und Josias nahm ihre Hand wie vordem die der jungen Frau und sagte: „Weißt du, Luischen, wenn ich heute noch einmal anfangen müßte, ich würde alles genau so leben; denn alles war gut und alles war schön. Bloß das mit den letzten Jahren, da weiß ich nicht mehr recht."

„Wieso, Josias?" fragte Luischen ruhig.

Der alte Herr wandte den Kopf zur Seite und sah in das Licht: „Wir haben es ja früher alle so gemacht, und im Krieg ging es wohl auch nicht anders; aber genau genommen war ich doch überflüssig geworden, seit ich zu arbeiten aufgehört habe."

„Aber Josias," sagte die Großmutter, „du hattest es doch nicht mehr nötig."

„Doch, Luischen," erwiderte er. „Ich hatte es nötig. Die Schwester hat ganz recht; man lebt nicht mehr, wenn man aus der Arbeit heraus ist. Und darum habe ich mich ja auch an den Burgunder gehalten und an den Skatabend. Aber zuletzt" – und er lachte ein bißchen –, „zuletzt war auch das alles sehr schön."

„Siehst du," sagte Luischen, „es sind alles bloß Einbildungen."

Josias sah sie an: „Kaffee en gros und fünfundsiebzig

Jahre, drei Kinder und Enkel, Krieg und Frieden und eine Revolution auch noch dazu: ich denke, es ist genug. Luischen, Luischen, du hast es, glaube ich, nicht immer leicht mit mir gehabt; aber du hast es immer sehr gut gemacht."

„Jetzt redest du wieder Unsinn, Josias," widersprach Luischen, „weil du wieder Burgunder getrunken hast."

Er aber schüttelte den Kopf: „Es ist schon so. Ich hab' mich manchmal überheblich für den Besseren gehalten; aber zuletzt hab' ich doch nur von den Renten gelebt, und du hast die Arbeit gehabt. Du brauchst dir ja nur Heinrich und Otto und die Kinder anzusehen."

„Ich glaube wirklich, du hast zuviel getrunken," meinte Luischen.

Josias aber legte sich in den Kissen zurecht und sagte: „Nein, aber ich bin müde. Du hältst es länger aus, und das ist auch richtig. Gute Nacht, Luischen."

Damit drückte er ihr noch einmal die Hand, sah sie freundlich an, legte den Kopf zur Seite und schlief ein.

Als bald darauf Schwester Herta leise wieder hereinkam, erhob sich Luischen und legte leicht den Finger vor den Mund: „Er schläft."

Schwester Herta nickte, geleitete die alte Dame zur Türe und machte hinter ihr zu. Und dann setzte sie sich an das Bett von Josias Voßwinkel und betrachtete lange das ruhige Gesicht des Schlafenden und mußte wunderlicherweise dabei immer an ihren Vater denken.

Josias erwachte aus diesem Schlaf nicht mehr. Als am Morgen der Doktor Laudon kam, konnte er nichts weiter tun, als behördlicherseits feststellen, daß der Rentier Josias Voßwinkel im Alter von fast fünfundsiebzig Jahren in der Nacht an einem Herzschlag verschieden sei.

Es gab die übliche Aufregung, das übliche Hin und Her, bis Onkel Otto erschien und die Leitung übernahm. Er war zwar böse mit Frau Amélie, aber Josias war sein Vater, und so gehörte er mit dazu, zumal Onkel Heinrich den rauhen Anforderungen des Lebens in solch einer Situation selbst mit Unterstützung des Dieners Hohenberg nicht gewachsen war. Otto erledigte alles geräuschlos und geschäftsmäßig, er telephonierte ein paarmal, machte ein paar Besuche und sorgte so dafür, daß Josias Voßwinkel ordnungs- und standesgemäß nach der üblichen Zeit seine letzte Fahrt antreten konnte.

Es war ein milder, leicht verschleierter Tag, als sie den alten Herrn nach der Bergmannstraße hinausfuhren; und es war alles, wie es in guten Familien bei solchen Anlässen immer zu sein pflegt. Frau Amélie weinte, und die Mädchen fuhren sich mit den Taschentüchern über die Augen; der Pfarrer sprach von dem reichen Leben und Wirken des Toten, und dann kamen die Träger, und Josias Voßwinkels sterbliches Teil wurde dem freundlichen märkischen Sandboden übergeben.

Frau Amélie fuhr mit Toni, Onkel Heinrich und Onkel Otto im Wagen zurück, Eva wollte zu Fuß gehen. Als sie

sich gerade zum Gehen wandte, stand auf einmal klein und bescheiden Niederstädt neben ihr. Er hielt noch immer seinen Kranz, als wollte er warten, bis das Grab Josias Voßwinkels fertig war, und ihm dann selbst seine Gabe hinlegen. Er sah Eva schüchtern an und hob seine Hand, als wollte er sie ihr hinstrecken, aber er ließ es wieder und sagte nur: „Er war ein guter Herr, der alte Herr."

Eva wollte etwas erwidern, aber dann konnte sie nur nicken. Frau Luise jedoch, die schwarz und rund und feierlich daneben stand, stellte fest: „Du hast ihn ja garnich gekannt, Niederstädt." Er wagte nicht zu widersprechen; aber jetzt war es Eva, die ihm die Hand hinstreckte, wenn sie auch nichts dazu sagte.

Als sie zu Hause ankam, war dort großer Familienrat. Um den langen Tisch im Eßzimmer, über dem schon der Kronleuchter brannte, saßen unter dem Vorsitz von Onkel Otto die übrigen Mitglieder der Familien Jordan und Voßwinkel: Großmutter Luischen, Frau Amélie und Toni sowie Onkel Heinrich. Man hatte sich von den Aufregungen des Nachmittags bei Tee und etwas Gebäck erholt, um dann in eine Erörterung der durch den Tod des alten Herrn geschaffenen Lage einzutreten.

„Gut, daß du kommst," sagte Onkel Otto. „Es ist am besten, wenn du alles gleich mit anhörst."

„Ich weiß nicht, was da viel zu reden ist," sagte Luischen, die hager und aufrecht auf ihrem Stuhle saß. „Josias hat ein Testament hinterlassen, wonach ihr erbt und ich, solange ich lebe, die Nutznießung des Vermögens habe."

Onkel Otto zog mit seinem Zeigefinger allerhand Linien im Muster der Tischdecke nach: „Das ist richtig, Mutter, aber wir werden eines feststellen müssen. Wieviel nämlich von dem Vermögen noch übrig ist."

Luischen zuckte die Achseln: „Ich kann dir ja ein Verzeichnis der Papiere geben," sagte sie fast etwas böse.

„Das meine ich nicht," antwortete Otto freundlich, „wir müssen wissen, wieviel die vorhandenen Papiere wert sind."

„Josias hat sich mit etwa achthunderttausend Mark Vermögen zur Ruhe gesetzt," sagte die Großmutter kühl.

„Das war vor dem Kriege, liebe Mutter," entgegnete der Sohn sanftmütig.

„Geld ist Geld," stellte Luischen ablehnend fest.

Otto Voßwinkel senkte den runden Kopf: „Wollte Gott, daß du recht hättest. Aber das war einmal. Heute ist Geld nur noch Papier. Vor allen Dingen unser Geld."

„Ihr tut ja gerade so, als wären wir arme Leute geworden," sagte Frau Luischen erbittert.

„Das gerade nicht," suchte Onkel Otto zu besänftigen. „Aber wir wollen einmal feststellen, was du besitzest."

„Ich sage ja, ich will dir das Verzeichnis geben," wiederholte sie hartnäckig.

„Ich danke dir, Mutter, wir wollen dann einmal die Sachen in Goldmark umrechnen."

„Meinetwegen," sagte sie ungeduldig. „Davon verstehe ich nichts; aber ich begreife nicht, wie ihr an diesem Tage mit solchen Dingen kommen könnt. Das hat doch Zeit."

Otto Voßwinkel atmete tief: „Wir könnten es ja auch

morgen tun, aber heute sind wir alle beisammen, und einmal muß es sein."

Frau Luise Voßwinkel erhob sich und ging aufrecht hinaus.

„Es wird schwer halten, ihr das begreiflich zu machen," sagte Onkel Otto. Heinrich Voßwinkel nickte: „Aber wir wenigstens müssen es übersehen."

Frau Amélie, die bisher in sich und ihren Schmerz versunken dagesessen hatte, hob den Kopf: „Seht ihr die Dinge auch nicht zu schwarz?"

„Leider nicht," erwiderte Otto freundlich. „Ich für meine Person habe Bilanz gemacht und bin zu dem Ergebnis gekommen: ‚Aus'."

„Was heißt ‚Aus?'" fragte Frau Amélie klagend.

„Alle," sagte Onkel Otto, „oder wenn du's noch deutlicher haben willst: pleite!"

Amélie verzog schmerzlich das Gesicht: „Aber wie ist denn das möglich? Hast du so schlecht gewirtschaftet?"

Er lachte: „Nicht schlechter als alle; ich habe von Illusionen gelebt, das heißt von Aktien. Jetzt ist die Realität wiedergekommen, das heißt die Rentenmark. Und da haben sich die Illusionen verflüchtigt."

„Schrecklich," flüsterte Frau Amélie. „Was wirst du denn nun machen?"

„Das weiß ich noch nicht," antwortete er. „Eine Stellung suchen, irgend etwas. Es geht vielen so. Wie ist es denn mit dir?"

„Mit mir?" fragte sie erschrocken. „Wie soll es mit mir sein?"

„Ich meine, du hast doch auch von Differenzgewinnen und Aktienverkäufen gelebt."

Frau Amélie bestätigte dies. – „Und wieviel ist dabei übriggeblieben?" fragte er.

„Ich weiß es nicht," bekannte sie.

Onkel Otto zog wieder Muster in die Tischdecke: „Entschuldige eine Frage: wovon lebst du denn? Solch ein Haushalt verlangt doch täglich Geld."

„Ich habe Aktien beliehen," gab sie Auskunft; „es kann doch nicht immer so weitergehen; mal muß doch wieder Ordnung werden."

„Wer hat dir das gesagt?" fragte Otto Voßwinkel.

„Heinrich hat es gesagt; ein Bankdirektor hat es ihm selbst erklärt."

Onkel Otto sah Onkel Heinrich, Onkel Heinrich Onkel Otto an. Sie sagten beide nichts und zogen gemeinsam Muster in die Tischdecke.

Luischen kam mit einem großen Bogen zurück, den sie mit beleidigter Geste ihrem jüngsten Sohn übergab, und dann begannen Otto und Heinrich mit Hilfe eines Kurszettels und eines Bleistiftes zu rechnen. Das dauerte ziemlich lange. Als sie fertig waren, verlangten sie auch von Frau Amélie ein Verzeichnis ihrer Papiere, und dann fingen sie von neuem an, Notizen zu machen und zu rechnen.

Das dauerte noch eine ganze Weile. Als sie endlich aufsahen, hatten sie ernste Gesichter bekommen, stützten die Häupter in die Hände und schauten einander schweigend und nachdenkend an.

„Also was habt ihr herausgebracht?" fragte schließlich Frau Luischen.

„Ja, liebe Mutter," antwortete Onkel Otto, „Vaters Vermögen ist durch die Inflation und anderes erheblich eingeschmolzen; aber ich hoffe, wenn man es vernünftig anfängt, wird noch immer genug übrigbleiben, daß du dir keine Sorgen zu machen brauchst."

„Ich denke auch gar nicht daran," erklärte Luischen, „von euren neumodischen Einrichtungen verstehe ich nichts und will ich nichts verstehen. Ich weiß, daß ich Josias eine Mitgift von fast einer halben Million mitgebracht habe, und daß er von Voßwinkel & Co. beim Verkauf eine noch viel größere Summe ausgezahlt bekommen hat. Das Geld ist gut angelegt, und da mögt ihr rechnen, soviel ihr wollt: für mich werden die Zinsen schon reichen."

„Sicher," sagte Onkel Otto. „Und dann sind wir ja auch noch da. Aber willst du dich nicht lieber etwas hinlegen? Ich meine, dies alles muß dich doch heftig angestrengt haben."

„Das hat es auch," antwortete Luischen. „Und wenn ihr so redet, verstehe ich nichts, und das macht mich immer am müdesten. Adieu, meine Lieben."

Damit ging sie. Als sie die Türe hinter sich geschlossen hatte, sah Onkel Otto seine Schwester eine Weile an, und dann sagte er: „Fünftausend."

Ihr Blick blieb verständnislos.

„Fünftausend," wiederholte Otto Voßwinkel.

Sie begriff wieder nicht.

„So viel hat Vater hinterlassen – nach diesen Auf-

stellungen hier. Abgesehen von Kleidern, Möbeln und sonstigen Sachwerten."

Frau Amélie sah ihn fassungslos an: „Aber das ist ja unmöglich."

„Leider nicht," sagte Otto Voßwinkel, „und weißt du, wieviel du besitzest?"

Frau Amélie drückte beide Hände leidend gegen die Ohren.

„Alles in allem zwölfhundertunddreiundachtzig Rentenmark," klang die unbarmherzige Stimme des Bruders.

„Das ist Wahnsinn," behauptete Frau Amélie und ließ die Hände sinken. „Wie soll man denn davon leben?"

„Das ist das Problem," bestätigte Onkel Otto. „Tröste dich mit mir; ich habe nicht viel mehr."

„Ich auch nicht," schloß sich Onkel Heinrich an.

„Aber das muß doch wieder anders werden!" stöhnte Amélie.

Otto Voßwinkel schüttelte den Kopf: „Ich glaube nicht. Es ist schon zu lange, daß die Sache steht. Und vor allem, wir können nicht darauf warten. Ihr müßt euch jetzt klar werden, was ihr tun wollt."

„Was sollen wir denn tun?" fragte sie fassungslos.

Onkel Ottos Blick traf Evas Augen. Sie sah ihn gespannt, sehr ernst an. Er hielt ihren Blick ein Weilchen fest, dann sagte er sachlich: „Zunächst könnt ihr ja euer Silber zusammensuchen und verkaufen; den Metallwert bekommt ihr sicher und könnt euch damit bis zur Umstellung eures Lebens helfen."

„Ach ja," sagte Frau Amélie erleichtert, aber Eva schüt-

telte den Kopf: „Dabei wird nicht mehr viel herauskommen. Den größten Teil des Silbers hat Mutter im vorigen Jahr verkauft und in Aktien angelegt. Es käme höchstens der Schmuck in Betracht."

„Ausgeschlossen!" protestierte Frau Amélie, „ich kann mich doch nicht entblößen. Ich soll wohl wie eine arme Frau herumlaufen!"

„Da du eine geworden bist," äußerte Onkel Otto milde, „so wird dir wohl nicht viel anderes übrigbleiben."

„Aber wo ist denn all mein Geld geblieben?" schrie Frau Amélie. „Ich hatte es doch, und ich habe doch ganz bescheiden und vernünftig gelebt."

„Es hat sich verflüchtigt," sagte Otto Voßwinkel. „Tröste dich, du bist nicht die einzige."

Dann wandte er sich wieder zu Eva: „Wie denkst du dir die Sache?"

Sie überlegte: „Das beste wäre vermieten –"

„Unsinn," fiel Frau Amélie ein, „das hat gar keinen Zweck mehr; seit wir diese scheußliche neue Mark haben, will kein Ausländer mehr hier wohnen. Johannson hat auch zum Ersten gekündigt."

„Es gibt ja auch Inländer," meinte Onkel Heinrich. Worauf Frau Amélie bemerkte: „Ich soll wohl möblierte Wirtin werden?"

„Ich denke so," fuhr Eva fort, „die Wohnung besteht aus zwei Hälften; die Vorderzimmer lassen sich gut abgeschlossen als selbständige Wohnung vermieten. Dabei kommt allerhand heraus."

„Und wo sollen wir wohnen?" schrie Frau Amélie.

„Wir behalten die hinteren Zimmer, Mama," sagte Eva.

„Ich soll wohl meine Gäste über die Hintertreppe kommen lassen?" höhnte die Mutter.

Eva zuckte die Achseln: „Wenn das das Schlimmste wäre!"

„Immerhin," sagte Onkel Otto, „die Wohnung ist jetzt dein Kapital, mit dem mußt du arbeiten. Aber das reicht nicht. Ihr seid vier Menschen, die Miete wird sehr bald erheblich steigen, so daß ihr von dem, was ihr für die Wohnung vorne bekommt, bestenfalls frei wohnt. Jetzt fragt sich's, wovon ihr leben wollt."

„Otto, du bist gräßlich," äußerte Amélie empört.

„Das war ich immer," gab er zu, „aber darum handelt es sich jetzt nicht. Es fragt sich, wovon ihr leben wollt; denn auch Schmuck hält nicht ewig vor."

„Ich bin dabei, Schreibmaschine und Stenographie zu lernen," erklärte Eva, „der Kurs ist bald zu Ende. Ich suche mir dann eine Stellung."

Otto Voßwinkel nickte: „Du wirst schwer eine bekommen; aber es ist wenigstens ein Weg. Und du?" wandte er sich an Toni, die bisher schweigend den Verhandlungen zugehört hatte.

Sie sah ihn ein bißchen befangen an; denn sie mußte an Heringsdorf denken und an den Abend im „Walfisch". „Ich gehe zum Film."

„Ich denke, du tanzest?" fragte er.

„Das war die Vorbildung," antwortete sie.

„Hast du denn Beziehungen?" fragte mißtrauisch der Mann des Geschäfts.

„Ich kenne Goldberger," sagte Toni halblaut.

Onkel Otto wiegte den Kopf: „Das läßt sich hören."

Dann faltete er den Zettel zusammen, steckte seinen Bleistift in die Tasche, sah Onkel Heinrich an und sagte: „Dieses wäre klar. Ob es geht, müssen wir abwarten; aber so könnte es gehen. Was wird denn aus dir?"

Onkel Heinrich zog die Schultern hoch und ließ sie wieder fallen: „Ich weiß es nicht. Vielleicht kaufe ich mir einen Zigarrenladen oder so etwas."

Otto Voßwinkel nickte: „Geht auch. Eduard hast du schon entlassen?"

„Noch nicht," antwortete der Bruder.

Otto schien noch etwas einzufallen: „Die Testamentseröffnung wollen wir abwarten. Die Möbel und die anderen Sachen bleiben selbstverständlich hier. Das Geld legen wir, so bald das geht, für Mutter sicher an. Ihr die Situation klarzumachen ist unmöglich. Man wird versuchen müssen, sie so weiterleben zu lassen wie bisher. Du, Amélie, mußt sie bei dir behalten; Heinrich und ich werden dir dafür, sobald wir in der Lage sind, monatlich eine bestimmte Summe beisteuern."

Frau Amélie stieß einen Laut aus, der wie ein trockenes Schluchzen klang; sie kam sich unendlich degradiert und gedemütigt vor und war geneigt, das Ganze für eine persönliche Gemeinheit Ottos zu halten, der durch den Umgang mit der Person jedes feinere Gefühl verlernt und für die Notwendigkeiten ihres Lebens keinen Sinn mehr hatte. Das tröstete sie zwar etwas; aber es half ihr nicht viel. Denn nach dieser abschließenden Rede erhob sich Otto

Voßwinkel, schloß seinen schwarzen Trauergehrock, reckte sich ein bißchen und sagte: „Dann sind wir wohl fertig. Auf Wiedersehen, liebe Amélie!"

Er reichte ihr und den Mädchen die Hand, Onkel Heinrich tat desgleichen, und dann blieben die drei Mitglieder der Familie Jordan allein mit ihrer Trauer und den Resten ihres einst fürstlichen Vermögens.

Kleine Anfragen

Toni stand am Fenster, sah hinab in den abendlichen Hof, über den schon die Lichter schimmerten, und sagte plötzlich: „Ich gehe einmal fort, in einer Stunde bin ich wieder da."

Frau Amélie gab keine Antwort.

Toni wanderte langsam die Schillstraße entlang zum Lützowplatz. Sie wollte allerhand überlegen, und das konnte sie am besten im Gehen. Sie hatte die Situation der Familie begriffen und bedachte nun, wo wohl die besten Auswege lägen.

Es war schon dunkel, da und dort glomm eine müde Laterne auf. Toni fiel ihre Erklärung vor dem Familienrat ein, daß sie zum Film gehen wollte. Sie schüttelte den Kopf. Das blieb immer noch. Was da kam, wußte sie, und das war das Letzte.

Was aber blieb anderes? Es war nicht viel, sondern eigentlich nur eines, und dieses eine hieß Fred. Wie lange war es denn her, daß der Bankbeamte Neumann, dort

drüben in der Maaßenstraße, ihr mit Emphase erklärt hatte: Ich lasse dich nicht.

Sie mußte ein bißchen lachen, als ihr das einfiel. Aber dann wurde sie wieder ernst. Es war natürlich ein Ausweg, Fred Neumann zu heiraten; das Problem war nur, wie sie ihn auf diesen Ausweg bekommen sollte. Sie hatte ihm erklärt, sie wollte sich selbständig machen; er hatte es ihr konzediert. Konnte sie jetzt kommen und sagen: „Bitte, lieber Fred, meine Familie ist verarmt – unter diesen Umständen verzichte ich auf Selbständigkeit und heirate dich?"

So geradezu durfte sie es jedenfalls nicht ausdrücken. Es würde überhaupt nicht ganz leicht sein, ihm die Situation klarzumachen. Sie hatte ihn abgewiesen, jetzt sollte sie ihre Abweisung zurücknehmen und sich ihm anbieten. Es handelte sich ja nur um Fred, aber immerhin – es war nicht ganz einfach.

Sie überdachte allerhand Einleitungen und Gesprächsansätze; schließlich aber wurde es ihr zu dumm. Sie warf den Kopf zurück, begab sich in die kleine Konditorei in der Friedrich-Wilhelm-Straße und rief den Bankbeamten Neumann an.

Als er sich meldete, nannte sie zunächst nicht ihren Namen, sondern sagte mit gedämpfter Freundlichkeit: „Teddy!"

„Bitte?" klang es kurz zurück. Da mußte sie sich vorstellen. „Hier ist Toni." Ein langgezogenes „Ah" war die Antwort.

Diese Benutzung des ersten Buchstabens des Alphabets mißfiel Toni; aber sie ließ es sich nicht anmerken. „Sag mal Fred, kann ich dich sprechen?"

Diesmal sagte Fred: „Bitte sehr," und brachte damit Toni in neue Verlegenheit.

„Ich bin hier bei Hofjäger," berichtete sie zögernd, „kannst du mal herkommen?"

„Gerne," erklärte Fred, und das war das erste nette Wort von ihm.

„Dann komm, bitte; es liegt mir sehr viel daran," gestand Toni. „Auf Wiedersehen."

Während des dritten Apfeltörtchens kam Fred. Er begrüßte sie etwas formell und ließ sich ihr gegenüber nieder: „Ich weiß gar nicht, ob ich dir schon kondoliert habe," sagte er mit einem Blick auf ihr Trauergewand.

„Ach laß doch," sagte sie. „Das sind doch bloß Formen."

„Nein," beharrte Fred, „der alte Herr war wirklich sehr nett."

Toni fragte: „Wollen wir hierbleiben?"

Eigentlich hätte er dem Klang der Frage entnehmen müssen, daß sie einen Spaziergang vorziehen würde. Aber er äußerte wahrheitsgemäß: „Ich würde gerne eine Tasse Kaffee trinken; es ist kalt und ungemütlich draußen."

Er trank seinen Kaffee, er fragte nach der Krankheit und den letzten Tagen Josias Voßwinkels, nach Frau Amélies Befinden, und wie es der Großmutter ginge. Er fragte nach diesem und fragte nach jenem — nur das Wichtigste fragte er nicht. Mit keinem Wort berührte er ihre, Tonis Lage, und es fiel ihm nicht im mindesten ein, seine Ansprüche aus der Maaßenstraße von neuem geltend zu machen.

Toni saß wie auf Kohlen; sie antwortete kurz und ein-

silbig, sah immer häufiger nach der Uhr, und schließlich sagte sie: „Ist es dir recht, wenn wir aufbrechen und noch ein Stückchen gehen?"

Es war ihm recht, und so brachen sie auf. Zuerst schritten sie eine Weile schweigend nebeneinander her. Es war kälter geworden, und ein feiner Schnee begann zu fallen. Am Ufer lenkte Toni nach der Corneliusstraße hinüber. Fred folgte gutwillig. Sie zermarterte ihr Gehirn, wie sie einen Weg zu dem Thema finden sollte, auf das sie ihn bringen wollte.

„Es wird Winter," sagte sie, als die Straße vor ihnen weiß in der grauen Dämmerung lag. „Leider," antwortete Fred, „es wäre mir lieber, wir hätten ihn hinter uns."

„Gott ja," meinte Toni, „aber wenn man zu tun hat."

„Eben," sagte Fred, „was tust du denn jetzt?"

Sie atmete auf: „Ich tanze, und dann bin ich beim Film."

„Ist das nötig?" fragte er mit einem Seitenblick.

„Lieber Fred," erwiderte sie gelassen, „die Zeiten sind anders geworden."

„Wem sagst du das," äußerte der Bankbeamte Neumann, „aber gleich Film?"

„Ich würde es auch lieber vermeiden," seufzte sie. „Aber man hat ja niemand."

Jetzt war sie so weit; aber der Bankbeamte Neumann biß nicht an. Er nickte traurig: „So ist es, es hat eben jeder sein Teil."

Toni suchte ihn festzuhalten: „Ich für mein Teil würde ja so gern auf all den Kram verzichten; all diese Frauen-

berufe sind sehr schön, aber für unsereinen sind sie doch nur Notbehelf. Wenn man nur etwas anderes wüßte!"

„Das ist sehr schwer," meinte Fred. „Ich habe mir auch schon den Kopf nach Kräften zerbrochen."

„Fred!" sagte Toni vorwurfsvoll.

Darauf fühlte sich der Bankbeamte Neumann verpflichtet, seinerseits zu seufzen und zu konstatieren: „Ach, liebe Toni!"

Der Schnee fiel dichter. Die Straße lag weiß, fleckenlos vor ihnen, und um den Lichtkreis der wenigen Laternen, die sie auf ihrem Wege trafen, tanzte ein wirbelnder Schleier von Flocken. Etwas von Weihnachten lag in der Luft.

Da wagte Toni einen letzten verzweifelten Vorstoß. Sie blieb stehen und sah ihn offen und frei an: „Teddy!"

Der also bärenmäßig Apostrophierte blieb ebenfalls stehen und hielt den Blick aus: „Was denn?" fragte er zärtlich.

„Teddy, hast du mich noch lieb?"

Der Bankbeamte Neumann lächelte, so töricht, wie alle Männer in solchen Situationen zu lächeln pflegen: „Mußt du das noch fragen?"

„Warum willst du mich denn nicht verstehen?" sagte Toni flehend.

„Ich verstehe dich so gut," erwiderte der Jüngling.

„Du hast einmal gesagt: Ich lasse dich nicht!"

„Ich lasse dich auch nicht," behauptete Fred und versuchte, sich ein bißchen in die Brust zu werfen.

Er ging ein Weilchen schweigend neben ihr. Die Hände

hatte er in die Taschen seines Mantels versenkt und den Kragen hochgeschlagen. Sein schwarzer Hut war mit einer dicken weißen Kappe von Schnee bedeckt. „Liebe Toni," begann er schließlich, „hast du nicht gemerkt, daß ich längst wiedergekommen wäre und an dir gezerrt hätte, wenn ich gekonnt hätte? Aber ich kann doch nicht."

„Und warum kannst du nicht?" fragte sie scharf.

„Ich sagte vorhin, ich wünschte, der Winter wäre vorüber. Weißt du, warum? Weil ich keine Ahnung habe, wie ich über diese Zeit wegkommen soll."

„Was heißt das?" fragte Toni.

„Das heißt: abgebaut," erklärte der Bankbeamte Neumann.

„Ach!" machte Toni mit ehrlichem Erstaunen, „seit wann?"

„Zum nächsten Ersten. Es kommt doch kein Mensch mehr in die Bank. Es ist zu Ende mit unserer Herrlichkeit."

„Du mußt dir schnell eine andere Stellung suchen," riet sie eifrig.

Fred lachte: „Du ahnungsloser Engel du. Weißt du, daß von uns allein etwa fünfzehnhundert Mann entlassen sind?"

„Ja, was machen die denn alle?" fragte Toni.

„Dasselbe wie ich," erwiderte er: „Sie warten und suchen, und wenn sie nicht finden, satteln sie um. Werden kaufmännische Angestellte oder so."

„Das ist ja schrecklich," sagte Toni.

„Schrecklich? Gewiß, weil's einen so behindert und

unfrei macht. Ich kann ja nichts mehr tun. Nicht einmal dir helfen."

„Rede doch nicht davon," bat Toni.

„Doch, ich will davon reden. Es wäre ja so selbstverständlich, daß ich jetzt käme und sagte: hier, komm zu mir. Aber ich kann nicht, mir geht es selber so und schlimmer. Wir müssen warten."

„Warten," wiederholte Toni, „ach, lieber Fred, ich glaube, da können wir lange warten."

Der junge Mann zuckte die Achseln: „Groß sind die Aussichten nicht, das ist richtig. Aber es muß ja auch wieder einmal anders kommen."

„Und inzwischen?" fragte Toni.

Fred Neumann senkte das Haupt: „Inzwischen suchen wir, über den Winter zu kommen. Es hat eben den Ruck gegeben. Er mußte ja einmal kommen."

Wieder gingen sie eine Weile schweigend nebeneinander her. Tonis schwarzer Mantel und ihr Schleier waren vorne ganz dicht mit Flocken bedeckt.

An der Corneliusbrücke bog sie ab zum Kurfürstendamm hinüber: „Komm, Fred, wir wollen nach Hause gehen. Es hilft ja doch nichts."

„Du darfst keinen Unsinn machen, Toni," sagte er und sah sie von der Seite an.

Jetzt zuckte sie die Achseln: „Was heißt Unsinn machen? Ich gehe zu Goldberger nach Neubabelsberg, und du wirst junger Mann im K. d. W. oder stellst dich irgendwo an eine Kasse. Verhungern werden wir beide nicht. Es wird nur alles ein bißchen anders kommen, als vor

allem du es dir gedacht hast. Ich habe ja immer so etwas geahnt."

„Es wird auch wieder besser werden," sagte Fred Neumann.

„Sicher," antwortete sie, „nur, daß es wieder besser wird – das allein hilft uns noch nicht viel. Es muß auch zur rechten Zeit besser werden. Und daran, siehst du, glaube ich nicht recht. Und nun wollen wir nicht mehr reden; komm und bringe mich nach Hause."

Als Toni sich von dem Bankbeamten Neumann verabschiedet hatte und in der Haustür stehend den Schnee von Mantel und Hut zu klopfen suchte, wurde die Tür hinter ihr geöffnet, und es erschien lang und feierlich der Diener Hohenberg. Er zog tief seinen Hut, er hielt die Tür weit auf, bis Toni mit leichtem Dank an ihm vorüber zum Fahrstuhl gegangen war. Dann öffnete er seinen Regenschirm und schritt langsam und vorsichtig die Kurfürstenstraße entlang zur Ecke der Courbièrestraße.

Die Haustür war noch offen. Er schritt durch den Durchgang und klingelte, und als August Kietz erschien und ihn einließ, behielt er nicht wie sonst den Mantel an und den Hut in der Hand, sondern er hing ohne Aufforderung beides an den Haken und bereitete sich so auf eine Sitzung und auf ein Gespräch von längerer Dauer vor.

Es wurde auch ein längeres Gespräch, ein sehr langes sogar.

August Kietz war gerade beim Abendessen mit Frau, Großmutter und Katze. Der Diener Eduard setzte sich im

Hintergrund auf einen Stuhl und wartete geduldig. Als sie aber fertig waren, zog er August mit sanfter Gewalt zurück in den Laden, wo es nach Bier, Kartoffeln, Sellerie und Heringen roch, und dort begann er die Unterhaltung. Eine lange, eine geschäftliche Unterhaltung.

Eduard Hohenberg erinnerte seinen militärischen Freund daran, daß er ihm vor längerer Zeit einmal gesagt hätte, wenn er etwas Geld in das Geschäft stecken könnte, würde etwas daraus zu machen sein.

„Würd' es ooch," sagte August Kietz.

Ja, und dieses Geld wolle er, Hohenberg, August Kietz jetzt verschaffen. Wenn er sich recht entsänne, hätte Kietz damals von tausend Mark gesprochen."

„Darunter is es nich," bekräftigte August.

„Sicher nicht." Er, Hohenberg, glaube sogar, daß tausend Mark viel zu wenig wären; denn wenn man so etwas unternähme, sollte man es ordentlich unternehmen. Infolgedessen sei er bereit, mindestens zweitausend, vielleicht sogar noch mehr in das Geschäft hineinzustecken.

Hier sagte August Kietz nichts mehr; er sperrte vor Staunen seine wasserblauen Augen und den Mund auf.

Natürlich habe er, Hohenberg, das Geld nicht selbst, sondern bekomme es von einem Freunde geliehen, und deswegen müsse er gewisse Bedingungen stellen, sozusagen Sicherheiten fordern, daß die Einlage sich auch wirklich rentiere und das Geld nicht zwecklos zum Fenster hinausgeworfen würde. Und darum sei er eigentlich gekommen, um über diese Bedingungen mit ihm zu reden.

August Kietz grunzte Zustimmung.

Und nun begann der Diener Eduard: „Also zunächst, ich bitte dich, nicht empfindlich zu sein, sondern die Sache rein vom geschäftlichen Standpunkt zu betrachten. Dir liegt doch auch daran, möglichst viel Geld zu verdienen."

„Meenst du vielleicht, ick mach so'n Grünkram zum Verjnügen?" fragte August drohend zurück.

„Dieses meine ich nicht," sagte der Diener Hohenberg, „und eben darum spreche ich mit dir. Ein Grünkram ist wirklich kein Vergnügen, schon wegen der Luft, die er erzeugt. Und darum muß zunächst der Grünkram verschwinden."

Kietz machte große Augen: das verstehe er nicht.

„Das ist sehr einfach," erklärte der Diener Eduard. „Über deiner Tür steht Feinkost und Delikatessen. Das muß der Laden wirklich werden. Ein Geschäft für Feinkost und Delikatessen."

August Kietz erhob den Einwand, damit vertreibe er sich sein altes Publikum.

Hohenberg lächelte: „An deinem alten Publikum, das wirst du zugeben, bist du nicht reich geworden. Also kann dir nicht sehr viel daran liegen. Was wir brauchen, ist neues Publikum, und zwar gutes, zahlendes. Nicht für 'n Groschen Kartoffeln und 'nen halben Hering."

Dieses gab Kietz zu; aber er äußerte Bedenken dagegen, daß das neue Publikum kommen würde.

„Das laß meine Sorge sein," lächelte der Diener Eduard. „Hier sind wir also einig. Wir machen ein Geschäft auf für Feinkost und Delikatessen. Das alte Schild wird gewaschen und kommt über das Schaufenster, dessen Rahmen frisch weiß gestrichen werden muß. Die Firma

kommt mit goldenen Glasbuchstaben mitten auf die Scheibe."

August Kietz meinte nicht ohne einige Selbstironie, daß sein Name für goldene Glasbuchstaben eigentlich nicht ganz den Stil hätte. Weiße Ölfarbe täte es vielleicht auch.

„Nein," sagte der Diener Hohenberg, „weiße Ölfarbe ist Grünkram; Feinkost und Delikatessen verlangen goldenes Glas. Aber das mit dem Namen ist richtig, und deswegen wollte ich dir vorschlagen, daß wir als Firma anbringen lassen: Hohenberg & Co."

„Nee," sagte August Kietz, „das is mein Laden, und ich heiße August Kietz und nich Hohenberg."

„Ganz richtig," gab Eduard zu. „Aber wir haben uns bereits dahin geeinigt, daß wir ein feines Geschäft aufmachen wollen."

„'n feines Geschäft kann auch Kietz heißen," knurrte August und machte ein zorniges Gesicht.

„Nein," entgegnete der Diener Hohenberg, „das ist ein Irrtum. Kietz ist Kietz, und da bleibst du auf dem Kietz, und wenn du dir noch so viel Mühe gibst. Du hast es doch selbst gesehen; über den Grünkram bist du nicht hinausgekommen."

„Das lag an der Zeit," behauptete August.

„Es lag an deinem Namen," erwiderte Eduard ruhig. „Meinst du, die Frau Major Soundso und die Frau Geheimrat Soundso gehen in einen Laden, bei dem Kietz an der Tür steht?"

„Dann soll'n se's bleiben lassen," sagte August giftig.

„Im Gegenteil," widersprach der Diener Hohenberg,

„wir wollen sie zwingen, zu uns zu kommen. Kietz zwingt's nicht, aber Hohenberg zwingt's. Der Name ist mindestens nochmal tausend Mark wert. Die du mir auch verzinsen müßtest. Stelle dir mal vor, die eine fragt die andere: Wo kaufen Sie Ihre Butter? Die antwortet: Bei Kietz! Siehst du nicht, wie sie die Nase rümpft? Aber bei Hohenberg – das klingt!"

„Kapitalistenpack, verdammtes!" ereiferte sich August Kietz. „Ick bin orjanisiert."

„Sicher," sagte der Diener Hohenberg, „aber das Schlimme ist, die Kapitalisten haben das Geld, und wenn man auch Geld haben will, muß man sich an sie halten."

Doch August Kietz sträubte sich. Seine Dienstmädchen und möblierten Wirtinnen seien ebensogut wie die anderen, und Geld sei Geld, und man frage nicht danach, woher es komme."

„Sehr richtig," bestätigte Hohenberg, „ich habe auch gar nichts dagegen, daß sie weiter bei uns kaufen. Aber sie kaufen nicht genug. Für zehn Pfennige Suppengrün und 'ne Erbswurst ist sicher gut; aber damit kommt man nicht weiter. Dazu gehört Kaviar und Trüffelleberwurst, Lachs und Gänseleberpastete."

August Kietz stieß ein kurzes Hohngelächter aus und sagte, daß ihm Kaviar in der Courbièrestraße sehr komisch vorkäme.

Aber der Diener Eduard blieb ernst. Gewiß, das klänge jetzt komisch; und er hätte auch durchaus nicht die Absicht, mit Kaviar anzufangen. Das erste wäre ein neuer Ladentisch und frischer Anstrich der Wände, neue Aus-

lagen, zwei oder für den Anfang ein weißgekleidetes Mädchen und ein zweites Ladenschild an der Kurfürstenstraße.

August Kietz sah ihn böse an: „Du tust ja gerade so, als wenn du hier schon der Herr wärst."

„Ich unterbreite dir meine Vorschläge," sagte Hohenberg ruhig, „es liegt bei dir, sie anzunehmen oder abzulehnen."

„Das ist alles Unsinn," knurrte August, „schade ums Geld."

„Das laß meine Sorge sein," bemerkte Eduard, „das Risiko übernehme ich."

Diese Äußerung schien Kietz zu besänftigen. Er steckte seine Zigarre von neuem an, stierte eine Weile auf den Kartoffelhaufen in der Ecke und sagte dann kopfschüttelnd: „Minna jibt et niemals zu."

„Deine Frau wird sich beruhigen," äußerte Eduard kühl.

„Nee," sagte August Kietz, „mit den Kaviar und die Jänseleberpastete und det weiße Meechen, da würd' se sich abfinden. Aber an de Tür nich mehr Kietz – det jibt se niemals zu. Det bricht ihr 's Herz."

Der Diener Hohenberg lächelte: „Mach ihr doch klar, du wärst der Compagnie."

August überlegte: „Könnten wir nicht wenigstens sagen: Hohenberg & Kietz – oder Kietz & Hohenberg?" verbesserte er rasch.

„Nein," erwiderte Eduard fest, „beides ist unmöglich. Wir verderben uns vollkommen das Geschäft. Du mußt dich entscheiden: entweder Kietz und kleine Leute und 'nen

Groschenkram oder Hohenberg & Co. und weiße Mädchen und feine Leute und 'n großes Geschäft."

„Wie soll ick mir da wieder in de Bezirksversammlung sehen lassen?" fragte August Kietz wehmütig.

„Gar nicht," sagte Eduard ruhig.

„Wat heißt gar nich?"

Der Diener Hohenberg lächelte und setzte dem Freunde auseinander, daß er als Inhaber eines Grünkrams selbstverständlich politisch tun und lassen könne, was er wolle; daß er aber als Inhaber von Hohenberg & Co. zum mindesten auf die offizielle Zugehörigkeit zu jeder linksgerichteten Partei verzichten müsse.

„Ick soll aus de Partei?" fragte August entsetzt, „wo ick doch Obmann bin?"

„Selbstverständlich," lächelte Eduard, „wählen kannst du, was du willst, offiziell aber bist du parteilos. Ein Kaufmann kann sich den Luxus nicht leisten, andere Überzeugungen zu haben als der zahlende Teil seiner Kundschaft."

„Wat du allens weißt," sagte August Kietz böse; der Diener Hohenberg aber lächelte bescheiden: „Ach, mein Lieber, dieses sind nur die ersten Anfangsgründe. Das Weitere lernst du später."

Und dann stand er vom Ladentisch auf und sagte: „So, und nun überlege dir die Geschichte. Ich will dich nicht drängen; du sprichst mit deiner Frau, und morgen früh rufst du mich an und sagst mir Bescheid. Nollendorf 4647. Schreibe es dir auf und vergiß es nicht. Wenn du nicht willst, auch gut; dann suche ich einen anderen Kompagnon.

Wenn du bis zehn nicht angerufen hast, nehme ich an, du willst nicht. Gute Nacht."

Er verabschiedete sich als höflicher Mann auch von Frau Kietz, von der Großmutter und der Katze, obwohl er Katzen eigentlich nicht leiden konnte; dann zog er seinen Mantel an, setzte seinen Hut auf, sagte freundlich auf Wiedersehen und war verschwunden.

Am anderen Morgen klingelte das Telephon bereits um halb zehn. Der Diener Hohenberg meldete wie gewöhnlich: „Hier bei Herrn Voßwinkel," sagte dann: „Ach, guten Tag, mein Lieber," äußerte: „Nun, siehst du, das ist schön von dir, ich komme heute nachmittag vorbei. Auf Wiedersehen." Und hängte ab.

Am Abend gab es noch einmal eine geschäftliche Unterredung zwischen Herrn und Diener, nach deren Abschluß Heinrich Voßwinkel Herrn Hohenberg ein größeres Paket Aktien aushändigte, wofür er von diesem ein längeres Schriftstück mit eigenhändiger Unterschrift erhielt.

Er betrachtete sinnend diese Unterschrift: „Hohenberg und Co. — bin ich nun der Kompagnon?"

Der Diener Eduard schüttelte erschrocken den Kopf, das wäre natürlich nur Kietz.

Heinrich Voßwinkel lächelte — mit so viel Selbstironie, wie ihm zur Verfügung stand: „Nun — das ist gut; denn daran hätte ich mich erst ein bißchen gewöhnen müssen."

Und dann konnte er sich mit dem beruhigenden, wenn auch etwas lächerlichen Bewußtsein zu Bett legen, Teilhaber seines bisherigen Dieners und hauptsächlicher Be-

sitzer des werdenden Feinkost- und Delikatessengeschäfts von Hohenberg & Co. in der Courbièrestraße geworden zu sein.

Der neue Weg

Anfang Dezember ging Evas Kurs bei Remington zu Ende. An einem klaren, sonnigen Wintermorgen fuhr sie zum letztenmal den langen Weg zur Leipziger, Ecke Markgrafenstraße, kletterte die vier dunklen verstaubten Treppen hinauf bis in die vierte Etage und hängte zum letztenmal mit demselben leisen Widerstreben wie beim ersten Besuch ihr Jackett in den Vorraum, in dem es trotz eines bunten Gemischs von schlechten Parfüms in der Hauptsache doch nach jungen Menschen roch.

Sie saß noch einmal in dem großen hellen Zimmer an der Markgrafenstraße, in dem man trotz der Doppelfenster dann und wann von unten das langsame An- und Abrollen der elektrischen Bahnen in der Leipziger Straße vernahm. Noch einmal stand vor ihr die dritte Maschine links in der vierten Reihe – sechs Reihen gab es im ganzen –, noch einmal sah sie die über geneigten Nacken aufsteigenden mehr oder weniger dicken, mehr oder weniger gepflegten blonden oder braunen Haarschöpfe gegen Himmel ragen, hörte die hohe Stimme der diktierend auf und ab gehenden Lehrerin und nach jedem Satz das ratternde Kleingewehrfeuer der dreißig im Raume vereinigten Schreibmaschinen, das auf einen Ruck einsetzte und mit dem hastigen Humpeln einiger Nachzügler verklang.

Dann schüttelte sie Fräulein Meinecke, so hieß die Lehre-

rin, die Hand, bedankte sich und wanderte über den Korridor hinüber zu der geheimnisvollen kleinen Türe, an der geschrieben stand: Eintritt nur nach vorheriger Anmeldung. Sie ließ sich anmelden und stand bald darauf vor einer kleinen, rundlichen, grauen Dame, grau von Kleid und grau von Haar und nur durch eine goldene Brille in eine etwas freundlichere Farbigkeit hineingezogen.

„Also Sie wollen uns verlassen, liebes Kind?" sagte die kleine, dicke, graue freundliche Dame. Sie hieß Frau Knapp und war die Witwe eines Volksschulrektors, dessen Pension sich in der Inflation bis zum Gegenwert von einem Pfund Margarine verflüchtigt hatte, also, daß sie selbst verdienen mußte.

Eva bestätigte ihre Vermutung. Ihr Kursus wäre beendigt.

„So, so," sagte Frau Knapp, „das tut mir leid, das heißt, es freut mich natürlich; aber mir tut es auch immer leid, wenn eine geht. Was wollen Sie denn nun beginnen, liebes Kind?"

Eva teilte ihr mit, daß sie die Absicht habe, die hier erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten möglichst schnell zu Geld zu machen. Eben deshalb käme sie, da Fräulein Meinecke ihr gesagt hätte, daß mit der Schule auch ein Stellennachweis verbunden sei.

„Das ist richtig, mein Kind," bestätigte Frau Knapp; „kommen Sie, setzen Sie sich; können Sie Sprachen?"

Eva bejahte und setzte sich. Der Besuchsstuhl stand, damit die Audienzen nicht zu lange dauerten, dicht neben dem kleinen, scharf geheizten eisernen Ofen. Nach fünf Minuten

hatte Eva das Gefühl, in die Konsistenz eines Bratapfels übergegangen zu sein.

„Also Sie wollen eine Stellung annehmen; das ist schön, mein Kind. Aber schwer, sehr schwer. Die Konkurrenz jetzt, wo alles abbaut – o Gott, o Gott! Aber ich gebe Ihnen gute Adressen, kommen Sie."

Sie holte ein großes Buch aus dem Schreibtisch hervor und schlug es auf: „Schreiben Sie sich einmal auf: Verlag Rosenbaum & Co. in der Neuen Grünstraße sucht eine gebildete Dame mit Sprachen und Schreibmaschine. Dann hier: Exporthaus Meyer, Cohn & Co. in der Ritterstraße. Ich hoffe, Sie sind nicht antisemitisch?"

Eva verneinte. Sie hätte keine konfessionellen Vorurteile.

„Das würde die Sache nämlich erheblich erschweren, liebes Kind," sagte Frau Knapp. „Dann habe ich hier Leder en gros Friedmann & Jacob in der Lindenstraße – gutes Geschäft. Konfektion liegt Ihnen weniger?"

Eva bekannte, daß sie vorläufig auf keinem Gebiet Erfahrung hätte. „Da ist noch etwas für Sie," sagte die kleine Dame blätternd: „Privatsekretärin bei einem Schriftsteller: Doktor Wiesenthal in der Uhlandstraße." Sie hob das Gesicht und sah Eva über ihre goldene Brille wehmütig an: „Ist sicherlich auch jüdisch, Doktor und Schriftsteller und dann der Name. Aber vielleicht versuchen Sie's; manchen stört's ja nicht."

Damit klappte sie ihr Buch zu: „So, liebes Kind, für den Anfang versuchen Sie es hiermit. Und wenn nichts Passendes dabei ist, dann kommen Sie wieder; wir sorgen

immer gern für unsere Schülerinnen. Wir sind ein solides Geschäft. Gott segne Sie! Die Gebühr für die Vermittlung beträgt drei Mark."

Eva, die das Gefühl hatte, so heiß zu sein, daß sie den Raum bereits allein heizen konnte, zückte ihr Täschchen.

„Zahlungen bitte nebenan bei der Anmeldung," sagte Frau Knapp. „Ich wünsche Ihnen viel Glück. Auf Wiedersehen!"

Mit traurigem Blick nahm Eva von den drei Rentenmarkscheinen Abschied, die sie der Sekretärin im Anmeldezimmer aufzählte; dann stieg sie langsam wieder die grauen verstaubten Treppen hinab.

An der Ecke der Leipziger Straße machte sie halt. Es war kurz nach elf; der Tag war strahlend blau und klar. In dem Schatten der Häuser lag schleiernder Dunst; aber die besonnten Mauern und Dächer standen fröhlich und hell in der kalten, klaren Luft.

Eva besah sich den Zettel mit den Adressen. Sie hatte eigentlich viel mehr Lust, ein Stück zwecklos durch die Straßen zu wandern; aber sie unterdrückte das Gelüst und stimmte sich auf Pflicht. Es mußte ja sein.

Sie ging langsam nach dem Spittelmarkt zu, und dann stieg sie hinauf zu Rosenbaum & Co. in der Neuen Grünstraße und erfuhr von einem mürrisch lächelnden Herrn, daß sie heute vormittag bereits die dreiunddreißigste wäre, die sich um die Stelle bewürbe. Aber wenn sie wollte, könne sie ja ihre Adresse auch da lassen. Eva wollte nicht. Die Konkurrenz schien ihr doch zu groß. Sie kletterte die schmutzige Stiege wieder hinab und überlegte unterwegs,

ob sie zunächst nach der Ritter- oder nach der Lindenstraße gehen sollte. Sie entschied sich für die Ritterstraße. Aber dort hatte sie kaum den Mund aufgetan, als das jugendliche Fräulein, das sie empfing, bereits erklärte: Die Stelle sei gestern besetzt — ihr den Rücken wandte und sie stehen ließ.

Zu Friedmann & Jacob ging sie schon erheblich langsamer und suchte unterwegs nach einem Vorwand, den Besuch aufzuschieben. Aber hier war es wenigstens ein freundlicher älterer Herr, der ihr höflich die Mitteilung machte, daß der ausgeschriebene Posten offenbar nur noch aus Versehen in der Liste der freien Stellen stünde. Sie hätten leider schon längst eine Dame engagiert. Aber vielleicht ein andermal.

Dann stand Eva wieder auf der Lindenstraße. Die Sonne schien, und der Schnee auf den Dächern und den Simsen der Häuser glänzte weiß und fröhlich. Aber ihr war mehr als elend zumute, und was ihr noch vor einer Stunde selbstverständlich und vernünftig vorgekommen war, erschien ihr jetzt scheußlich und unmöglich und hoffnungslos. Sie würde niemals eine Stelle finden. Es gab ja viel zuviel Menschen in dieser Riesenstadt, die alle Arbeit suchten.

Sie war in Gedanken wieder bis zur Oranienstraße hinuntergegangen und überlegte, was sie tun sollte. Soviel Mut, sich auch noch von Doktor Wiesenthal abweisen zu lassen, brachte sie heute nicht mehr auf.

Sie stand an der Ecke gegenüber der Jerusalemer Kirche, die gelb und behäbig im Sonnenschein lag, und überlegte.

Da kam ein Automobil langsam aus der Lindenstraße und bog dicht an der Bordschwelle kurvend in die Oranienstraße ein. Der Mann am Steuer sah sie groß an, und auf einmal grinste er und brachte seinen Wagen zum Stehen.

Eva, noch ganz befangen von ihrem ersten Versuch, unter die praktischen Berliner zu gehen, sah ihn erstaunt an. Er aber ließ sich dadurch nicht stören, sondern lachte vergnügt weiter, zog seine Mütze und sagte: „Sie kennen mich natürlich nich mehr, Fräulein."

Er hatte aber unrecht. Denn in dem Augenblick, in dem er die Mütze abnahm, hatte Eva Herrn Traugott Lehmann aus Friedrichshagen erkannt.

„Doch," sagte sie, „doch. Natürlich kenne ich Sie, Herr Lehmann."

Traugott strahlte: „Ich hab' Sie auch gleich erkannt. Was machen Sie denn hier? Was macht der Herr Baumeister?"

Eva hielt sich an die erste Frage: „Ich warte auf eine Elektrische."

„Hier, wo keine Haltestelle is?" lachte Lehmann. „Wissen Sie was, steigen Sie ein: ich fahre Sie, wo sie hin wollen."

Eva zögerte, aber er sah sie freundlich an: „Sie können ruhig mitkommen; das is jetzt mein Beruf, und es geht doch schneller."

Damit öffnete er den Schlag, aber nicht den des Wagens, sondern den des Führersitzes und machte eine einladende Handbewegung auf den Platz neben sich. Und Eva besaß nicht mehr soviel Kraft, dieser einladenden Geste zu widerstehen.

„Also wo wollen Sie hin?" fragte Traugott und breitete eine Decke über ihre Knie.

Sie überlegte: „Ich möchte nach dem Westen."

„Das is 'n bißchen unbestimmt," meinte Herr Lehmann.

Sie erwog noch einmal einen Besuch bei Doktor Wiesenthal, verwarf den Gedanken aber wieder. Nach Hause? Dagegen sträubte sich etwas in ihr. Plötzlich fiel ihr Gieseler ein. „Ich möchte nach dem Winterfeldplatz."

„Großartig," sagte Herr Lehmann, „ick muß nachher nach Friedenau; das is der halbe Weg."

Er schaltete den Motor ein, der Wagen ruckte an. Sie fuhren um die dicke gelbe Kirche herum und bogen wieder in die Lindenstraße ein, nach dem Belle-Alliance-Platz zu. „Wissen Sie was?" schlug er vor, „wir fahren erst mal 'n Stück am Ufer entlang nach'm Tiergarten, nich? Heut bei dem Wetter und mit Schnee is es mindestens wie Treptow. Wollen Sie, Fräulein?"

Eva schwankte einen Augenblick, dann nickte sie: „Gern, Herr Lehmann." Und Herr Lehmann strahlte wieder und fuhr los.

„Wie kommen Sie denn um diese Zeit in die Stadt?" fragte Eva, als sie um den Belle-Alliance-Platz fuhren.

Traugott Lehmann lachte: „Um diese Zeit? Ich bin schon seit sieben Uhr früh in der Stadt, jeden Tag."

Sie sah ihn erstaunt an. Er lachte wieder: „Ja, Fräulein, Sie leben noch in den Zeiten wie damals, als Sie in Friedrichshagen waren mit dem Herrn Baumeister. Die sind vorbei."

„Wieso?" fragte Eva. – Die Bäume am Ufer standen beschneit, das Wasser lag dunkel, kalt im hellen Licht.

„Wieso?" wiederholte Herr Lehmann. „Weil die Herrlichkeit alle is, aus, zu Ende. Es is nischt mehr mit Erker und bunte Scheiben und gnädige Frau spielen." Sie sah ihn erschrocken an; aber er nickte: „Die Villa hab' ich verkauft; von dem, was ich dafür jekriegt habe, habe ich die Hälfte auf die Bank gegeben – gute Zinsen, sage ich Ihnen – für die andere hab' ich 'n Autoverleihgeschäft aufgemacht. Ich bin Fuhrherr geworden und mein eigener Chauffeur. Gott sei Dank, daß ich das damals jelernt habe."

„Ja, aber," sagte Eva. Traugott jedoch unterbrach sie: „Sie meinen, wie det jekommen is? Furchtbar einfach. Als die Jeschichte mit det neue Jeld anfing, da hat ich 'n Haus und hat 'n Auto und hat 'n Chauffeur und hatte drei Dienstmädchen und hatte 'n Diener – bloß ich hatte keen Jeld mehr. Ick hatte lauter Sachwerte, aber keen Betriebskapital."

„Sie auch?" sagte Eva unwillkürlich.

„Wat heißt auch?" fragte Herr Lehmann und sah sie mit hochgezogenen Augenbrauen erstaunt an.

„Ich dachte, das könnte nur Frauen passieren," erwiderte sie zurückhaltend.

„Einen Augenblick," sagte Traugott Lehmann. Sie fuhren gerade über die Potsdamer Straße und bogen in die Viktoriastraße nach der Siegesallee ein.

„Bloß Frauen? Det is uns allen passiert oder beinah allen. So schlau, beizeiten auszusteigen, die Papiere zu verkaufen un nachher weg mit de Sachwerte un rin ins

neue Jeld: so schlau sind die wenigsten gewesen. Wir sind alle rinjefallen."

„Das ist schlimm für Sie," meinte Eva, als sie um den Rolandbrunnen fuhren.

Lehmann lachte: „Schlimm? Ach, Fräulein, ich weiß nicht. Jewiß, das Haus war schön. Und wenn ick meinen Erker jekriegt hätte, denn hätt' ich mich wirklich dran jefreut. Aber woll'n Se glauben, daß mir manchmal jetzt wohler is als früher?"

„Warum?" fragte sie.

„Det will ick Ihnen ganz jenau sagen," antwortete er. „Weil es so richtiger is. Det ville Jeld, das war ja ganz schön; aber ick hatte doch immer so 'n Jefühl: eigentlich is 'n Schwindel dabei, und ick sagte mir: Mensch, Traugott, sagte ick, wenn du auch in die feine Villa am Müggelsee wohnst und 'n Diener hast und 'n Auto – inwendig jehörste doch in die Madaistraße. Und 's wär dir viel wohler da. Und als das nu alles so kam, da hab' ick natürlich jeflucht; aber so janz für mich hab' ick mir jesagt: nu wird's wieder richtig. Nu kannste nochmal anfangen, un anfangen is de Hauptsache. Mit Fuffzig fertig und 'ne Villa und 'n Erker, das ist nischt vor Traugott Lehmann."

„Was sagt denn Ihre Frau dazu?"

Er schlug mit der Hand: „Fragen Sie lieber nich! Sie hat ja auch recht; für die Frauen is das viel schwerer. Unsereins wird wieder eingespannt, wenn er kein Geld mehr hat; aber die Frauen werden ausgespannt. Und wenn die mal 's Arbeiten verlernt haben, denn lernen sie's nie wieder. Für unsereins is so 'n Ruck 'ne gute Sache; die

Frauen können ihn nicht vertragen. Und nu meine! Erst jnädige Frau hier und jnädige Frau da und Mädchen und Auto, und jetzt Portierwohnung und kein Mädchen und das Auto bloß für andere auf Miete – das is nich leicht. Das is schlimmer wie mit 'n Kindern."

„So ganz wohl scheint Ihnen doch nicht zu sein, Herr Lehmann," sagte Eva. Sie fuhren gerade über den großen Stern, und die Tiergartenchaussee lag weiß und verschneit im Sonnenschein.

Traugott Lehmann sah sie von der Seite an: „Jott, Fräulein, seien Sie mal aufrichtig, ein bißchen Schwindel ist doch immer dabei, wenn man sagt, 's geht einem gut; aber ohne Schwindel is et nischt mit dem Leben, und denn wat heißt wohl? Ick verdiene jenug zum Leben, wir haben drei Zimmer, wenn se ooch man klein sind, na und mit der Zeit werde ick ja wohl wieder auf irgendeinen grünen Zweig jeraten."

„Und dann bauen Sie sich eine neue Villa am Müggelsee," lachte Eva. Aber Lehmann schüttelte den Kopf: „Nee, Fräulein, das tu ick nich. Wenn ick mir wieder wat baue, und ick möchte schon, denn bau' ick mir 'n Haus, aber keene Villa. Ick denke manchmal, daß davon überhaupt unser janzes Pech jekommen is, nich bloß meins. Wir verdienten immer mehr Jeld, und da dachten wir, nu sind wir feine Leute, und jeder baut sich 'ne Villa, und keiner wollt' mehr in 'n Haus wohnen. Das is aber falsch; denn in 'n Haus wohnen, das will auch schon jelernt sein, wenn man auf 'ne Etage groß geworden is; aber 'ne Villa, da muß man schon jeboren sein dazu, um das zu können. Ick kann's nich, und

ick lern's auch nich mehr. Und ick will auch nich. Ick will meine Ordnung mit 'n Haus und mit 'n Jarten und 'ne Laube und eigene Tomaten, und Sonntags Skat und dazu 'ne Weiße und Kümmel. Wie mein Vater und wie es richtig is. Und meinetwejen auch 'n Dienstmädchen, aber 'ne richtige Aujuste oder Minna, nich so eine, wo ick Fräulein zu sagen muß. – Also du hast wohl noch nie Schnee uff de Bäume jesehn, oller Dussel!" schrie er plötzlich einem verträumten Droschkenkutscher zu, der dicht vor dem Auto in langsamem Zotteltempo seine Straße kreuzte.

Der Kutscher antwortete freundlich: „Brich dir bloß keene Verzierung ab;" da bog das Automobil bereits in die Hardenbergstraße ein.

„Und wie jeht's Ihnen?" fragte Traugott Lehmann auf einmal, offenbar in der Absicht, seinen plötzlichen Temperamentsausbruch in Gegenwart einer jungen Dame etwas zu kaschieren. „Ick rede die ganze Zeit von mir und erkundige mich überhaupt nich."

Eva lachte: „Mir? Mir geht's wie Ihnen und noch schlechter. Vorhin, als Sie mich trafen, war ich gerade auf Stellungsuche."

Lehmann zog erstaunt die Stirne hoch: „Stellung? Sie sind nicht mehr bei Gieseler?"

Sie wurde rot; aber dann setzte sie ihm ruhig auseinander, daß sie niemals in Stellung bei dem Architekten Gieseler gewesen wäre.

„So," sagte Traugott erstaunt, „ich meinte, weil Sie sich so für Häuser interessierten. Und nu suchen Sie Stellung?"

Eva bestätigte es.

„Zum erstenmal?"

Eva bestätigte auch dies.

„Sie, das is nich leicht jetzt," meinte Traugott Lehmann ernst. „Is denn 's Jeld alle?"

„Gänzlich," bekannte Eva.

„Kann der Baumeister denn nischt für Sie tun?" fragte Herr Lehmann interessiert, „wo er doch soviel Leute kennt? Ohne Empfehlung is doch nischt zu machen."

Sie lächelte: „Deswegen will ich gerade zu ihm hin."

Er überlegte einen Moment: „Aber richtig, der wohnt ja in der Maaßenstraße."

Und als ob er nun, wo er das Ziel wußte, es doppelt eilig hatte, sie dorthin zu bringen, ließ er den Wagen in einem Tempo die Tauentzienstraße entlang fahren, daß ein Sipomann ihm mit entschiedener Mißbilligung nachsah.

Eva hatte gebeten, nach dem Winterfeldplatz gebracht zu werden; Traugott Lehmann aber hielt in der Maaßenstraße. „Ick werd' doch noch wissen, wo mein Baumeister wohnt."

Es wäre ihr erheblich angenehmer gewesen, am Winterfeldplatz zu landen und zu Fuß nach dem Hause in der Maaßenstraße zu gehen. Aber sie stieg tapfer aus und blieb dann stehen und reichte Traugott die Hand: „Ich danke Ihnen, Herr Lehmann; es war sehr nett von Ihnen."

„Nischt zu danken, Fräulein," protestierte er, „ick wollt', sie ständen öfter an der Ecke Linden- und Oranienstraße."

Sie schüttelte den Kopf: „Lieber nicht, Stellungsuchen ist schrecklich."

„So meine ich's nicht," sagte Herr Lehmann eifrig, „aber ich möchte Sie manchmal mitnehmen, wenn schön Wetter is; hätten Sie nich Lust?"

Eva überlegte, ob sie Eile vorschützen sollte. Aber der ehemalige Villenbesitzer sah sie so treuherzig an, daß sie sagte: „Lust schon, aber ich werde keine Zeit mehr haben."

„Ach was," erwiderte Lehmann, „Sonntags hat jeder Zeit. Rufen Sie mich doch mal an. Die alte Nummer." Er lachte: „Ich habe das Telephon noch rasch in die Portierwohnung legen lassen."

Eva versprach, sich die Sache zu überlegen. Und dann schüttelte sie Herrn Lehmann noch einmal die Hand; er strahlte sie mit seinen hellblauen Augen an, nahm seine Mütze ab wie ein richtiger Chauffeur und blieb mit dem Auto vor dem Hause stehen, bis Eva im Innern verschwunden war. Da erst kurbelte er wieder an und fuhr nach Friedenau.

Ernst Gieseler, Architekt, B.D.A., stand groß an der Türe des vierten Stocks, vor der Eva etwas atemlos haltmachte. Sie klingelte, das Mädchen meldete, und dann stand sie in dem Atelier des Baumeisters, der ihr mit erstauntem Gesicht, einen Zirkel in der Hand, im langen grauen Leinenkittel entgegentrat.

„Guten Tag, Fräulein Jordan," sagte er offiziell, da das Mädchen das Atelier noch nicht verlassen hatte und im Hintergrund ein schüchterner Jüngling über einem Reißbrett lag. „Was bringen Sie Schönes?"

„Ich wollte Sie um einen Rat fragen," erwiderte Eva und reichte ihm die Hand.

„Aber gerne," sagte der Architekt und legte den Zirkel auf seinen Arbeitstisch. „Kommen Sie, wir gehen hinüber."

Er öffnete eine Seitentüre und ließ sie in ein Zimmer treten, dessen violett gepolsterte Sessel und lichtbraune Mahagonistühle hart und scharf vor ganz weiß bespannten, bilderlosen Wänden standen.

„Bitt schön, setzen Sie sich," bat er freundlich. „Hier sind wir ganz ungestört. Also was gibt's?"

Eva saß noch etwas verwirrt in einem der violetten Sessel. „Wissen Sie nicht eine Stellung für mich?" brachte sie schließlich heraus.

„Eine Stellung?" fragte Gieseler erstaunt.

„Ja," sagte sie. „Deswegen komme ich. Ich muß verdienen. Mein Kursus ist zu Ende. Heute habe ich die erste Stellungsuche probiert."

„Nun, und?" fragte er.

„Ohne Erfolg," erwiderte Eva. „Das Angebot scheint sehr groß zu sein."

„Riesengroß," bestätigte der Baumeister. „Ich weiß von einer Dame, die ist mit ihrer Tochter bereits auf der zwölften Stelle gewesen und hat immer noch nichts gefunden. Es ist jetzt die ungünstigste Zeit."

„Aber ich muß etwas finden," sagte sie leise, „es geht nicht mehr anders."

„Geht es wirklich nicht?" fragte er. „Wenn Sie noch ein paar Monate warten würden – ich bin überzeugt, daß

ich Ihnen dann ohne Mühe eine gute Stelle verschaffen könnte."

„Ich kann nicht warten," erklärte Eva. „Es gibt ein Unglück. Mutter lebt wie im Traum, als ob sie nicht sehen will, wie sich alles geändert hat. Das bißchen Geld, was geblieben ist, gibt sie aus; die Mädchen hat sie behalten, und ich glaube, sie hofft sogar, daß niemand kommt, um die Wohnung zu mieten. Das geht noch ein paar Wochen, und dann ist es ganz zu Ende. Es muß etwas geschehen."

„Sicher," bestätigte Gieseler, „es fragt sich nur was. Meine Bekannten bauen alle ab, entlassen ihre Leute. Ich selbst — "

„Das kommt ja nicht in Frage," sagte Eva.

„Verstehen Sie mich nicht falsch," bat er, „ich könnte Ihnen ja alle möglichen Empfehlungen geben; aber gerade jetzt — ich weiß nicht, ob sie Ihnen nützen."

„Ich muß auch meinetwegen heraus," bekannte sie. „Es ist schrecklich. Toni fährt jeden Tag filmen; Großmutter läuft umher und sucht alle Sachen zusammen, die Großvater gehört haben, und redet immer von ihm. Und Mutter ist wie im Traum und will nicht aufwachen. Großmutter kann nicht mehr sehen, was anders geworden ist; Mutter will nicht sehen."

Der Architekt nickte philosophisch: „Frauen sind seltsame Wesen. Dem Leben ist keine gewachsen."

Sie antwortete nicht; aber sie sah ihn mit großen suchenden Augen an, und plötzlich hob sie die Hand, beugte sich vor und legte sie leicht auf seinen Arm: „Hilf mir doch!"

Er sah ängstlich nach der Tür: „Wenn Sie wüßten, wie gerne ich Ihnen helfen würde."

Eva zog ihre Hand zurück: „Ich weiß," sagte sie und lächelte.

„Kann Ihr Onkel Heinrich nichts für Sie tun?" fragte Gieseler sinnend.

„Ach, der Arme," entgegnete Eva, „dem geht es genau so wie uns."

„Es ist schrecklich," stellte der Architekt fest, „und unverantwortlich vom Staat. Mit dieser Inflation hat er seine besten Bürger, den ganzen gebildeten, wertvollen Mittelstand einfach ausgeplündert. Eine schöne Kultur wird das werden — bloß mit den neuen Reichen und all den Beamten."

Eva schwieg; er aber fuhr fort: „Aber da ist doch noch Ihr Onkel Otto; der hat doch ein eigenes Bankgeschäft. Könnten Sie nicht einmal zu dem gehen?"

Sein Gesicht strahlte bei diesem Einfall; Eva sah ihn ein Weilchen mit einem halben, fast nachsichtigen Lächeln an: „Das hätte ich vielleicht gekonnt."

„Na, sehen Sie," sagte er fröhlich, „da haben wir Sie ja schon untergebracht. Die Hauptsache im Leben ist, daß man sich die Möglichkeiten, die man hat, einmal ordentlich klarmacht; dann findet man immer einen Ausweg."

Eva stand auf: „Ich danke Ihnen," sagte sie, wobei ihre Mundwinkel ein bißchen schärfer als sonst gesenkt waren.

„Liebes Herz," äußerte der Architekt, „du tust mir so leid." Und er dämpfte vor Teilnahme seine Stimme, daß

sie draußen bestimmt niemand hören konnte. „Du mußt mir aber versprechen, nicht eine Sache anzunehmen, in der du dich zuschanden arbeitest; dazu bist du viel zu schade."

Sie zuckte die Achseln: „Das ist nicht schlimm. Es gibt so viele, denen es noch schlechter geht; aber ich danke Ihnen."

Er geleitete sie bis ins Treppenhaus: „Und grüßen Sie vielmals zu Hause, und nicht wahr, Sie lassen mich in jedem Fall wissen, ob Sie etwas gefunden haben."

Eva sah einen Augenblick zu Boden: „Das glaube ich nicht."

Der Architekt stutzte: „Wieso?"

Sie sah nicht auf: „Es hat doch keinen Zweck."

Gieseler zuckte gekränkt die Achseln: „Das verstehe ich nicht."

Eva nickte: „Das glaube ich gerne, und darum eben hat es keinen Zweck. Du hast mit deinen Angelegenheiten zu tun – die meinen sind bloß Belastung und unbequem für dich. Ich bin in deinem Leben halb nette Zutat, halb Störenfried – wieso also?"

„Was soll das?" fragte er mit zusammengezogener Stirn.

Jetzt hob Eva den Blick: „Was das soll? Gar nichts Besonderes; ich werde jetzt auch keine Zeit mehr haben, und da will ich dich von vornherein entlasten."

Sie sagte dieses ein bißchen lauter. Der Architekt sah über die Schulter zurück und zog die Korridortüre vorsichtshalber noch etwas weiter zu.

Eva nickte ihm zu: „Siehst du – nun mußt du wieder

Angst haben, daß es einer hört, du Armer. Sei unbesorgt: es war das letztemal, daß ich dich bemüht habe. Ich werde nie mehr etwas von dir verlangen. Ich muß mir schon allein helfen, ohne dich, und ich werde es auch; mach dir keine Sorgen um mich." Sie lächelte ein bißchen: „Vielleicht kann ich sogar noch einmal dir helfen. Lebe wohl!"

Der Architekt hörte drinnen eine Türe gehen; so sagte er nur: „Auf Wiedersehen!"

Aber Eva schüttelte den Kopf: „Nein. Ich brauche jetzt alle meine Kraft. Später vielleicht, wenn Ordnung ist. Bis dahin mußt du schon ohne mich auskommen. Und das wird dir ja nicht allzu schwer fallen."

Damit stieg sie langsam die Treppe hinab, ohne sich noch einmal zurückzuwenden. Der Architekt, B.D.A., sah ihr gedankenvoll ein Weilchen nach; dann zog er mit einem tiefen Seufzer die Türe hinter sich ins Schloß und begab sich von neuem achselzuckend an seine Arbeit.

Himmlische und irdische Liebe

Eva hatte recht. Frau Amélie lebte wie in einem Traum. Sie machte es wie Niederstädt, wenn er geweckt wurde: sie hielt ein Auge zu und vermied jede nähere Berührung mit der Wachheit. Und wenn sie gekonnt hätte, so hätte sie das zweite Auge auch noch zugemacht.

Sie suchte das Gefühl zu hüten, daß ihr nichts geschehen könne. Die Sterne hatten ihr ein ungestörtes Dasein garantiert; daran hielt sie sich. Den Ruck im äußeren Getriebe,

den ganzen Wandel der Verhältnisse, den die Brüder ihr vorgerechnet hatten, nahm sie für vorübergehend. Gewiß, es mochte so sein; aber es würde sich schon wieder geben. Die Sterne würden eingreifen, denn sie hatten sich bei ihrer Geburt verpflichtet, sozusagen für Ordnung in ihrem Dasein zu sorgen. Sie brauchte nur an den Verkünder dieser Sicherheiten zu denken, so fühlte sie im Innersten, daß dieses alles richtig sein mußte. Die Sterne garantierten ihr die Sicherheit des Lebens, er garantierte ihr die Zuverlässigkeit der Sterne.

Frau Amélie dachte oft an den Mann, der ihrem Leben diesen Halt gegeben hatte. Sie hörte seine sonore Stimme und fühlte sich gestreichelt von seinen Worten. Sie sah sein überlegenes Antlitz und dachte beinahe ein bißchen mitleidig an Onkel Otto, der ihr vorgerechnet hatte, daß sie eine arme Frau wäre. Er meinte es ja gut; aber fast mußte sie lachen über den Unterschied zwischen seiner irdischen Betrachtung ihres Daseins und der siderisch durchleuchteten Leonhard Liebes.

Zu der Welt und den Menschen um sie herum hatte sie nicht viel Beziehungen. Sie sah Eva, sie sah Toni, sie sah die Mutter und sprach mit ihnen, aber im Grunde war das alles weit weg, wie durch eine unsichtbare Wolke von ihr abgetrennt. Sie leitete zwar den Haushalt nach wie vor, sie gab den Mädchen Geld für die Wirtschaft, bestimmte die Einkäufe, von denen Luischen seit dem Tode des Großvaters Josias merkwürdigerweise nur noch die Hälfte des früheren Anteils beanspruchte. Aber dieses alles erschien ihr so unwichtig wie die meisten übrigen Dinge des äuße-

ren Lebens. Sie beteiligte sich nur automatenhaft daran und machte infolgedessen ihre Sache viel besser als früher, als sie ihre Rolle wenigstens gelegentlich mit seelischem Anteil gespielt hatte.

Ihren Aktienbesitz hatte sie wenige Tage nach dem Begräbnis des alten Herrn bis auf das letzte Papier verkauft. Die wenigen Tausend Mark, die sich dabei ergeben hatten, hatte sie der Bank überwiesen und dabei in all ihrer Naivität das Richtige getan, weil sie auf diese Weise den ziemlich hohen Zinssatz bekam. Im übrigen aber lebte sie wie früher von ihren Differenzgewinnen jetzt einfach von diesem Gelde. Sie holte ab, was sie brauchte, ohne sich über die Frage den Kopf zu zerbrechen, was geschehen sollte, wenn nichts mehr abzuholen war. Die Sterne würden schon weiter helfen.

Sie wartete auf etwas. In ihr Leben war noch einmal oder vielleicht sogar zum erstenmal von weitem der Abglanz eines Gefühls gekommen und hatte den bis dahin unberührten Kern ihrer Seele, einer kleinen, weißgekleideten Jungmädchenseele, wachgemacht, also daß er, ohne zu denken – denn das hatte er nicht gelernt –, versonnen in den wunderlichen Wirrwarr des Lebens starrte und darauf wartete, daß der Wecker wiederkommen sollte. Denn sie wußte eigentlich nur noch von den Stunden, da unter seinen Worten die kleine, weißgekleidete Jungmädchenseele aufgewacht war. Es war sogar so, daß sie nicht eigentlich auf i h n wartete, sondern nur darauf, daß wieder die Worte und mit ihnen das schöne, wolkige, warme Gefühl über sie kommen sollten.

Und endlich wurde ihr Warten belohnt. Eines schönen

Morgens erhielt sie einen Brief, und in dem Brief stand, daß Herr Liebe erst jetzt zufällig aus einer alten Zeitung von dem schweren Verlust erfahren habe, den sie erlitten hätte, und daß er sich erlaube, der gnädigen Frau sein aufrichtiges Beileid auszusprechen. Er werde sich die Ehre geben, am Nachmittag persönlich seine Aufwartung zu machen – falls die gnädige Frau bereits wieder soweit hergestellt sei, daß sie Besuche empfange. Hochachtungsvoll mit ergebensten Grüßen.

Frau Amélie fand in ihrer alten, zum Widerspruch neigenden Seele das Hochachtungsvoll eigentlich überflüssig, aber ihre neuerweckte Jungmädchenseele war glücklich über die Tatsache des Briefes an sich und duldete nicht, daß die andere, die einer Dame in den besten Jahren gehörte, ihr in die Wolkenwelt ihrer Träume hineinredete. Warum sollte Herr Liebe für sie nicht Hochachtung empfinden, zumal wenn er sie gleich hinterher ergebenst grüßen ließ?

Sie besorgte selbst bei Miericke Kuchen; denn dort war er immer noch am besten. Sie deckte selbst den Tisch, zu welchem Zweck sie dem Mädchen Frida sogar außer der Reihe erlaubt hatte, auszugehen. Sie zog statt des Haustrauerkleides das schwarze Crêpe de Chine-Gewand an, das sie sich am Tage nach dem Tode des Großvaters für alle Fälle hatte machen lassen, und das ihr ausgezeichnet stand, obwohl es noch nicht bezahlt war. Und dann setzte sie sich in das Musikzimmer und wartete, und weil sie nur die kleine, weißgekleidete Seele reden ließ, hatte sie Herzklopfen wie ein Backfisch vor dem ersten Rendezvous.

Dann klingelte es, und sie konnte kaum verhindern, daß sie selbst an die Türe lief und öffnete. Sie hörte draußen das sonore Organ; es klopfte, und im langen schwarzen Gehrock stand der Langerwartete vor ihr.

Leonhard Liebe sagte zuerst gar nichts. Er ergriff Frau Améliens Hand, er zog sie an seine Lippen und ließ sie dort erheblich länger als üblich ruhen. Er legte leicht seine Linke gegen ihren Arm und führte sie zum Sessel. Er nickte bei jedem Schritt stumm, und als sie endlich, ein kleines weißes Taschentuch dekorativ in der Hand, im Sessel saß, ließ er zunächst von oben herab ein tiefempfundenes langsames „Arme liebe gnädige Frau" auf sie hernieder und dann sich selbst in den zweiten Sessel sinken.

Das Mädchen Alma brachte in Vertretung von Frida den Tee. Frau Amélie schenkte selbst ein, und nun begann er: „Wie ist denn das alles so schnell gekommen?"

Sie erzählte mit leidend leiser Stimme, und Leonhard Liebe nickte und aß Kuchen. Zwischen dem ersten und zweiten äußerte er: „Ich habe so viel an Sie denken müssen" – und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „seit ich erfuhr, was Sie betroffen hat".

Frau Amélie sah ihn dankbar an: „Sie haben mir ja so viel Trost gegeben."

„Aber ich bitte Sie," wehrte er ab.

„Doch, doch, ohne Sie hätte ich dies alles gar nicht ertragen."

Er hob bescheiden die Hand: „Ich konnte doch gar nicht bei Ihnen sein."

„Aber Ihre Worte," sagte Frau Amélie, „ich habe sie oft gelesen. Sie haben mir Halt gegeben."

„Ja, ja, die Sterne," äußerte der Dozent Liebe und nahm einen neuen Kuchen.

„Wenn Sie mir nicht gesagt hätten, daß ich mich nicht zu ängstigen brauchte, ich weiß gar nicht, wie ich über alles hinweggekommen wäre."

„Wie schön," sagte Leonhard Liebe. „Aber Sie müssen es auch nicht zu schwer nehmen, liebe gnädige Frau. Gewiß, sterben ist immer ein schwerer Schlag; aber es greift doch mehr in das innere als in das äußere Schicksal ein."

„Nicht nur," meinte Frau Amélie. Gewiß, daß ihr Vater gestorben sei, ginge zunächst nur ihre Seele an; aber inzwischen sei doch alles so anders geworden, und vieles hätte sie so beunruhigt, und die Menschen hätten ihr auch bloß Unangenehmes prophezeit, und da seien die Sterne und seine Worte ihr einziger Trost gewesen.

Liebe lächelte: „Nehmen Sie – ich muß es noch einmal sagen – nicht alles ein wenig zu schwer? Am Ende schließt sich doch jede Lücke wieder, und was zuerst als große Veränderung auch im Äußeren erschien, geht mit der Zeit ganz von selber wieder in die Gewohnheiten des Lebens ein."

Frau Amélie nickte: das sei richtig, und sie hätte es auch immer so empfunden. Mit den Veränderungen hätte sie auch mehr die allgemeinen als die persönlichen gemeint. Von denen sei doch jeder betroffen.

Leonhard Liebe, der sich gerade eine neue Tasse Tee hatte einschenken lassen, sah sie fragend an: „Was meinen Sie damit?"

Sie erklärte, sie meine damit das neue Geld, und was damit zusammenhinge. Da sei doch so vieles ganz, aber auch ganz anders geworden.

Er setzte seine Tasse beruhigt nieder: „Ja so," sagte er — „aber das trifft Sie doch nicht."

Frau Amélie nickte eifrig. Doch, doch, das träfe auch sie. Ihr Besitz wäre genau so in Luft zerronnen bei dieser dummen neuen Einrichtung wie der aller anderen.

Er sah sie ernsthaft an: Gewiß, er glaube gern, daß sie Verluste gehabt habe; aber bei einem so traditionsgetragenen alten Vermögen mache das doch schließlich nicht soviel aus.

Sie betrachtete ihr Taschentuch: „Wie schön, daß Sie das sagen. Ich sage es mir auch immer wieder. Aber mein Bruder hat mir vorgerechnet, daß unser Vermögen überhaupt kein Vermögen mehr sei. Es hätte sich verflüchtigt. Ich finde das lächerlich und bin ordentlich glücklich, daß Sie die Dinge so anders ansehen."

„Das ist ja furchtbar," gestand Herr Liebe.

„Nicht wahr," sagte Frau Amélie, das meine ich auch. Ich verstehe meinen Bruder gar nicht. Wenn Sie nicht gewesen wären, ich hätte mir geradezu Sorgen machen können."

„Aber, gnädige Frau!" beruhigte Leonhard Liebe und rührte ernst in seiner Tasse.

Frau Amélie aber war glücklich. Sie hatte sich ihre Sorgen vom Herzen geredet und konnte weiter von sich sprechen. Und sie tat es und merkte gar nicht, daß ihr Gegenüber viel seltener als sonst von seinem sonoren

Organ Gebrauch machte und, statt zu sprechen, wenn es eine Pause gab, immer wieder ernst in seiner Tasse rührte.

„Sie müssen mich öfter besuchen," bat sie schließlich; „seit Vater tot ist und meine Töchter arbeiten, bin ich so viel allein."

Er schluckte: „Wie gerne, gnädige Frau; aber ich fürchte, gerade in der nächsten Zeit wird sich das schwer machen lassen."

Sie erschrak: „Wieso?"

Er strich sich langsam über sein lockiges Haar: „Ich muß eine größere Arbeit fertigstellen; der Verlag drängt schon, und wenn das erledigt ist, muß ich verreisen."

„Doch nicht für lange?" fragte sie, ohne zu überlegen.

Er ließ die Hand sinken: „Vielleicht doch; man hat mir eine Dozentur angetragen; nun muß ich sehen, ob sich der Posten für mich eignet. Vielleicht bin ich sehr bald wieder da, vielleicht —"

Er vollendete nicht; aber Frau Amélie war es auf einmal, als ob sie in einem eisigen Raum säße. „Aber," sagte sie.

„Ich freue mich so," bekannte Herr Liebe warm, „daß Ihnen meine Worte in dieser schweren Zeit so gut getan haben. Sie werden Ihnen sicher auch weiter helfen."

Frau Amélie sagte nichts mehr.

Und dann sah Herr Leonhard Liebe nach der Uhr und stellte fest, daß er schon über Gebühr ihre Zeit in Anspruch nähme, da sie doch noch so angegriffen sei und Ruhe haben müsse. Er erhob sich und knöpfte seinen eleganten Gehrock langsam Knopf für Knopf zu. Er trat vor Frau

Amélie hin und zog ihre Hand an seine Lippen; aber er ließ sie dort höchstens halb so lange ruhen wie bei seinem Kommen. Er dankte ihr für alle ihre Freundlichkeit und wünschte ihr alles Beste, und sobald er wieder in Berlin wäre, würde er sich ganz bestimmt sofort bei ihr melden: „Auf baldiges, recht gutes und fröhliches Wiedersehen! Gute Nacht, liebe gnädige Frau."

Dann war er draußen, und das Mädchen Frida, das inzwischen heimgekehrt war, half ihm in seinen Mantel. Er sagte: „Danke schön!", ergriff seinen Zylinderhut, nickte ihr zu und war verschwunden.

Und während oben Frau Amélie reglos in ihrem Sessel saß und das kleine weiße Taschentuch seine bisherige dekorative Funktion aufgeben und in Tätigkeit treten, nämlich die Tränen auffangen mußte, die langsam über ihre Wangen liefen, wanderte Leonhard Liebe bereits unten die Kurfürstenstraße entlang. Ein kalter Wind pfiff: er schlug den Kragen seines Mantels in die Höhe und steckte die Hände in die Taschen, sah noch einmal nach den beiden erleuchteten Fenstern oben im zweiten Stock des Hauses Kurfürstenstraße 126c empor und sagte halblaut vor sich hin, ehe er in die Maaßenstraße einbog: „Also wieder nichts!"

Fast zu der gleichen Stunde, da Leonhard Liebe wieder einmal enttäuscht und einsam in die Winternacht hinauswanderte, stieg Otto Voßwinkel langsam und zögernd die wohlbekannte Hintertreppe im Gartenhaus hinauf. Er machte des öfteren halt, überlegte, und als er endlich in der

dritten Etage vor der Wohnung mit dem Firmenschild Gutbier stand, da zog er ein Gesicht, als ob er am liebsten noch im letzten Augenblick umgekehrt wäre.

Aber einmal mußte es sein, und es hatte keinen Zweck, sich zu drücken. Mit mannhaftem Entschluß ergriff er den Klingelknopf und schellte, um sich selbst den Rückweg in die Fluchtversuche abzuschneiden.

Es dauerte ein Weilchen, bis sich drinnen etwas regte. Otto Voßwinkel nahm Haltung an. Die Tür öffnete sich, und es erklang ein freundliches: „Ach, Onkel Otto," denn es war Lottchen, die als Hüterin der Schwelle erschien.

Onkel Otto erkundigte sich, ob die Mama zu Hause wäre.

„Sicher," sagte Lottchen, „sie hat Besuch."

Otto blieb in der Türe stehen: „Besuch? Da gehe ich lieber."

„Ach nee," meinte das Kind, „es ist bloß Herr Hempel," und dann rief es laut und krähend: „Mutti – Onkel Otto ist da."

Diese Art der Anmeldung war Otto Voßwinkel nicht eben angenehm; ihren Konsequenzen aber konnte er sich nicht mehr entziehen. In der Türe des Wohnzimmers erschien die freundliche Gestalt der Direktrice, und ein Geräusch von drinnen verriet, daß auch für Herrn Hempel die Ankunft eines zweiten Gastes sowie dessen Nam' und Art kein Geheimnis mehr war.

Otto Voßwinkel entledigte sich seines Mantels und überlegte dabei, wie er sich verhalten solle; er ging sogar so weit, einen Augenblick zwischen Sie und Du zu schwanken, trotz der freundlichen Anrede „Onkel Otto".

Aber Erna Gutbier machte seinem Dilemma schnell und schmerzlos ein Ende, indem sie ihn zur Tür hineinschob und sagte: „Komm 'rein, setz dich. Trink 'ne Tasse Tee, es ist kalt draußen. Herrn Hempel kennst du doch."

Onkel Otto wußte zwar nicht recht, von welcher Gelegenheit er Herrn Hempel kannte; aber er kannte ihn. Er reichte ihm die Hand, und Hempel lachte ihn freundlich an, sagte „Guten Tag, Herr Voßwinkel", und nach einem Weilchen, als Onkel Otto sich gesetzt hatte, erklärte er händereibend: „Denn will ich auch nicht länger stören."

„Sie stören gar nicht," sagte Fräulein Gutbier. „Trinken Sie ruhig noch eine Tasse Tee."

„Ich möchte nicht gerne," beharrte Hempel. „Wir haben alles beredet, und ich warte nur auf Ihren Bescheid. Es wäre schön, wenn Sie mir bald Antwort geben könnten."

Die Direktrice nickte: „So bald ich kann. Bis dahin warten Sie aber."

„Selbstverständlich," versprach Hempel. „So bin ich doch nich."

Erna Gutbier bestätigte ihm, daß er nicht so wäre, und dann verabschiedete er sich. Die kleine Lotte hing sich an seinen Hals, strampelte mit den Beinen und schrie: „Komm bald wieder," im übrigen aber verlief die Zeremonie ohne weitere Störungen.

Als Erna vom Korridor wieder hereinkam, stand Otto Voßwinkel, beide Hände in den Taschen seines Jacketts, mitten im Zimmer und sah traumverloren auf die gemütliche Ecke mit dem Sofa und dem Teetisch und den freund-

lichen Bildern an der Wand. „Eigentlich hast du's doch wunderhübsch hier."

„Sicher," lachte sie. „Aber mußt du dazu solch ein melancholisches Gesicht machen, Dicker? Wir haben's doch zusammen gemacht."

Er nickte schwermütig: „Ja, ja, ich weiß. Ach, Kleine, es war doch schön!"

„Sag mal, hast du Kater?" fragte Erna. „Oder was fehlt dir sonst?"

„Gar nichts," erwiderte Otto Voßwinkel und trank seinen Tee. „Man ist manchmal so, und das Leben ist auch sehr merkwürdig. Meinst du nicht?"

„Setz dich mal hier neben mich ins Sofa," sagte Erna Gutbier, „da wird dir schon besser werden."

Onkel Otto erhob sich und ließ sich ächzend schwer in die ihm zugewiesene Ecke des Kanapees fallen.

„Nicht so happig," mahnte sie. „Du meinst wohl, Sprungfedern halten ewig."

Er gab einen knurrenden Laut von sich, der Zustimmung wie Ablehnung bedeuten konnte. Er zog seine Tasse nach und fragte, versonnen in ihr rührend: „Was wollte denn Hempel?"

„Ach, nichts," sagte sie, „Geschäfte; du weißt doch, daß er mir immer ein bißchen geholfen hat. Er ist sehr geschickt."

Onkel Otto nickte melancholisch: „Ob er's ist! Er hat's rechtzeitig begriffen. Er war nicht so 'n Esel wie wir."

Erna Gutbier sah ihn von der Seite an: „Was hat er begriffen?"

„Daß es mit dem Bankgeschäft nichts mehr ist. Daß

man was anderes anfangen mußte. Paß auf, der bringt's zu was. Der kommt weiter wie wir."

„Möglich," sagte Erna gelassen.

Otto Voßwinkel überlegte, wie er auf sein Thema kommen könnte. Denn er hatte ein Thema, das ihn hergetrieben hatte, ein gewichtiges, ein peinliches Thema sogar. Aber seine schlichte Seele, literarisch ungeschult, fand den Übergang nicht.

Hilfesuchend sah er sich wieder im Zimmer um. „Wie gemütlich du das alles gemacht hast. All die hübschen Sachen, die du so angeschafft hast!"

„Was hast du schon wieder mit den Klamotten?" fragte Erna Gutbier und sah ihn, langsam aufmerksam werdend, an. „Da ist doch was nicht in Ordnung."

Onkel Otto stieß einen Seufzer der Erleichterung aus: „Ist auch nicht," gestand er. Er war ordentlich glücklich, den Anschluß gefunden zu haben.

„Na, denn man los," sagte sie und lehnte sich in ihre Sofaecke zurück. „Also was hast du?"

„Was ich habe?" fragte Otto Voßwinkel. „Nichts, ich habe nichts mehr."

„Was heißt das?" fragte sie zurück.

„Ich habe nichts mehr," wiederholte er. „Ich bin fertig, erledigt. Wenn du willst, pleite."

„So was Ähnliches habe ich mir gedacht," sagte die Direktrice ruhig. „Siehst du schon klar?"

Er nickte. „Ganz klar. Ich habe Bilanz gemacht. Es bleibt fast nichts. Nur Schulden."

„Viel Schulden?" fragte sie.

„Nein, der Verkauf der Bureaumöbel würde hinreichen, sie zu decken."

„Das ist nicht schlimm," meinte Erna Gutbier.

„Das ist auch nicht das Wesentliche. Schlimmer ist, daß ich selbst ebenso weit bin. Das Geschäft ist hinüber und ich auch. Ich kann von vorn anfangen. Und darum bin ich hier."

„Wieso?" fragte sie.

„Es ist mir sehr peinlich," sagte Otto Voßwinkel.

„Nu rede schon," ermunterte Fräulein Erna, ohne sich in ihrer Ecke zu rühren.

Onkel Otto blickte wieder melancholisch an den Wänden umher. „Du hast das alles hier so hübsch gemacht, und nun kann ich dir —"

„Nichts mehr geben," vollendete sie ruhig.

Onkel Otto nickte und stieß wiederum einen Seufzer der Erleichterung aus. Er hatte sich das viel schwieriger vorgestellt.

„Ich gehe schon eine ganze Weile drum herum," bekannte er; „aber ich habe mich gefürchtet. Nicht vor dir, aber weißt du, ich kann mir nicht vorstellen, daß das hier zu Ende sein soll."

„Ich mir auch nicht," sagte sie gleichmütig.

„Ich hab' hin und her überlegt, was ich machen könnte; ich habe gehofft, daß es vorübergehen würde, daß irgendein Zufall kommen müßte, der alles wieder in Gang bringt. Es hat nichts geholfen."

Erna Gutbier schwieg.

„Ich glaube ja selbst," sagte er, als das Schweigen

anfing, bedrohlich zu werden, „daß es nicht für lange sein wird; aber so leid es mir tut: vorläufig mußt du dich auf dich selber stellen. Sobald ich irgend kann –"

„Das weiß ich," unterbrach sie ihn; „davon brauchst du gar nicht zu reden, Dicker. Um mich brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Viel wichtiger ist, was aus dir wird."

„Ach, ich," sagte Otto Voßwinkel, „ich finde schon irgendwo ein Unterkommen. So alt bin ich noch nicht und Empfehlungen habe ich auch, und dann wird es ja kein Konkurs. Ich mache nur zu. Es verliert niemand etwas."

„Du willst in Stellung gehen?" fragte sie.

Onkel Otto bestätigte dies; es würde ihm nichts anderes übrigbleiben. Und das wäre, wie gesagt, auch alles nicht so schlimm; was ihn bedrücke, sei lediglich die Tatsache, daß er im Augenblick ihr nicht mehr – also daß er ihr nur noch sozusagen ein platonischer Freund sein könnte.

„Das will ich nicht hoffen," sagte Erna Gutbier ruhig. „Um das zu glauben, kenne ich dich auch viel zu gut."

Aber er hatte plötzlich einen Anfall von Heroismus bekommen. Selbstverständlich bliebe er ihr guter Freund; er könne sich ein Dasein ohne sie auch gar nicht mehr vorstellen. Aber es wäre doch alles so verändert, seine ganze Stellung im Leben, er könne keinerlei Ansprüche mehr machen, und sie hätte damit selbstverständlich ihre volle Freiheit wieder.

Hier fing Erna Gutbier an zu lachen. Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Dicker, Dicker, mußt du all den Quatsch auch reden?" Und dann setzte sie sich aufrecht in der Sofaecke zurecht und sagte: „So, nun hör mal zu."

Otto Voßwinkel sah sie wie ein aufmerksamer Teckel bei der Dressur an.

„Du hast kein Geld mehr," stellte sie fest. Er nickte: „Gar keins."

„Du willst dein Geschäft aufgeben?"

„Ich will nicht, ich muß. Soviel Kredit habe ich jetzt nicht, um es wieder in Gang zu bringen."

„Wieviel brauchst du dazu?" fragte sie.

„Eigentlich gar nicht soviel," antwortete er, „und doch sehr viel. Zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Mark. Damit würde ich's riskieren."

Erna Gutbier schüttelte den Kopf: „Das ist zuviel." Sie rieb mit dem Zeigefinger ihrer Rechten nachdenklich an ihrem Kinn herum und betrachtete dabei überlegen ihr Pendant in der anderen Sofaecke.

Mit einem Male ließ sie die Hand sinken, zog ihr linkes Knie halb aufs Sofa und sah Otto Voßwinkel scharf an: „Ich will dir helfen, Dicker."

Onkel Otto machte ein vollkommen verständnisloses Gesicht: „Was heißt das?"

„Ich will dich sanieren," erklärte sie ruhig. „Ich habe eine Stellung für dich und habe das Kapital, das du brauchst, um sie anzutreten."

Er tat, was Männer in Situationen, denen sie nicht gewachsen sind, meist zu tun pflegen: er lachte blöde. „Das wird eine schöne Stellung sein," sagte er mit einem törichten Gesicht, „und Kapitalist bist du auch?"

„Ja," bestätigte sie sachlich, „das bin ich. Ich habe gespart und Hempel hat mir geholfen; ich habe etwas Geld."

Otto Voßwinkel lachte: „Kind, die paar Aktien! Bilde dir bloß nicht ein, daß die noch was wert sind. Was du für Geld hältst, ist Papier, das du dir irgendwo an die Wand nageln oder kleben kannst."

Er schien sich ordentlich erleichtert zu fühlen, froh, seine Überlegenheit wieder zu haben. Aber die Direktrice schüttelte wiederum den Kopf: „Aktien! So dumm bin ich nicht mehr. Wozu hatte ich denn Hempel, der klüger war als ihr alle? Ich habe Devisen."

Otto Voßwinkel bekam große, runde Augen: „Devisen?"

„Ja, Devisen," sagte die Direktrice, „du brauchst gar nicht so zu staunen. Devisen und Rentenmark."

„Woher hast du denn die?" fragte er beinahe mißtrauisch.

Sie lachte: „Ganz ehrlich erworben. Ich hab' nur früher angefangen als ihr."

Otto Voßwinkel machte ein Gesicht, das ausgezeichnet das Kosewort „Dicker" rechtfertigte. „Das verstehe ich nicht," bekannte er.

Fräulein Erna zog auch noch das zweite Knie auf das Sofa und drückte sich in ihre Ecke. „Es ist sehr einfach. Hör zu: Als der Krieg ausbrach, hatt' ich ein paar hundert Mark in Gold liegen. Die habe ich behalten. Dann haben wir ziemlich viel verdient und wenig gebraucht. Es gab ja nichts zu kaufen. Da habe ich wieder gespart, und eines Tages kam Hempel und sagte: ‚Ich würd' das nicht machen. Wenn Sie Ihr Geld jetzt auf die Bank oder Sparkasse geben, dann zeichnen die Kriegsanleihe damit, und wer weiß, wie die nachher steht, und ob die Banken

dann überhaupt zahlen können und die Sparkassen.' Du weißt, er stand immer auf dem Standpunkt, daß sie drüben mehr Geld hatten als wir und daß sie darum den Krieg gewinnen mußten. Und da riet er mir, ich sollt' entweder Schweizer Papiere kaufen oder ganz einfach neutrales Geld, Schweizer Franken oder Gulden oder so was. Ich verstand davon nichts, aber ich wußte schon von meinem Chef, daß er sehr viel verstand."

„Wann war denn das?" fragte Otto Voßwinkel mißtrauisch.

„Im zweiten Kriegsjahr," sagte sie.

„Da kanntest du Hempeln schon?" fragte er noch mißtrauischer.

„Schaf," erwiderte sie, „nu willste wohl noch eifersüchtig werden. Ich kenne Hempeln seit meiner ersten Stellung, wo er Prokurist war, obwohl er erst vierundzwanzig wurde. Durch mich ist er doch überhaupt zum Major gekommen."

„So lange kennt ihr euch?" sagte Otto Voßwinkel und sah sie mit kleinen bösen Augen an.

„Ja," bestätigte sie, „länger als ich dich kenne."

„Das hast du mir aber nie erzählt," behauptete Onkel Otto.

„Dann hab ich's vergessen," erklärte Erna Gutbier, „und es gehört auch gar nicht hierher. Es ist bloß Vorgeschichte. Also hör zu: diesen Rat hat er mir gegeben, und nach diesem Rat habe ich gehandelt. Ich habe gespart und habe das Gesparte eingewechselt und habe mir das fremde Geld hingelegt, als noch keiner wußte, was über-

haupt 'ne Valuta ist. Später als der Dollar stieg, und alles anfing, Aktien zu kaufen, da wollte ich manchmal auch. Aber er hat's nicht gelitten, und nur wenn du mir mal Aktien mitbrachtest, durfte ich damit spekulieren; aber im übrigen sollte ich mich an bares Geld halten und Devisen einwechseln. Darum habe ich mir auch immer von dir Devisen schenken lassen, wenn du welche hattest, und nachher Schatzanweisungen und Goldanleihen, und das liegt nun alles da. Und damit will ich dich sanieren."

Otto Voßwinkel machte einen letzten Versuch, seine männliche Überlegenheit zu retten. Er streichelte ihre Hand und lächelte: „Es ist furchtbar nett von dir, daß du deine Ersparnisse in mich stecken willst. Aber mit so ein paar hundert Mark ist das nicht gemacht."

„Das sind keine paar hundert Mark," erwiderte die Direktrice kühl, „das sind einige tausend Mark, und ich weiß ganz genau, was sich damit anfangen läßt."

Angesichts solcher Zahlen gab Otto Voßwinkel jeden Versuch zur Überlegenheit auf und flüchtete sich nach bewährtem männlichem Brauch in den Heroismus. Er zog seine Hand zurück und lehnte sich aufrecht in die Ecke: „Es freut mich sehr für dich, daß du so gut gewirtschaftet hast, und daß Herr Hempel dich so gut beraten hat. Aber ich würde es unverantwortlich von mir finden, wenn ich dein sauer verdientes Geld in irgendeine unsichere Unternehmung meinerseits steckte."

„Nu redste wie 'n richtiger Mann," sagte Erna Gutbier; „erstens hab ich das Geld nur zur Hälfte sauer verdient, zur andern hast du mir's geschenkt und ich hab's bloß

aufgehoben. Zweitens sollst du's selbstverständlich nicht in eine unsichere Unternehmung stecken, von der du nicht weißt wie sie ausgeht, sondern in eine, die ich schon für dich habe, und drittens will ich dabei auch mein Geschäft machen. Ich geb dir das Geld nur unter einer ganz bestimmten Bedingung."

Otto Voßwinkel sah ein, daß hier auch mit Heroismus nichts mehr zu machen war. Er kapitulierte endgültig und zog sich trauernd ebenfalls auf das Gebiet der Sachlichkeit zurück. „Was ist das für eine Bedingung?"

Erna Gutbier sah ihn ein paar Augenblicke bewegungslos an: „Du mußt mich heiraten."

Vor dem Gesicht, das Otto Voßwinkel bei dieser Eröffnung machte, versagen alle Möglichkeiten literarischer Beschreibung. Er saß und stierte sie an, wie ein Kind, das vollkommen außerstande ist, die Gedankengänge der Erwachsenen auch nur annähernd zu begreifen, und in banger Ergebenheit ihren weiteren Entscheidungen entgegensieht, zugleich mit dem Bestreben, möglichst wenig auf sich aufmerksam zu machen.

Fräulein Erna schien dies zu fühlen; denn sie wurde ein bißchen rot und kehrte zu ihrer Teetasse zurück. „Ich meine so," sagte sie jetzt, ohne ihn anzusehen, „Hempel war vorhin hier; er hat schon im vorigen Monat ein Geschäft für Radioapparate aufgemacht mit einer kleinen Werkstatt dabei. Das will er nun, weil es so gut geht, und wie er meint, eine Riesenzukunft hat, ausbauen, und dazu braucht er Geld. Er weiß, daß ich welches habe, und darum kam er zu mir. Ich habe ihm gesagt, ich will's mir

überlegen; er verspricht sehr hohe Zinsen und absolute Sicherheit. Ich denke nun so: ich kann das Geld dem Hempel geben, oder ich kann es dir geben, daß du es ihm gibst und gleichzeitig sein Teilhaber wirst; denn er sucht jemand, weil er die Arbeit nicht mehr allein machen kann. Beides geht aber bloß, wenn du mich heiratest. Dann kann ich sagen, hier ist Geld, mein Mann gibt es Ihnen, dafür nehmen Sie ihn in Ihr Geschäft. Ich kann aber nicht sagen: hier ist mein Geld, und hier ist Herr Voßwinkel, ihr neuer Compagnon. Das geht nicht."

Onkel Otto mußte zugeben, daß das nicht ginge. Im übrigen war er sich aber absolut nicht im klaren, ob das andere ginge — das, wovon Fräulein Gutbier der Meinung war, daß es möglich sei. Erna Voßwinkel, geborene Gutbier, dachte er unwillkürlich, und so sehr er sich genierte — etwas in ihm lehnte sich dagegen auf.

Die Direktrice schien dieses zu fühlen. Sie lächelte: „Das war's, was ich dir sagen wollte. Und nun sage gar nichts, sonst redest du am Ende etwas, was dir später unangenehm ist, und das sollst du nicht. Geh jetzt ruhig nach Hause, Dicker, und überleg dir die Geschichte. Es ist schade, daß du keinen vernünftigen Menschen hast, mit dem du es besprechen kannst; aber in deiner Familie bist du noch der Vernünftigste. Und mit Hempel, das geht nicht. Also berede es mit dir und laß dir Zeit. Und wenn du nicht willst, dann ist's auch gut. Nur, dann kann ich dir nicht helfen. Und dann mußt du wirklich sehen, wie du allein weiterkommst. Aber eines will ich dir noch sagen: Du darfst mich nicht falsch verstehen und dir etwa einbilden, daß ich mit

dem Geld jetzt nach dir angeln will. Ich hab mir nichts daraus gemacht, mit dir zu leben als Erna Gutbier, und ich würde mir weiter nichts daraus machen. Die Leute haben sich daran gewöhnt, sogar deine Verwandten, obwohl es denen am schwersten fällt, und Standesamt ist ja ganz schön; aber wenn man älter wird, verliert es seinen Reiz. Ich sage es dir wirklich nur, weil es in diesem Fall nicht anders geht — um deinetwillen." Sie lachte ein bißchen: „Ich kann von dir wohl Geld nehmen, ohne mit dir verheiratet zu sein; aber du beim besten Willen nicht von mir. Das habt ihr nun mal so schlau eingerichtet."

Damit stand sie auf, und Otto Voßwinkel erhob sich ebenfalls. Er sagte wirklich nichts mehr; er verabschiedete sich und schüttelte der kleinen Lotte die Hand, die sich erkundigen kam, ob es nicht bald Abendbrot gäbe. Nur ganz zuletzt, als er schon in der Tür stand und Erna ihn nochmal von unten herauf ansah, da faßte er plötzlich ihre Hand, zog sie in die Höhe und drückte einen Kuß darauf. Das war für sein hamburgisches Temperament schon ein ganz gewaltiger Ausbruch.

Konferenzen

Herr Hempel saß in seinem Zimmer bei Major Berecke. Das heißt, eigentlich saß er nicht, sondern er tobte umher. Er hing mit seiner Kehrseite nur noch halb in seinem Stuhl und rutschte im übrigen mit Kopf und Oberkörper suchend auf der vollbepackten Platte seines Schreibtisches

herum. Dazu gab er ab und zu unartikulierte Laute von sich, welche einem neben ihm stehenden jungen Mädchen gedämpfte Töne befriedigter Bosheit entlockten.

„Wenn Sie sich doch bloß einmal an Ordnung gewöhnen könnten," stieß er schließlich, sich aufrichtend, aus den Tiefen seiner gequälten Seele hervor. „'ne halbe Stunde dauert das Suchen nu schon, un alles bleibt liegen."

„Sie haben mich nur für Stenogramm und Schreibmaschine engagiert, Herr Hempel, nicht für Registratur," sagte das Mädchen spitzig. „Wie war der Name des Absenders, den Sie suchen?"

„Choral!" schrie Herr Hempel in einem Ausbruch leidenschaftlichen Temperaments.

Die Maid machte ein ironisch überlegenes Gesicht: „Dann steht er doch selbstverständlich unter K."

„Fräulein!" krächzte Herr Hempel und stürzte an ihr vorbei auf ein Büchergestell los, dessen obere drei Reihen von lauter Briefordnern eingenommen wurden.

Er riß eine Mappe heraus und stieß dabei gegen das Tischchen mit der Schreibmaschine, so daß ein Stoß Durchschlagpapier sowie ein Gummi, eine schwarze Zahnbürste, drei Bleistifte und einige Kuverts in großem Bogen an die Erde fielen beziehungsweise flatterten.

„Eene Enge is das hier!" stöhnte er, warf die Mappe auf den Schreibtisch und blätterte mit verbissener Energie darin herum.

„Fräulein!" sagte er langsam und langgezogen in jenen halblauten Tönen, in denen die hilflose Wut gequälter

männlicher Seelen zuweilen den letzten Ausweg sieht: „Frräulein, hier ist er!"

„Was habe ich gesagt?" fragte hoch, schnell und spitz das Mädchen zurück. „Die ganze Sucherei hätten Sie sich sparen können."

„Fe – räulein!" wiederholte Herr Hempel mit den dumpfen Tönen eines röhrenden Hirschs, „Fe – räulein, Choral schreibt sich mit Ch!"

„Aber Ko gehört unter K," sagte die Maid; „wenigstens hab ich's so gelernt."

„Ich möchte wissen, wo Sie gelernt haben," flüsterte Herr Hempel mit gefahrdrohender Beherrschtheit.

Hierauf verweigerte die Maid die nähere Auskunft. Sie hatte die Unterschriftenmappe beiseite gelegt und dafür ihrem Miniaturtäschchen, das neben der Schreibmaschine lag, ein Spiegelein entnommen, in dem sie interessiert ihre Nasenspitze besah. „Vorhin war Fräulein Gutbier hier," bemerkte sie dazu. „Sie möchten zu ihr kommen."

Hempel stierte sie, aus seinen Gedankengängen gerissen, verstört an. „Was soll ich?" fragte er, den Leitzordner drohend in der Hand.

„Zu ihr kommen," wiederholte die Maid und begann die von Herrn Hempel heruntergewehten Briefbogen, Kuverts, Zahnbürsten und Bleistifte einzeln aufzulesen.

Ergeben sah Alwin Hempel diesen Ordnungsbestrebungen seiner lieblichen Helferin zu. Er wußte doch, daß er warten mußte, bis sie sich von ihrer Anstrengung wieder erholt haben würde.

Auf einmal klopfte es. Auf sein Herein erschien Frau Krüger, die Aufwartefrau des Major Berecke, in der einen Hand einen Besen, in der anderen einen dicken Packen Briefe.

„Wer't ooch so jut hätte," sagte sie und reichte ihm das Paket. „Alle Tage so ville Briefe, und so 'n hübschet Fräulein, das fleich de Antwort schreibt; Sie haben's jut, Herr Hempel."

Hempel verspürte ein sanftes Bedürfnis, Frau Krüger mit samt ihrer Post zur Türe hinauszubefördern. Er sah verzweifelt auf den Schreibtisch, auf dem noch die Hälfte der gestrigen Abendpost unerledigt lag.

„Wann soll ich zu ihr kommen?" fragte er plötzlich mit einem Gedankensprung die Maid, die am Boden hockend nachdenklich einen Bleistift betrachtete und überlegte, ob sie zuerst ihn oder ein danebenliegendes Kuvert emporheben sollte. „Zu wem," fragte sie und blieb sitzen.

„Zu Fräulein Gutbier," ächzte Hempel.

„Ich weiß nicht," erwiderte das schöne Fräulein, sich erhebend. „Warten Sie mal. Nein, ich weiß nicht. Sie sagte so was – ich habe nich verstanden."

„Dann fragt man doch!" wagte Hempel zu bemerken.

Die Schöne sah nach der Uhr: „Ich gehe jetzt Mittagessen. Es ist zwölf. Guten Tag, Herr Hempel." Damit warf sie erst ihm, dann den letzten Durchschlagpapierbögen am Boden einen freundlichen Abschiedsblick zu und verließ mit zierlichem Stöckelgang das Gemach der Arbeit.

Hempel stierte ihr mit den Gefühlen eines mühsam verhinderten Lustmörders nach. Dann schob er den Briefford-

ner wieder in die Reihe, sammelte die letzten Bögen ein, deckte die Kappe über die Schreibmaschine und sagte aufatmend: „Also, so geht das wirklich nich weiter." Und dann ergriff er das Telephon, um sich bei Erna Gutbier zu erkundigen, wann sie seinen Besuch wünsche.

Sie wünschte ihn am Nachmittag gleich nach Geschäftsschluß, und er erschien zur angegebenen Stunde. Aber auf seinem Gesicht lag noch immer ein Abglanz der Freuden des Vormittags, also daß Erna Gutbier zunächst nicht von ihren Angelegenheiten anfing, sondern sich teilnahmsvoll erkundigte, was ihm denn fehle.

„'s geht nicht mehr," sagte Herr Hempel. „Ich werd' verrückt in dem Loch!"

„Wieso?" fragte die Direktrice.

„Ich hab' keen' Platz," erwiderte er vorwurfsvoll. „'s wächst mer über'n Kopf. Ich brauch 'ne vernünftige Wohnung und 'n Büro."

„Geht das Geschäft so gut?" fragte sie sachlich interessiert.

„Noch besser," antwortete er. „Es ist d a s Geschäft."

Fräulein Gutbier betrachtete ihn ein Weilchen; dann sagte sie: „Deswegen wollte ich mit Ihnen reden."

Und dann erzählte sie, daß sie sich die Sache eingehend überlegt und auch mit ihrem Verlobten besprochen hätte, und daß sie bereit sei, ihm das Geld, das er brauchte, zu verschaffen.

Bei dem Wort Verlobter machte Alwin Hempel große, runde Augen und sah Erna Gutbier ein Weilchen mit einem Ausdruck an, dem sie deutlich entnehmen konnte, daß

seine geistigen Fassungskräfte im Augenblick von der Betrachtung dieses Begriffes absorbiert waren.

Aber sie ließ sich dadurch nicht aus dem Konzept bringen. Sie selbst, sagte sie, wolle sich nicht ganz entblößen und könne daher nur einen Teil des Geldes, das Hempel benötigte, aufbringen; ihr Verlobter, Herr Voßwinkel, sei aber erbötig, seinerseits unter gewissen Bedingungen die Restsumme beizusteuern.

Alwin Hempels Augen wurden noch runder und größer, als er den Namen Voßwinkel hörte. Erna Gutbier sah, wie es in seinem Gesicht arbeitete; aber sie sagte nichts und ließ es arbeiten. Sie kannte Hempel und wußte, daß er zuletzt auch diese Angelegenheit vom vernünftigen, das heißt vom geschäftlichen Standpunkt betrachten würde.

Sie hatte sich nicht getäuscht. „Voßwinkel?" sagte er fragend, und dann unverfälscht sächsisch: „Oddo?"

Erna nickte: „Er will sich verändern. Ich habe mit ihm über Ihre Sache gesprochen, und er interessiert sich dafür. Er würde Teilhaber werden, nicht bloß Geldgeber, und selbst mitarbeiten."

Diese Mitteilungen genügten, um die Hälfte von Alwin Hempels Aufmerksamkeit von seinen seelischen Vorgängen ab und auf die wichtigeren des Geschäftes hinzulenken. Er machte ein mißtrauisches Gesicht: „Dreinreden will er ooch?" sagte er leicht gereizt.

Erna Gutbier lachte: „Nein, das will er nicht. Die Leitung überläßt er Ihnen. Denn vorläufig versteht er nichts davon. Aber die Sache interessiert ihn, und er will etwas zu tun haben."

Alwin Hempel knurrte etwas vor sich hin: „Wieviel will er denn einzahlen?"

„Die ganze Summe," antwortete sie.

Da strahlte Hempels Gesicht. Er griff nach seiner Teetasse und lächelte: „Nu, das is was anders. Da läßt sich drüber reden."

Und sie redeten darüber. Hempel erklärte sich bereit, Herrn Otto Voßwinkel als tätigen Teilhaber in seine Firma aufzunehmen. Die Summe, die dieser mitbrachte, sollte zur Erweiterung des Betriebes, vor allem zum fabrikmäßigen Ausbau der jetzigen kleinen Werkstatt für Radio, nach der Seite der Kopfhörerfabrikation benutzt werden. Man wollte keine großen Bauten machen, äußerlich nur das Notwendigste. Aber man wollte die Produktion auf ein Maximum steigern, weil schon die nächsten Wochen die offizielle Freigabe des Rundfunks durch die Behörden und dann einen Riesenansturm des Publikums auf diese neue Volksunterhaltung bringen mußten.

Erna Gutbier nickte zu alledem. „Einverstanden," sagte sie, „ich bin sicher, daß Otto mit allem zufrieden sein wird."

„Wenn'ch bloß 'ne andere Wohnung hätte," stöhnte Hempel, dem plötzlich wieder der Kampf mit seiner Vormittagsmaid einfiel. „Man könnt nochmal soviel machen."

„Mieten Sie sich doch noch 'n Zimmer," rief die Direktrice.

Er schüttelte den Kopf: „Das hat keinen Zweck; ich müßte eine Wohnung haben, von der ich einen Teil als Bureau und Musterlager benutzen kann. Möbliertes Zim-

mer hilft da nischt. Ich hab' schon alles mögliche versucht. Es ist nischt zu finden."

„Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen auch noch eine Wohnung verschaffe?" fragte sie. „Vier bis fünf Zimmer, gute Gegend, abgetrennt, möbliert oder unmöbliert."

„Großart'ch," sagte Alwin Hempel. „Ich gebe einen kompletten Radioapparat, mit Kopfhörern und allem Zubehör, gebrauchsfertig angebracht. Haben Sie wirklich 'ne Wohnung für mich?"

„Ich glaube, ich hab' eine," antwortete sie. „Sie kriegen morgen Bescheid. Kommen Sie vormittags einmal herauf; ich werde Otto herbitten; dann können wir alles erledigen."

Hempel nickte und erhob sich. Als er sich von ihr verabschiedete, sah er sie ein Weilchen an. Schließlich fragte er: „Und die Provision für Ihre Vermittlung?"

Sie schüttelte den Kopf: „Von Ihnen nehme ich keine, bloß den Apparat."

Er nickte wieder: „Sie werden ja nun auch Frau Voßwinkel."

Da strahlte das Gesicht der Direktrice Erna Gutbier in einem wunderlichen Gemisch von Stolz und Freude, und sie sagte weiter nichts als ein schönes klingendes: „Ja."

Die Konferenz zwischen Hempel, Otto Voßwinkel und Erna Gutbier war lange und ernsthaft. Zuerst war die Situation ein bißchen beklommen. Aber Fräulein Gutbier hatte es sehr schnell verstanden, eine berlinisch sachliche Atmosphäre zu schaffen, von der aus die verschiedenen An-

gelegenheiten ohne Schwierigkeiten behandelt werden konnten.

Sie begannen mit dem Wichtigsten, mit Otto Voßwinkels Eintritt in die Firma. Das ergab sich ganz von selbst, weil dabei zunächst Fräulein Gutbier reden mußte. Nachher waren dann die beiden Männer sozusagen auf dasselbe Brett gestellt und mußten nun sehen, wie sie miteinander fertig wurden. Höhe der einzuzahlenden Summe, Sicherheiten von seiten Hempels, Abgrenzung der beiderseitigen Rechte und Pflichten erledigten sich ziemlich rasch und einfach, und über dieser raschen und einfachen Erledigung erwuchs sehr bald eine Stimmung, die es ermöglichte, auch diffizilere Probleme zu behandeln.

Alwin Hempel war es, der diese Probleme zur Sprache brachte. „Das is nu alles sehr schön un sehr gut," sagte er, „und um den Erfolg bin ich nicht bange. Die Frage is bloß; wo kriegen wir 'n Büro her? Können wir nich Ihre Wohnung nehmen, Herr Voßwinkel?"

Otto Voßwinkel sah ihn ein bißchen ungewiß an und wandte dann den Blick zu Erna hinüber. „Ich weiß nicht," sagte er, „ich wohne draußen in Dahlem."

„Nee," lehnte Hempel ab, „Dahlem geht nich. Da kost ja 's Fahrgeld mehr wie der ganze Gewinn."

„Ich will nicht hoffen," sagte Onkel Otto.

„'s war nur Spaß," beruhigte Alwin Hempel, „aber 's geht wirklich nicht. Wir brauchen Büro und Musterlager, und ich kann keinem Kunden zumuten, nach Dahlem zu kommen. Da machen se nich mit."

Onkel Ottos Blick war überlegend an Ernas Augen

hängen geblieben: „Wie wäre es denn –," begann er langsam, etwas zögernd, sie nickte ermutigend: „Das habe ich auch schon gedacht."

„Du meinst?" sagte er fragend.

„Aber du hast doch neulich selbst davon gesprochen, daß deine Schwester vermieten muß," entgegnete Erna Gutbier.

„Ach so," antwortete Otto Voßwinkel begreifend, „ich dachte, du meintest hier –," und er sah sich im Zimmer um.

„Nee," sagte Erna kühl, „hier bleib' ich. Wir müssen doch auch eine Wohnung haben."

„Ich dachte Dahlem," wagte Onkel Otto schüchtern zu bemerken.

Aber die Direktrice lachte: „Mein Lieber, wir fangen erst an, und zum Anfang ist Hinterhaus und drei Zimmer viel klüger als Dahlem. Mit Dahlem hört man auf. Du ziehst zu mir, das ist billig und kostet viel weniger Spesen. Wenn wir soviel Geld verdienen, wie Hempel glaubt, dann wohnen wir in einem Jahr sowieso irgendwo draußen."

„Sicher," sagte Hempel, „ich übernehme Garantie."

„Außerdem bekommst du, wenn du deine Dahlemer Wohnung aufgibst, viel mehr Abstand, als ich hier bekommen würde," erklärte Fräulein Gutbier sachlich.

Onkel Otto nickte; er war ein bißchen kleiner geworden.

„Ihre Frau Schwester will vermieten?" begann Alwin Hempel die Unterhaltung von neuem.

„Wir haben es ihr vorgeschlagen," bestätigte Otto Voßwinkel. „Die Wohnung ist viel zu groß für sie. Sie

könnte ganz gut die Hälfte abgeben. Küche brauchen Sie ja nicht."

„Nee," sagte Hempel, „ich hab' 'n Spirituskocher. Wieviel Zimmer sind's denn?"

„Vier oder fünf," berichtete Onkel Otto.

„Großart'ch," meinte Alwin Hempel, „das wäre gerade, was wir brauchen. Glauben Sie, daß sie's tut?"

„Ich glaube ja — aber Sie müssen mit ihr reden."

„Zwei Zimmer müßten leer sein," sagte Hempel, der in Gedanken bereits einzog.

„Das besprechen Sie nur mit ihr," äußerte Otto Voßwinkel etwas ungeduldig.

„Hab' ich nicht gesagt, daß ich Ihnen eine Wohnung verschaffe?" fragte Erna Gutbier.

„Ich hab' den Apparat schon ausgesucht," entgegnete Alwin Hempel. „Sie müssen mir nur sagen, wo ich ihn anbringen soll."

Und dann fuhr er, zu Otto Voßwinkel gewendet, fort: „'ne Antenne müssen wir natürlich über den Hof ziehen lassen, gleich heute."

„Was ist das, 'ne Antenne?" fragte Onkel Otto.

Alwin Hempel lächelte: „Das werden Sie schnell genug gelernt haben."

Am Nachmittag klingelte Alwin Hempel, angetan mit seinem neuesten Cut, an der Türe mit dem gelben, großen, hochmütigen Messingschild: Jordan und ließ sich von dem Mädchen Frida bei Frau Amélie melden. Frau Amélie bedauerte sehr, sie wäre zu angegriffen.

Hempel sah das Mädchen Frida überlegend an: „Das 's schade! – Sagen Sie mal, kann ich denn vielleicht eine der jungen Damen sprechen?"

„Fräulein Eva ist zu Hause," antwortete das Mädchen.

„Ach, fragen Sie mal," bat Herr Hempel.

Das Mädchen fragte, und Hempel wurde ins Musikzimmer hineingelassen. Frida hatte nur eine einsame Glühbirne am Kronleuchter angeknipst; so erschien ihm der Raum, in dem er so oft mit Josias und dem Major Skat gespielt hatte, seltsam fremd und tot. Da er aber die Wartezeit benutzte, um ihn sogleich auf die Möglichkeit der Besetzung mit Bureaumöbeln zu taxieren, kam ihm das Stimmungsmoment nur wenig zum Bewußtsein.

„Guten Tag, Herr Hempel," sagte eine Stimme, als er gerade dabei war, die Registratur unterzubringen. Er drehte sich um; schwarz und blaß stand Eva hinter ihm.

Alwin Hempel genierte sich ein bißchen. Er wußte nicht recht, wie er anfangen sollte, und redete zuerst von diesem und jenem. Aber schließlich ermannte er sich und begann zu erzählen, warum er gekommen wäre. Wie Herr Voßwinkel ihm von den Vermietungsabsichten erzählt hätte und daß das, was sie von ihrer Wohnung abgeben wollten, gerade das wäre, was er suchte. Und darum wollte er fragen, ob es richtig wäre, und wenn ja, ob die Frau Mutter vielleicht geneigt wäre, ihm diesen Teil der Wohnung zu überlassen.

Eva hörte schweigend zu: „Gewiß, Herr Hempel, Mutter will vermieten," antwortete sie schließlich und setzte mutig hinzu: „Ich könnte auch sagen, sie muß."

„Sagen Sie das nicht," bat Herr Hempel.

Eva lachte ein bißchen, und dann versprach sie, den Fall mit Frau Amélie zu besprechen und ihm Bescheid zu geben.

„Wieviel Zimmer wollten Sie denn eventuell nehmen?"

„Vier, dacht' 'ch," sagte Hempel sehnsüchtig, „wenn ich kriege, auch fünf."

Eva nickte: „Sie wollen wohl bald Bescheid?"

„Sobald wie möglich. Reden Sie Ihrer Frau Mutter zu, daß sie ja sagt. Sie kriegt auch 'n schönen Apparat für alle."

Eva sah ihn erstaunt an: „Was für einen Apparat?"

„Radio natürlich," antwortete Hempel, „wo sie ohne Draht Konzert und Vorträge und alles hören und dabei ruhig zu Hause bleiben können."

Sie lächelte: „Ich weiß nicht, ob Mutter das annehmen wird."

„Sie kann's ruhig nehmen, wo doch Ihr Onkel jetzt mein Kompagnon wird."

Auf diesem Wege erfuhr Eva, daß die Direktrice Erna Gutbier demnächst ihre Tante und Alwin Hempel der Geschäftsfreund ihres Onkels werden würde. Aber sie bewahrte Haltung und sagte nur: „Also ich werde mit Mutter sprechen. Vielleicht fragen Sie in einer Stunde noch einmal nach."

Sie geleitete ihn zur Türe, und dann ging sie zu Frau Amélie. Sie trug ihr alles vor und fragte dann: „Wie denkst du darüber, Mama?"

Frau Amélie, die, ein Buch in der Hand, malerisch auf

ihrer Chaiselongue lag, sah sie mit leidendem Blick an: „Was soll ich dazu sagen?"

„Je nachdem, ja oder nein. Das Angebot scheint mir sehr günstig."

„So," meinte Frau Amélie gleichgültig. „Herr Hempel, das ist dieser junge Mann, der uns damals aus dem Fahrstuhl holte, nicht wahr? Er sollte sich besser anziehen. Aber mir ist alles gleich," und sie lehnte sich seufzend wieder zurück.

„Liebe Mama, es handelt sich um deine Wohnung," sagte Eva mit leichtem Vorwurf.

„Tut es das?" fragte die Mutter. „Ich weiß nicht, sage du mir, was ich tun soll. Mir ist ja alles so gleichgültig. Ich gehöre ja nicht mehr in diese Welt."

„Aber Mama!"

„Bitte, entscheide du doch," entgegnete Frau Amélie nervös, „ich bin mit allem einverstanden."

Dann richtete sie sich halb auf: „Wieviel Zimmer will er denn?"

„Vier," berichtete Eva, „am liebsten fünf."

„Warum nicht gleich die ganze Wohnung?" fragte Frau Amélie pikiert.

„Mama, es wäre ein Glück für uns."

„Glück?" Die Mutter lachte. „Du bist sehr bescheiden."

„Wir müssen doch leben. Wir müssen die Miete bezahlen. Großmutter braucht allerhand für sich. Woher willst du das nehmen."

„Ich weiß nicht," sagte Frau Amélie.

„Wieviel Geld haben wir denn überhaupt noch?" fragte Eva weiter.

„Ich weiß nicht," sagte Frau Amélie.

„Hast du überhaupt noch etwas?"

„Ich weiß nicht," antwortete Frau Amélie.

„Wovon leben wir denn eigentlich? "

„Ich bestelle telephonisch." Frau Amélie drehte das Gesicht zur Wand. „Laß mich in Ruhe."

„Schicken die Leute denn keine Rechnung mit?" erkundigte sich Eva.

„Ich weiß nicht," wiederholte Frau Amélie, „der Fleischer hat neulich eine geschickt. Sie liegt, glaube ich, in der Küche. Und der Kaufmann auch. Das Brot habe ich aber immer bezahlt."

„Wie lange geht denn das schon so?" fragte die Tochter entsetzt.

„Ich weiß es nicht, seit ein paar Wochen. Das geht dich auch gar nichts an; das sind meine Sachen. Wie kommst du überhaupt dazu, dich in meine Angelegenheiten zu mischen."

„Liebe Mama, ich fragte dich wegen der Wohnung, daher komme ich dazu."

„Vermiete sie doch," sagte Frau Amélie. „Du kennst Herrn Hempel ebensogut wie ich. Ich weiß überhaupt nicht, warum ich immer alles machen soll."

„Also du bist einverstanden?"

„Ihr macht ja doch was ihr wollt. Da tut es doch gleich."

Da ging Eva hin und vermietete die drei Vorderzimmer und das Eßzimmer, und wenn es irgend möglich wäre — von seiten der Familie Jordan möglich wäre — noch ein

fünftes Zimmer an Herrn Alwin Hempel als Wohnung, Bureau und Musterlager.

„Woll'n wir Kontrakt machen?" fragte Herr Hempel.

Eva wurde verlegen: „Ich bitte Sie!"

Aber Alwin blieb fest. „Nee, das is falsch," sagte er, „Ordnung muß sein. Schreiben Sie mal —"

Als ihm zum Bewußtsein kam, was für einen Faux-pas er gemacht hatte, sah er sie erschrocken an: „Entschuldigen Sie, ich dachte ich wäre bei meiner Schreibmaschine."

Das war natürlich nur eine halbe Entschuldigung; aber Eva erleichterte ihm die Sache: „Wenn eine da wäre, würde ich gerne schreiben."

„Sie können Maschine schreiben?" fragte er erstaunt.

Sie nickte: „Schreibmaschine, Stenographie, ein bißchen Buchführung, englisch und französisch. Wollen Sie mich nicht engagieren?"

Sie lachte, aber Alwin Hempel blieb ernst: „Sie machen doch Spaß?"

„Im Gegenteil, ich suche wirklich eine Stellung. Sie können mich engagieren," wiederholte sie.

Einen Augenblick sah Alwin Hempel sie überlegend an; dann sagte er: „Das mach'ch; das paßt großart'ch. Mit meiner zerplatz ich jeden Tag. Mehr als zerplatzen kann ich bei Ihnen ooch nich."

Eva lachte: „Sie werden schon nicht. Aber jetzt machen S i e doch Spaß?"

„Nein," schrie Herr Hempel, „ich meine es ernst. Von morgen an, wir müssen gleich zwei Kontrakte machen."

Er sah sich wild im Musikzimmer um. „Also hier geht's nicht; hier können wir schwer arbeiten; aber warten Sie mal." Er lief ins Nebenzimmer, in dem bis vor einigen Wochen Herr Johannson gewohnt hatte.

„Hier geht's, hier geht's!" schrie er. „Ich hole die Schreibmaschine, und wir machen die Kontrakte. Da können wir gleich probieren, was Sie können."

Er lief zur Tür, aber auf halbem Wege machte er halt. „Ja so, wir sind ja noch gar nicht einig. Was verlangt denn Ihre Frau Mutter?"

„Ich weiß nicht," gestand Eva und ärgerte sich, daß sie die Formel Frau Amélies gebrauchen mußte.

„Fünf Zimmer, drei möbliert, zwei unmöbliert," sagte Herr Hempel. „Was kostet denn jetzt die ganze Wohnung?"

„Ich weiß es nicht," mußte Eva nochmals bekennen.

Hempel überlegte: „Ich will Ihnen was sagen. Fragen Sie mal Ihre Mutter, ob ihr das recht ist: Ich zahl', weil ich doch die besten Zimmer nehme, vorläufig die Miete für die ganze Wohnung! 's wird ja nicht soviel sein. Ebenso Telephon und Licht. Würden Ihre Mädchen das Reinemachen übernehmen?"

„Sicher," sagte Eva.

„Dann würd' ich für das eine Mädchen den Lohn bezahlen, und Ihre Mutter gibt ihr die Verpflegung," entschied Herr Hempel.

Eva nickte stumm.

„Und was wollen Sie?" fragte er kurz.

„Ich?" und nach einem Weilchen blieb Eva nichts

übrig, als zum dritten Male zu wiederholen: „Ich weiß nicht."

Hempel lachte: „Die Dame, die ich jetzt habe, bekommt bei halber Arbeitszeit monatlich fünfzig Mark, weil sie 'ne Verwandte eines Bekannten ist, und dafür kann sie gar nischt. Wenn Sie was können, zahl ich Ihnen gern mehr. Aber bloß mit dem Vormittag wird's nicht getan sein."

„Setzen Sie doch eine Summe aus," sagte Eva.

„Nee," erwiderte Hempel, „darüber müssen wir uns einigen, aber wir werden uns einigen. Und nu hol'ch die Schreibmaschine."

Sie hatten sich geeinigt. Frau Amélie hatte ihm die halbe Wohnung, Eva ihre ganze Arbeitskraft vermietet. Eva war zufrieden. Frau Amélie hatte gesagt: Eigentlich müßte er das Doppelte bezahlen. Aber sie hatte es nur zu Eva gesagt.

Hempel wollte sofort einziehen; denn die Arbeit drängte. Er erschien schon am nächsten Tag und gab höflich, aber ohne sich in Diskussionen einzulassen, Anweisungen, wie er die Zimmer eingerichtet haben wollte.

„Das soll alles 'raus?" fragte Frau Amélie entsetzt.

Hempel lächelte: „Gnädige Frau, 's kommt auch 'n Tag, wo alles wieder 'reinkommt. Aber jetzt hilft's nischt, jetzt muß 's 'raus."

„Wo soll ich denn damit hin?" fragte sie.

„In die anderen Zimmer, in den Korridor, auf'n Boden — bloß 'raus."

„'s Eßzimmer können Sie so lassen," fügte er freund-

lich hinzu, „das soll mein Wohnzimmer werden, und es is sehr schön."

Es blieb Frau Amélie nichts übrig – sie mußte sich fügen. Sie fand Hempel gräßlich und war empört über Eva, daß sie überhaupt auf diesen Handel eingegangen war und sogar für diesen Menschen arbeiten wollte. Aber Alwin Hempel hatte sozusagen eine gemütvolle Energie, mit der er alles, was er wollte, durchsetzte. Er ordnete einfach an, und dann geschah es. Er bekam es sogar fertig, Frau Amélie zu überzeugen, daß eine getrennte Benutzung der Aufgänge das einzig Mögliche wäre. Sie wurde zwar blaß bei der Vorstellung, künftig über die Hintertreppe in ihre Wohnung gelangen zu müssen; aber Hempel sagte freundlich: „Sehn Se, gnädige Frau, ich mach mir's abends gerne legere, und wenn'ch denn da so halb nackig in meinem Zimmer sitze, und Sie kommen durch, oder die jungen Damen, das ist doch zu genierlich. Das geht doch nicht."

Frau Amélie fand zwar im Innersten, daß es eine viel einfachere Lösung gäbe, derart, daß Herr Hempel auf seine Legerität verzichtete; aber angesichts seiner absoluten Sicherheit brachte sie nicht den Mut auf, dies zu äußern, sondern fügte sich.

Und dann erschienen eines Vormittags drei starke Männer mit blauen Kitteln und lauten Stiefeln und begannen, die Möbel der Familien Jordan und Voßwinkel von ihren traditionsgeheiligten Stätten mit rauhen Händen zu entfernen und teils auf den Boden, teils in den langen Korridor hinten, teils in die Zimmer der Damen

zu transportieren. Was zurückblieb waren bei Schränken und Kommoden, Büfetts und Truhen lediglich die nicht sehr beliebten viereckigen abgenutzten Eindrücke im Parkett oder im Fußboden und Staub, ganz gewöhnlicher altersgrauer Staub, der sich da und dort sogar in großen Flocken hinter Schränken und Büfetts, Kommoden und Truhen angesammelt hatte.

Am Nachmittag aber kam Frau Luise Niederstädt. „Scheen sieht det aus," sagte sie, als sie das umgebaute Musikzimmer betrat. „Scheen sieht det aus," äußerte sie noch einmal, als sie den langen Korridor zum Nebeneingang entlang turnte, auf dem jetzt die Eichengarnitur in flämischem Barock und der Bücherschrank Platz gefunden hatten. „'ne Wohnung soll det sind? 'ne Räuberhöhle is det! Da müßt ihr euch schon 'ne Dünnere holen, ick komme da nich mehr durch."

Sie machte sich auf die Suche nach Frau Amélie und fand sie schließlich in ihrem Zimmer auf der Chaiselongue. „Also wo soll ick denn nu anfangen?" fragte sie nach kurzer Begrüßung. „Wenn ich nich wees, wo ick anfangen soll, fang ick jarnich an. Det dauert ja drei Tage."

„Ich weiß nicht," erwiderte Frau Amélie.

„Scheen," sagte die Niederstädten, „det möcht ick ooch; ick lege mir uff de Chaise un mache doten Keefer. Aber wenn ick det mache, denn weeß ick janz jenau, denn sieht det bei mir bald ooch so aus wie jetzt hier bei Ihnen."

„Luise, Sie sind gräßlich," stöhnte Frau Amélie, „haben Sie denn gar kein Mitgefühl?"

Luise betrachtete bedächtig die ihr zugewandte Kehrseite Frau Amélies: „Mitjefühl! Wat hilft es Ihnen schon, wenn ick Mitjefühl habe. Ville richtiger is, det ick hier nich stehe un rede, sondern mit de Arbeet anfange, det et nachher wieder bei Ihnen aussieht wie in 'ne Wohnung und nich wie in 'ne Räuberhöhle. Mitjefühl is janz jut, aber arbeeten is besser. Und wenn Sie vernünftig wären, würden Sie ooch wat tun. Uff de Chaise liegen und sich bedauern lassen, det is janz jut, solange man 't kann; aber wenn man 't nich mehr kann, denn is es nich mehr jut, und denn soll man 't lassen und soll selber mit zufassen und — wat willst du denn hier?"

Diese Frage galt Toni, die auf einmal im Zimmer stand und mißbilligend die neue Ordnung betrachtete, die in dem Gemach der Mutter durch einen zweiten großen Kleiderschrank, drei Etageren, einen Waschkorb voller Nippsachen, eine Kommode sowie dem Sonnenuntergang hinter der verschneiten Mühle hervorgerufen war.

„Ich seh mir das bloß an," antwortete Toni auf die etwas abrupte Frage. „Tag, Luise."

„Hilf lieber Ordnung machen," brummte die Niederstädten. „Wie siehste denn wieder aus!"

Toni sah an sich herunter: „Wieso?"

„Ick meene int Jesicht," sagte Frau Luise? „Du streichst dir nu wohl ooch schon an?"

„Bitte, Luise," protestierte Toni.

„Ach wat, bitte, Luise. Ick hab dir manchmal aus'n Dreck geholt, und jetzt kommste mit bitte, Luise, wo de dir weiß anmalst un de Lippen rot, und überhaupt: Wie siehste

aus! Ick hab et dir immer jesagt, mach bloß keene Dummheiten."

Frau Amélies Kehrseite bäumte sich leidend ein wenig nach der Redenden hin; die Besitzerin stieß einen Seufzer aus. „Ick habe nischt jejen Dummheiten," fuhr Luise fort, „det hab ick dir immer jesagt. Aber es is 'n Unterschied zwischen Dummheiten und Dummheiten. Die eenen kann ma machen, und die andern nicht. Und du siehst aus, als ob de jetzt bei de andern bist."

Toni sah die Alte an: „Ach, Luise, es kann manchmal kommen, daß man Dummheiten machen muß, weißt du?"

„Nee," entgegnete die Niederstädten ruhig, „nee, det weiß ick nich, un det will ick ooch nich wissen, und ick meene, du sollst det ooch nich wissen."

Toni zuckte die Achseln: „Du hast's gut, Luise; aber was sollen wir machen?"

Und dann wandte sie sich zur Mutter: „Ich werde, glaube ich, ausziehen, Mama; hier sitzen wir ja jetzt doch einer auf dem andern, und von arbeiten ist keine Rede mehr."

„Arbeeten," sagte Luise Niederstädt. „Wat nennst denn du arbeeten?"

Toni lachte: „Gott, Luise, es können doch nicht alle Menschen dasselbe tun wie du."

„Soll'n se ooch nich," erwiderte Luise, „aber wenn ick dir so seh un du redst von arbeeten – denn muß ick lachen, und ärgern tu ick mir ooch. Und denn is allemal wat nich richtig."

„Ich nehme an, daß du nichts dagegen hast, Mama,"

sagte Toni, „wenn ich mir eine Wohnung suche; es wird mir auf die Dauer auch zu lästig, jeden Tag von hier nach Babelsberg zu fahren, und das Auto ist nicht immer zur Verfügung."

„So fängt et immer an," stellte Luise fest, „erst Auto un Puder uff de Neese un jemaltes Gesicht und nachher 'ne eigne Wohnung. Meechen, Meechen, ick rat dir jut, mach et nich. Wenn de dir auch jetzt einbildst, du hast wat davon, du hast doch nischt davon. Zuerst jehn se dir immer um die Nase un tun alles, und wenn de nachher rinjefallen bist, und er hat, wat er will, dann läßt er dir sitzen, und denn kannste sehen wo de bleibst mit deine Wohnung. Wo willste denn überhaupt jetzt 'ne Wohnung herkriegen?"

Toni lächelte ein bißchen: „Ich hab schon eine, Luise. Mach dir keine Sorge. Was du sagst, das war einmal. Heute ist das alles ganz anders, und manchmal denk ich, man kommt gar nicht drum 'rum."

„Quatsch," erwiderte Frau Luise, „det denken alle, wenn se jung sind, det alles anders jeworden ist, als es bei de Alten war. Aber wenn se nachher alt jeworden sind, denn sehn se, det et janz jenau dieselbe Jeschichte war. Bild dir bloß nicht ein, daß der liebe Jott für euch 'ne Extrawurscht jebraten hat."

„Bild ich mir auch nicht ein, Luise," sagte Toni. „Mir scheint, du bildest dir hier viel mehr ein als ich. Denn du irrst dich, wenn du glaubst, daß mir das alles Spaß macht. Im Gegenteil – es macht mir gar keinen Spaß. Aber ich muß leben, genau wie du, und da muß man durch manches hindurch. Und man kommt auch hindurch – glaub es mir.

Es ist nicht schön, gewiß, und ihr hattet es eigentlich viel besser – auch du, Luise, wenn du auch den Kopf schüttelst. Es ist aber nun einmal so, und da ist nichts zu machen. Wenn man aber weiß, was man will, und das weiß ich jetzt schon ganz genau, dann ist das alles nachher wirklich bloß Kinderei und Dummheiten, und man lacht darüber. Ihr regt euch noch über Puder und das bißchen Lippenstift und kurze Haare auf – du lieber Gott! Ich säß lieber auch zu Hause; wenn's sein muß, mach' ich aber auch dies, bis ich mal mein eigenes Zuhause habe. Und das wird feiner als diese Rumpelkammer hier, Luise. Und dann lade ich dich zum Kaffee ein."

„Ich verbiete dir, dir eine Wohnung zu mieten," klang es von der Chaiselongue her.

„Ja, Mama," erwiderte Toni, „dann mußt du mir hier den nötigen Raum schaffen."

„Du hast dein Zimmer," sagte Frau Amélie, ohne sich umzuwenden.

„Das genügt nicht," erwiderte Toni.

„Es genügt," beharrte die Mutter.

„Auf Wiedersehen, Amélie," sagte Toni. „Wir werden später noch einmal davon reden."

„Ick würde det Meechen nich aus'm Haus lassen," äußerte die Niederstädten, als die Tür hinter Toni ins Schloß gefallen war. „Ick würd' mir überhaupt 'n bißchen um die Kinder kümmern. Die sieht nich jut aus, un dumme Jedanken kommen schnell. Ick seh det an Niederstädten."

„Wie soll ich denn das machen?" stöhnte Frau Amélie

abgewandt. „Wie soll ich überhaupt in diesem Wirrwar leben?"

Die Niederstädten fuhr sich bedächtig mit dem Zeigefinger unter der Nase entlang: „Wie Sie det machen soll'n? Det will ich Ihnen sagen. Se soll'n een janz kleen bißchen weniger an sich selber und 'n bißchen mehr an die Kinder denken. Denn jiebt sich allens von alleene."

Damit wandte sie sich zum Gehen. Aber auf halbem Wege machte sie noch einmal halt: „Det is natürlich nicht leicht, und ick weiß janz jenau, det dazu eigentlich noch was anderes jehörte. Nämlich det eener käme und sich erst mal 'n bißchen um Ihnen kümmerte. Früher da hab ick manchmal jedacht: Luise, dacht ick, eijentlich haste drei Kinder zu versorgen. Denn die Amélie, die hätt's ooch nötig. Denn hab ick mir aber jesagt: nee, wat die braucht, is 'n Mann, und du bist bloß 'n altes Weib. Und heute is es noch so. Aber wenn Keener kommt: denken Sie mehr an die Kinder! Die Toni jefällt mir nich, und besser vorher 'n bißchen denken als nachher. Schließlich 'n Mann is ja janz scheen, aber ich denke manchmal, Kind is schon besser. Ick werd mit Niederstädten ooch erst fertig, wenn ick ihm als Kind nehme und er sich nich als Mann vorkommt. Es is nischt mit 'n Mann."

Damit wanderte sie hinaus, holte sich aus der Küche einen Eimer, einen Lappen und einen Schrubber und begann das künftige Reich Herrn Hempels, vereint mit dem Mädchen Frida, einer gründlichen Reinigung zu unterziehen.

Frau Amélie aber war auf der Chaiselongue liegen-

geblieben und hörte noch immer die Abschiedsworte des einstigen Kindermädchens. Und auf einmal merkte sie, wie unaufhaltsam Träne um Träne teils über ihre Wangen, teils an ihrer Nase vorbei auf das Muster der guten Chaiselonguedecke tropfte. Und da begann sie aus Mitleid mit sich selbst zu schluchzen wie ein kleines Kind.

Der Ruck im Fahrstuhl

Und dann war alles vorüber. Der Umzug und die Unordnung, das Reinemachen und das Einrichten, der ganze Umbau des Lebens. Die vorderen Räume der Wohnung, in denen sich einst das Theater ihres Daseins abgespielt hatte, waren für die Familie Jordan eine versunkene Welt, in der sie nichts mehr zu suchen hatte. Nur Großmutter Luischen ließ es sich nicht nehmen, manchmal wie in halbwachem Traum den Korridor entlang nach dem ehemaligen Eßzimmer zu wandern und weiter in das Musikzimmer, und niemand hinderte sie daran. Sie kam gewöhnlich erst gegen Abend, wenn alles leer und Alwin Hempel ausgegangen war. Und war er wirklich einmal zu Hause, dann stand er nur höflich auf, neigte ein wenig den Kopf und ließ die alte Frau ohne ein Wort durch die Gefilde ihres früheren Lebens wandern. Er konnte das ruhig tun, denn sie rührte nichts an, hielt sich auch kaum länger auf; sie schritt nur wie der Schatten einer fernen Vergangenheit langsam durch diese Welt, die einst die ihrige gewesen war, sah an den Wänden umher, betrachtete stumm die Möbel, die sie nicht kannte, blickte zur Decke

empor und verließ dann wortlos, wie sie gekommen, wieder die fremden Gemächer, um in das ihrige zurückzukehren.

Hempel hatte sein Arbeitszimmer in dem mittleren der drei Bureauräume vorne eingerichtet. Dort saß er vormittags, Schreibtisch gegen Schreibtisch mit Otto Voßwinkel. An einem kleinen Tisch nebenan saß Eva mit allerhand Papieren, Notizblöcken, Briefentwürfen beschäftigt, um gleich zugegen zu sein, wenn einer der Herren etwas zu diktieren hatte. Die Schreibmaschine stand als störend im ehemaligen Musikzimmer, das auch als Musterlager diente. Der dritte Raum vorne war Empfangs-, Sprech- und Konferenzzimmer.

Eva war fest engagiert. Sie kam jeden Morgen um neun, saß bis eins, ging zum Mittagessen, das jetzt in Josias' ehemaligem Zimmer stattfand, zu der Mutter hinüber und war um drei bereits wieder im Dienst. Die Arbeit war so gewachsen, daß sie meist über sieben Uhr hinaus bleiben mußte, bis acht, bis neun. Es kam auch vor, daß Hempel, wenn er etwas besonders Dringendes hatte, sie noch abends spät hinüberbitten ließ, um zu diktieren.

Etwas schwierig war anfangs das Zusammenwirken mit Onkel Otto gewesen, weil die mittlere Proportionale zwischen Dienst und Familie nicht immer leicht zu treffen war. Aber Evas ruhige Art schuf auch hier bald Gewohnheiten, zumal alles persönlich Geschäftliche von Hempel, dem Fremden, erledigt wurde. Von ihm erhielt sie ihr Gehalt und das Extrahonorar für die Überstunden. Von ihm empfing sie die Miete, die sie, ohne die Mutter zu bemühen, an den Hauswirt weiterleitete.

Ebenso gab Onkel Otto schon der Bequemlichkeit halber ihr seinen Beitrag für den Unterhalt von Großmutter Luischen.

„Es ist das beste, du machst es," sagte er, als er es zum ersten Male tat, „deiner Mutter fehlt nun mal aller Sinn fürs Rechnen."

Und da er gerade beim Reden war, strich er sich über das schon arg gelichtete Haar, sah zum Fenster hinaus auf die Kurfürstenstraße und sagte halb beiläufig: „Ich weiß nicht, ob du davon gehört hast. Ich heirate übermorgen. Wen, brauche ich dir nicht zu sagen. Richtiger wäre vielleicht zu sagen: ich werde geheiratet. Aber das wäre ungalant und wäre undankbar. Im Endresultat kommt es überdies auf dasselbe hinaus, und alte Familien brauchen Auffrischung. Der Großmutter habe ich's erzählt, so schonend wie möglich. Sie hat es merkwürdig schnell begriffen, wahrscheinlich vom dynastischen Standpunkt. Ich wäre dir dankbar, wenn du bei Gelegenheit auch deine Mutter sanft vorbereiten würdest."

„Sie wird nicht viel sagen, glaube ich," erwiderte Eva, „sie ist sehr anders geworden. Der Tod von Großvater und die ganze Umwälzung in unserem Leben: — es war wohl ein bißchen viel für sie."

Otto Voßwinkel nickte und betrachtete interessiert ein Auto, das auf der anderen Seite der Straße hielt. „Wenn man mit vierzig zum erstenmal mit dem Leben zusammenstößt, da lernt man's schwerer als in jungen Jahren. Du bist viel besser dran."

Eva lächelte: „Meinst du?"

Erna Gutbiers großer Tag ging ohne viel Erregung vorüber. Daß etwas Besonderes los war, merkte man eigentlich nur daran, daß Otto Voßwinkel vormittags nicht im Bureau war. Er hatte mit Fräulein Gutbier verabredet, daß er ihr einen Wagen schicken und sich erst auf dem Standesamt einfinden würde. Für das Schaubedürfnis des Hauses Kurfürstenstraße 126 c genügte es schließlich, wenn sie nach der Trauung zusammen zurückkämen.

Es verlief übrigens besser als er gefürchtet hatte; nur zwei Damen älterer Jahrgänge standen neben der Tür, und aus dem Parterrefenster schaute für einen Moment das runde Gesicht von Frau Luise Niederstädt.

„Wat die for'n Glück hat," bemerkte die eine der beiden alten Damen und sah der ehemaligen Direktrice neidvoll nach.

„Jlück?" lachte die andere. „Det nennen Sie Jlück, wenn se 'n Mann kriegt, der in 'ne möblierte Firma arbeitet? Ich weeß nicht. Wenn se 'n früher gekriegt hätte, wo die da oben noch seine Leute waren mit Jeld und Diener und zwölf Zimmer, aber jetzt? Was hat se denn davon? Passen Se auf: se wird ihn noch zu sich nehmen müssen, statt daß sie zu ihm in seine Villa zieht."

Die andere nickte ein paarmal zustimmend vor sich hin: am Ende sagte sie gelassen: „Det is alles janz schön und jut, aber Mann is Mann und is nu mal die Hauptsache. Ich hätt ihn ooch jenommen."

Die Feier nach der heiligen Handlung hatte Otto Voßwinkel teils aus Takt, teils mit Rücksicht auf die Trauer seiner Familie auf den allerkleinsten Kreis beschränkt.

Von seiner Seite waren Eva und Onkel Heinrich erschienen (zum ersten Male ohne den Diener Hohenberg), von den Verwandten der jungen Frau eine Schwester, die über eine hohe, grelle und dafür desto ausgiebiger benutzte Stimme verfügte, sowie ebenfalls ein Onkel mit langem, blonden Schnurrbart, Bauchansatz und undefinierbarem Beruf. Seine Möglichkeiten lagen zwischen Rentier und Bierkutscher, mit stärkerer Annäherung an den zweiten. Er sprach nicht viel, aß und trank dafür desto mehr, so daß er wesentlich zum harmonischen Verlauf des Unternehmens beitrug. Das Ganze war kurz und schmerzlos. Die Voßwinkelschen Gäste empfahlen sich sehr bald, die Gutbierschen waren etwas hartnäckiger. Aber als die junge Frau Eva, die wieder in ihren Dienst mußte, hinausgeleitete, sagte sie zuversichtlich im Hinblick auf die Hartnäckigkeit: „Hab keine Angst, ich kriege sie schon 'raus."

Eine halbe Stunde später saß Eva wieder oben in ihrem Arbeitszimmer an der Schreibmaschine und erledigte die Post.

Das Geschäft ging ausgezeichnet. Die Aufträge häuften sich von Tag zu Tag, und die Arbeit wuchs beängstigend. Die Erweiterung der Werkstätte, mit der man vor einigen Wochen begonnen hatte, erwies sich bereits als unzureichend, und Hempel begann allen Ernstes an den Kauf und Ausbau einer kleinen Fabrik zu denken.

Eva hörte ihn, während sie schrieb, im Nebenzimmer herumgehen, dann und wann etwas vor sich hinpfeifen, in Korrespondenzen oder einem Buch blättern. Als es sieben Uhr war, kam er zu ihr herüber.

„Noch nicht fertig?" fragte er, nachdem er sie begrüßt hatte.

„Noch nicht ganz," erwiderte sie, „seien Sie nicht böse. Aber es war heute sehr viel."

Hempel nickte: „Ich weiß. Es wird nicht mehr lange dauern, dann kommen Sie allein nicht mehr durch. Ich muß noch jemanden engagieren."

Eva sah ihn erschrocken an; aber er lachte: „Haben Sie keine Angst, Sie sollen bloß avancieren."

Und dann setzte er ihr auseinander, daß er ein Bureau einrichten müsse. Sie solle es leiten, gleichzeitig die Besucher empfangen, unter Umständen in seiner und Onkel Ottos Abwesenheit selbständig mit ihnen verhandeln und überhaupt eine Art innere Vertretung der Firma werden. Selbstverständlich unter entsprechender Erhöhung ihrer Bezüge; sie könne vom nächsten Ersten ab ungefähr mit dem doppelten Einkommen rechnen, zumal sie von Verkäufen, die sie vermittelte, beziehungsweise selbständig abschloß, Prozente bekäme. Aber darüber wollte er noch mit ihr reden. Jetzt hätte er sie nur fragen wollen, ob sie Lust habe, mal hinüberzukommen und sich die Sache anzuhören.

„Was für eine Sache?" fragte Eva, die immer noch an ihrer Maschine saß.

„Na, kommen Sie mal," sagte er und lächelte.

Eva folgte ihm in das Arbeitszimmer hinüber, in dem einst Mister Parker und Herr Johannson gewohnt hatten. Auf dem Schreibtisch brannte die Stehlampe, und im Kreis ihres Lichts stand ein geheimnisvolles schwarzes Kästchen, auf dem allerhand kleine blanke Messing-

schrauben mit Drähten, Spulen, Knöpfen und Skalen glänzten. Zu beiden Seiten hingen an langen Telephonschnüren zwei merkwürdige Dinger, die halb wie Ohrenschützer, halb wie verdoppelte Telephonhörer aussahen.

Hempel ergriff einen Stuhl und rückte ihn an den Schreibtisch; dann forderte er Eva mit einer stummen Bewegung auf, dort Platz zu nehmen. Sie tat es gehorsam und sah erwartungsvoll zu, wie er sich, ohne ein Wort zu sagen, ihr gegenüber niederließ, einen der merkwürdigen Ohrschützer ergriff, den Bügel über seinen Kopf zog und die beiden Muscheln gegen seine Ohren legte. Durch ein freundliches Nicken nach dem zweiten Apparat hin lud er sie ein, seinem Beispiel zu folgen.

Sie zögerte ein bißchen. Aber schließlich überwand sie sich und legte vorsichtig, als fürchte sie Überraschungen, den geheimnisvollen Apparat, die Haare beiseiteschiebend, über ihre Ohren. Hempel blickte sie dabei erwartungsvoll an, Eva ihrerseits starrte auf ihn.

So saßen sie eine ganze Weile und warteten; aber es ereignete sich nichts. Schließlich begann Hempel den Kopf zu schütteln: „Eben war's doch da."

Er beugte sich vor und betrachtete eindringlich und suchend das schwarze geheimnisvolle Kästchen mit den Messingschrauben und Knöpfen, Spulen und Skalen. Plötzlich faßte er zu: „Nu freilich, wenn kein Anschluß is." Und er ergriff zwei kleine gelbe Schnüre, an denen blanke Metallstöpsel hingen und steckte sie in zwei offenbar dafür bestimmte metallgefaßte Öffnungen auf dem Deckel des schwarzen Kästchens.

Fast in der gleichen Sekunde begann sein Gesicht sich zu verklären, und er sah Eva von neuem erwartungsvoll an. Diesmal mit besserem Erfolg. Über ihr Gesicht war ein leises Verwundern geglitten. Denn auf einmal hatte an ihren Ohren ein Rauschen und Klingen begonnen, in das sie zunächst keine Ordnung und Klarheit bringen konnte. Erst allmählich unterschied sie Töne wie von einem Klavier, erkannte Bruchstücke einer Melodie, und plötzlich vernahm sie staunend auf dem Umweg über diesen merkwürdigen Kopfschützer die Klänge einer Sonate, die sie selbst oft gespielt hatte.

Unwillkürlich griff sie nach ihren Ohren und rückte den Apparat vorsichtig etwas zurecht. Ihr Mund öffnete sich leicht beim Lauschen, dann hob sie die Augen und sah Hempel fragend an.

Der strahlte, als mache er selber die Musik. „Sie probieren," sagte er wichtig.

Eva zuckte die Achseln, um ihren Mangel an Verstehen auszudrücken. Zu sprechen wagte sie nicht, um die Musik nicht zu stören.

„'s is hübsch, nicht?" fragte Hempel, der ihr Interesse sah und respektierte. Er wartete geduldig, bis der Satz der Sonate zu Ende war. Dann nahm er den Hörer ab, Eva tat das gleiche.

„Merkwürdig," bekannte sie und strich die Haare zurecht: „Wo kommt das her?"

„Aus der Potsdamer Straße," antwortete er.

„Es klingt halb wie Telephon, halb wie Grammophon,"

stellte sie fest und betrachtete nachdenklich den Bügel mit den beiden Klappen, der vor ihr lag.

„Ja," erwiderte Alwin Hempel, „bloß keene Platte und keene Leitung."

„Keine Leitung?"

„Nee, bloß durch die Luft," erwiderte er.

Eva schüttelte den Kopf: „Das verstehe ich nicht."

„Ich erklär's Ihnen ein andermal; heute wollt ich's Ihnen bloß zeigen. Hübsch, nicht? Und gar nicht teuer. Wenn Sie mal hören, daß einer nicht weiß, was er schenken soll, sagen Sie bloß: Radio – und unsere Telephonnummer. In sechs Wochen gehört es einfach dazu, daß jeder so 'n Ding hat. Sie können viel verdienen, wenn Sie sich 'ranhalten."

Eva betrachtete wieder halb ungläubig den schwarzen Kasten. „Aus der Potsdamer Straße kommt das?"

„Ja," antwortete Hempel, „drahtlos. Es kommt auch aus London."

„Aus London?" wiederholte sie noch ungläubiger.

Hempel nickte: „Ja. Aber das hört man nur mit den teureren Apparaten. Dieser ist billig; mit dem hört man nur Berlin."

„Und Sie meinen, daß viele Leute das kaufen werden?"

„Alle. Es ist das sicherste Geschäft seit dem Kriege. Sie sehen es ja an uns."

„Und alle die Leute können dann hören, wenn in London etwas gespielt wird?"

„Wenn sie 'n guten Apparat haben, selbstverständlich."

„Das klingt wie ein Märchen."

Hempel lächelte: „Es is auch bloß Wirklichkeit, aber 'n gutes Geschäft. Sie werden es merken."

Eva lehnte sich im Stuhl zurück: „Wirklichkeit sagen Sie. Wissen Sie immer, was wirklich ist?"

Alwin Hempel nahm den Kopfhörer wieder hoch, probierte und legte ihn zurück: „Ich glaube ja."

Sie schüttelte den Kopf: „Ich nicht. Wenn ich an die letzten Monate zurückdenke: was wir da erlebt haben! Wo man doch dachte, so was könnte nie passieren — wie alles auf einmal auf den Kopf gestellt wurde, und wir standen da als arme Leute: Ich weiß nicht, es kommt mir manchmal sehr unwirklich vor. Wenn ich hier sitze, wo es früher so ganz anders aussah, wo ich mit Großvater gesessen habe, und jetzt klappere ich auf Ihrer Schreibmaschine, und da drüben sitzen Sie, und Sie haben früher hier Skat gespielt, und jetzt diktieren Sie mir Ihre Briefe, und Toni ist fort, und Mutter und Großmutter wohnen hinten — ist das Wirklichkeit? Ich bringe es nicht zusammen. Der Ruck war zu groß."

Hempel sah sie überlegend durch seine goldene Brille an: „War es wirklich 'n Ruck?"

Sie lächelte: „Wenn das keiner war!"

Aber er schüttelte den Kopf: „So meine ich's nicht. Es war wohl eine Veränderung, sogar eine große. Aber es war nichts Plötzliches; es war bloß wie 'n letzter Übergang."

„Das verstehe ich nicht," sagte Eva. „Ich habe das Gefühl, daß in diesen Monaten unser Leben genau so einen plötzlichen Stoß bekommen hat" — sie lachte ein bißchen —

„wie damals der Fahrstuhl, als Toni die Türen aufriß und wir hängen blieben und Sie uns nachher herausholten."

Sie sah ihn nachdenklich an: „Wie merkwürdig das ist; damals haben Sie uns herausgeholfen und den Fahrstuhl wieder in Gang gebracht – und jetzt ist es beinahe ebenso."

„Nu verstehe ich Sie nicht," sagte er und wurde ein bißchen rot.

„Tun Sie doch nicht so, Herr Hempel," sprach sie ruhig weiter. „Wenn Sie nicht gekommen wären und die Wohnung gemietet und mich dazu engagiert hätten – ich weiß nicht, wovon wir heute leben sollten. Wir saßen doch genau so fest wie damals im Fahrstuhl, und diesmal brauchten Sie nicht einmal den braven Niederstädt zu holen."

Alwin Hempel lachte kurz: „Das war sehr komisch damals." Dann wurde er wieder ernst. „Aber was Sie sagen, stimmt doch nicht; denn es war eben diesmal kein Ruck."

Eva sah ihn abwartend an, so fuhr er fort: „Wenn kein Krieg gekommen wäre und keine Inflation und keine Stabilisierung – dann hätten Sie und Ihre Mutter und Ihre Onkels und alle Leute, die so waren wie Sie, ruhig noch 'ne Weile weiter so leben können. Vielleicht. Aber dann wäre etwas anderes passiert, das dieselbe Situation geschaffen hätte. Denn die mußte kommen. Es war kein Ruck, der das hier verschuldet hat, es war ein Gleiten, das schon viel früher angefangen hatte."

Eva stellte fest, daß er bei allem Knabenhaften eigentlich ein ganz kluges Gesicht hätte.

„Wie war's denn?" fragte er sich vorbeugend: „Sie waren daran gewöhnt, daß Sie Geld hatten, und daß das Geld für Sie verdiente. Solange das glatt ging, war alles in Ordnung. Aber keiner von Ihnen dachte mehr daran, daß das Leben keine glatte und sichere, sondern eine gefährliche Angelegenheit ist und eine sehr unsichere obendrein."

Er rieb den Zeigefinger der linken Hand langsam an seiner Nase: „Sehen Sie, man hat uns jetzt die Kanonen weggenommen und die Gewehre und unsere ganze Rüstung. Sie, ich meine Ihre Familie, Ihre Mutter, Ihre Onkels — Sie kamen mir schon immer vor wie Leute, die sich niemals eine Rüstung zugelegt hatten, weil sie meinten, 's tut ihnen ja doch keiner was. Sie glaubten, Geld allein wär genug; jetzt haben sie lernen müssen, daß Geld 'ne genau so unsichere Sache ist wie alles im Leben. Worauf es ankommt, das ist ganz was anderes."

„Und das wäre?" fragte Eva.

Hempel überlegte. „Ich glaube, es ist dies: daß man alle Menschen schon früh dahin bringen muß, daß sie das richtige Gefühl für das Leben kriegen."

„Und wie macht man das?"

„Das macht man, indem man ihnen zeigt, wie es wirklich ist, und indem man ihnen beibringt, an irgendeiner Stelle mitzumachen."

„Macht denn nicht jeder mit, ob er will oder nicht?"

„Nee," erwiderte Hempel etwas lauter — „nee: die meisten bilden sich's bloß ein. Sehen Sie, Sie alle, Sie haben gedacht, so wie Sie lebten — das wäre das Leben.

Jetzt sehen Sie, daß das bloß nebenher ging, und daß die Wirklichkeit ganz woanders war. Und nun müssen Sie erst lernen, wie es wirklich ist und haben die ganze schreckliche Arbeit davon. Und da meinen Sie nun, das käm alles bloß von dem großen Ruck, den die Welt bekommen hat. Es kommt aber von dem, was ich Ihnen gesagt habe."

Eva dachte ein Weilchen nach: „Und was hätten wir Ihrer Ansicht nach tun sollen?" fragte sie etwas skeptisch.

„Das kann ich Ihnen auch sagen. Erstens sich weniger wichtig nehmen, wie's Ihr Großvater tat. Und dann einmal arbeiten, wie er es getan hatte."

„Aber wir hatten es doch nicht nötig zu arbeiten," sagte sie, „und bloß den andern die Beschäftigung wegnehmen?"

Alwin Hempel schüttelte den Kopf. „Darauf kommt's nicht an. Jeder, der arbeitet, nimmt einem andern die Beschäftigung weg. Deshalb hat's doch jeder nötig, etwas zu tun. Nicht bloß wegen des Geldes, sondern seinetwegen. Denn wenn man arbeitet, muß man mit anderen zusammenarbeiten, und nur so k o m m t man mit ihnen zusammen. Es ist ganz egal, was man macht: man kommt in ein Ganzes, und sieht, daß man für sich allein immer draußen steht und nichts Besonderes ist, und nichts machen kann. Darum meine ich, hätten Sie und Ihre Leute längst einmal die Nase in die Wirklichkeit hineinstecken müssen, die immer die Wirklichkeit der anderen ist. Dann wäre ihre eigene Wirklichkeit nicht so falsch und so 'n Märchen geworden. Sehen Sie sich doch mal Ihre Mutter an. Sie ist 'ne gute Frau; aber können Sie mit ihr reden? Sie können nicht mit ihr reden. Und warum nicht? Weil sie

nicht weiß, was wirklich ist, nämlich was Sie, was die anderen sind. Weil sie immer bloß sich gesehen hat. Ich hätte ihr gewünscht, es wär alles geblieben wie früher; aber daß es so schlimm für sie gekommen ist – Fräulein Jordan, das liegt noch nicht einmal zur Hälfte an dem Ruck, den es gegeben hat. Zur größeren Hälfte liegt es an ihr selber. An ihr und den anderen, die ebenso sind."

Eva sah vor sich hin: „Es klingt sehr hart, was Sie da sagen. Es hat doch auch viele getroffen, die ihr Leben lang gearbeitet hatten, und denen es jetzt trotzdem so geht wie uns."

„Sicher ist es hart," gab Hempel zu. „Ich will auch gar nicht behaupten, daß das, was jetzt geschehen ist und Sie und andere getroffen hat, gerecht ist. Ich meine nur, daß Sie, wenn Sie mehr vom Wirklichen gewußt hätten, auch mehr Ahnung von der Unsicherheit des Lebens gehabt hätten. Den Alten hätte das nicht viel geholfen; für die blieb es bitter; aber gegen das Leben und das Unglück gibt es vorläufig noch keine Versicherung. Sie aber hätten sich schützen können, wenn Sie besser ausgerüstet gewesen wären, und dann hätten Sie nicht auf einmal festgesessen. Darum meine ich, daß das nicht stimmt, was Sie vorhin sagten – es wäre gewesen wie damals im Fahrstuhl. Das Schlimme ist ganz allmählich gekommen und nicht auf einmal. Und heraushelfen – das müssen Sie sich diesmal schon selber."

Eva sah ihn von unten herauf an und lachte ein bißchen: „Warum geben S i e sich dann soviel Mühe, mir herauszuhelfen?"

Auf diese Frage wußte Alwin Hempel keine Antwort,

sondern warf ihr nur schweigend einen kurzen Blick aus seinen hellblauen Augen zu – und jetzt wurde Eva ein bißchen rot.

„Einer muß es doch," sagte er schließlich, ohne zu merken, wie sehr er damit der eigenen männlichen Logik ins Gehege kam.

„Genau wie damals im Fahrstuhl," entgegnete Eva und lachte wiederum.

„Mit Ihnen kann'ch nich diskutier'n, Fräul'n Eva," sagte Hempel traurig, und auf einmal sächselte er, wie er noch nie gesächselt hatte. Seine ganze Seele schien beteiligt und in Schwingung geraten zu sein.

Sie fühlten es beide und wurden beide verlegen. Und in ihrer Verlegenheit griffen sie wie auf Verabredung wieder nach den Kopfhörern. Als sie sie über die Ohren legten, vernahmen sie leise und fein ein hüpfendes Klingen, und wie Eva näher hinhorchte, erkannte sie, daß sie gerade in einen alten Wiener Walzer hineingeraten waren. Ganz leise singend, wie der Klang einer fernen Spieluhr, ein bißchen lustig, ein bißchen melancholisch, halb tändelnd, halb traurig, kamen die fernen Klänge an ihr Ohr, irgendwoher durch den weiten leeren Raum. Ein bißchen wurde man fröhlich, ein bißchen wurde einem nach Weinen zumute. Und da geschah es, daß der Fabrikant von Radioapparaten Alwin Hempel und seine Sekretärin Fräulein Eva Jordan unter dem Bann dieser merkwürdigen Musik einander anlächelten und sich im Dreitakt des Tanzes mit ihren bügelgekrönten Häuptern wieder und wieder zunickten, ohne sich irgend etwas dabei zu denken.

Inhalt:

Das Symbol 5
Der Herr ist mein Hirte 16
Wenn zur Ruh die Glocken läuten 28
Kurfürstenstraße 126 c 40
Am Sonntagmorgen zierlich angetan 53
Das ist der Tag des Herrn 74
Ferngespräche 90
Neubabelsberg 99
Als ich wiederkam, als ich wiederkam 126
Liebe 140
Ich lasse Dich nicht 158
Hintertreppe 169
Sein Reich ist nicht von dieser Welt 190
Lehmanns Traum 209
Wege zu Kraft und Schönheit 235
Der Ruck 266
Das Horoskop 282
Der Wein ist verraucht 296
Getreue Nachbarn und desgleichen 319
Reif sein ist alles 329
Samariter 357
Die letzte Freude 367
Die Erben laß verschwenden 391
Kleine Anfragen 401
Der neue Weg 416
Himmlische und irdische Liebe 433
Konferenzen 454
Der Ruck im Fahrstuhl 479

In unserem Verlag erschien ferner

Paul Fechter

Die Kletterstange

Roman. 7. und 8. Tausend

Die Darstellung eines Philosophen, der auf Berlinisch lächelt und selbst über eine noch so junge und schreiende Vergangenheit schon den mildernden Duft der Historie zu breiten weiß.

Franz Leppmann in der B. Z. am Mittag, Berlin.

Ein ausgezeichneter humoristischer Roman. Geistvoll und witzig. Über dem ganzen Werk leuchtet eine heitere Güte als das Beste, das sich besonders in einem zarten Wissen um Frauen offenbart.

Johannes Demmering in Die schöne Literatur, Leipzig.

Fechter hat den Humor des feingebildeten Mannes, der über den Dingen steht. Seine Sprache ist durchgängig ironisch gesättigt, voll leiser Parodien des Romanstils oder voll bewußter Bildungsfloskeln, die von Anspielungen auf zeitgemäße Erscheinungen unseres Lebens überfließen. Dr. Felix Zimmermann in den Dresd. Nachr.

Das Buch ist ganz im Geiste Fontanes geschrieben, als Taufpaten sind Wilh. Raabe und Heinrich Seidel zu nennen. Ein behaglicher, nicht zu breiter Humor liegt über dem Ganzen, ein verstehendes lächelndes Mitleid mit den Schwächen der lieben Mitmenschen. Wer besinnlichen Humor liebt, der greife nach diesem Buch, er wird es nicht bereuen. Hamburger Anzeiger.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin Leipzig

BARD COLLEGE LIBRARY
Main
PT 2611 .E18 R8,1927

WITHDRAWN

Main Der Ruck im Fahrstuhl
PT
2611
E18
R8
1927